
Aus der Bücherei von
Walter Schmidkunz
IOS.
RIEDL

Reiseskizzen

aus den

Alpen und Karpathen.

Von

Karl A. Sonklar Edlen von Innstädten,
k. k. Major.

Wien 1857.
Verlag von L. W. Seidel.

Druck von M. Auer.

Vorwort.

Das Werkchen, welches ich hier der Oeffentlichkeit übergebe, ist die Frucht einiger nach verschiedenen Richtungen unternommenen Ferienreisen. Erst fröhlich genossen, wurde das Genossene nachher ernstlich durchdacht und dadurch nach Möglichkeit erst recht gewonnen. Das Reisen nützt in doppelter Beziehung, u. z. erstlich durch den unmittelbaren Genuß, den es gewährt, und dann durch die Anregung zu jenen Studien, die die gesehenen Dinge dem Geiste klar zu machen suchen. Vielleicht wird der freundliche Leser aus meiner Erzählung erkennen, daß ich mich redlich bemühte, sowohl dem einen wie dem anderen Zwecke gerecht zu werden. Ob dabei etwas Nennenswerthes zu Tage gekommen, ist freilich eine andere Frage.

Hat es der Leser demungeachtet dahin gebracht, sich bis zu dem Ende dieses Buches durchzuarbeiten, so wird er sich billig über die Verschiedenheit wundern, die er in der Auffassungsweise der einzelnen Partien dieser Reiseskizzen wahrgenommen haben wird. Denn ist in einigen Theilen die Natur als die Hauptsache, und das menschliche Treiben fast nur als die accidentelle Staffage derselben behandelt, so treten dafür in einem anderen Theile die Menschen und ihre Verhältnisse in den Vordergrund, und die Natur erscheint meist nur wie eine Dekoration, vor der sich die regen Gestalten des Lebens und der Vergangenheit auf und nieder bewegen. Die Sache ist indeß sehr einfach zu erklären. Was kann ein ehrlicher Tourist über Tirol und Salzburg, über die Alpen und Tauern, etwa sagen wollen, was nicht schon andere und gescheidtere

Leute vor ihm umständlich auszusprechen und zu erörtern sich bemühten? Eine Zahl wissenschaftlicher Werke erklärt ihm Boden, Klima und Produkte, und weitläufige Topographien lehren ihm, wie viele Einwohner jedes Oertchen, wie viele Glocken jede Kirche, wie viele Kühe jede Alpe und wie viele Metzen Korn jede Tenne zählt; der ausreichendsten historischen, ethnographischen und politischen Nachweisungen gar nicht zu gedenken. Auch alle Märchen und Sagen haben ihm Andere bereits weggeschnappt, und Touristen ohne Zahl haben des Umständlichen von sich gegeben, wie das Volk aussieht, wie es lebt und sich benimmt in den mannigfaltigsten Gelegenheiten. Unter solchen Umständen kann für den Leser kaum etwas anderes von Interesse sein, als die Natur, die, in ihrer Großartigkeit und in der ungeheueren Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen eine neue und, nach der Beschaffenheit des Beobachters, selbst auch lohnende Schilderung möglich und zulässig macht. Diese Betrachtung hat mich in den Skizzen über Tirol und die Glocknerbesteigung geleitet.

Ein ganz anderes Verhalten drang sich mir dagegen unwillkürlich bei meiner Reise nach Oberungarn auf. In dieser für das größere deutsche Publikum beinahe völlig unbekannten Region stand das Neue nach jeder Richtung menschlicher Interessen in vollen Garben beieinander, und die einfachste Betrachtung war der lohnendsten Ernte sicher. Neben der Natur, die uns häufig genug in ihrer reizendsten Gestalt entgegentrat, boten jetzt die Menschen, in dem Reichthume fremdartiger Formen und Verhältnisse, und in der unendlichen Verschiedenheit ihrer Abstammung, Sprache, Kultur und Sitte, die anziehendsten Objekte der Betrachtung dar. Aber damit verband sich auch auf natürliche Art der Rückblick in die Vergangenheit, durch die allein, hier wie überall, die Gegenwart erkannt und erklärt werden kann. Welches Land der Welt hat

überdies eine Geschichte aufzuweisen, die von einem so merkwürdigen Gange staatlicher Entwicklung, von so wilden Entladungen unversöhnlicher Gegensätze, von so straffen Spannungen orientalischen Wesens mit westeuropäischen Ideen, von so grausen Parteikämpfen, und von so großen tragischen Schicksalen zu erzählen im Stande wäre, als die des einstmaligen ungarischen Reiches! Nirgends hatte sich kräftiger als hier die schonungslose Herrschaft des erobernden Stammes und die gänzliche Unterdrückung der unterworfenen, die unverständige Beschränkung des Königthums, und die maßlose Macht des Adels, namentlich der großen Feudalherren, ausgeprägt; nirgends wühlte öfter und verheerender die innere Zwietracht und der alles verwildernde Bürgerkrieg in dem Fleische der Nation, hemmte damit die Entwicklung humaner Rechtszustände, und vertrocknete die Quellen der inneren Kraft. Gegen solche Uebel erscheint die anderthalb hundertjährige Okkupation Ungarns durch die Türken fast nur als ein geringes Unglück. — Alle diese Ereignisse wurden selbstverständlich zu wichtigen Faktoren der bestehenden Verhältnisse und machten es nothwendig, daß ich manchmal ihrer hier gedachte. Zum Ueberflusse hat mich auch noch mancher historisch wichtige Punkt zu einem Exkurse in die Vergangenheit verleitet, und wenn dieser hie und da vielleicht etwas zu lang geworden, so möge mir die Nachsicht des gütigen Lesers zu Theil werden. Immer aber dürften diese Schilderungen etwas dazu beitragen, demjenigen, der die ungarische Geschichte niemals zu seinem Studium gewählt, die eigenthümlichen Verhältnisse dieses einstmaligen Oligarchenstaates in anziehenden Beispielen vor das Auge zu führen.

Auf solche Art ist denn aus meiner Reiseskizze über Oberungarn ein Gewächs geworden, das den übrigen Partien dieses Werkchens sehr wenig ähnlich sieht. Dies ist aber auch der Grund,

der mich veranlaßte, die ersterwähnte Abtheilung an die Spitze dieser Skizzenfolge zu stellen. — Wenn dann der Leser durch jenen Theil müde geworden, so mag er sich, aus der staubigen Atmosphäre geschichtlicher Abrisse und langweiliger Abstraktionen anderer Art, vielleicht gerne auf die grünen Alpmatten des Oetz- und Zillerthales, oder auf die stolze Eiszinne des Glockners, oder endlich in die kühlen Gletschergründe des Rofenthales und der Pasterze flüchten, und im ungestörten Verkehr mit den Wundern der Natur die gute Laune wieder gewinnen.

Die Tirolerreise wurde im Jahre 1852, die Glocknerfahrt 1854 und die Tour in das Tatragebirge im vorigen Jahre ausgeführt.

Wien im März 1856.

Der Verfasser.

In's Tatragebirge!

1. Von Wien bis Trentschin.

Einleitung. Abreise von Wien. Ungarisch-Hradisch. Kunowitz. Ungarisch-Brod. Hrosenkow. Prietoma. Trentschin. Piaristenkollegium in Trentschin. Stadtpfarrkirche und Burgruine ebendaselbst.

Im vorigen Jahre hatte mein sehr geehrter Freund, Herr Kanonikus H....., dem von mir ausgegangenen Vorschlage zu einer Reise in die Salzburger- und Kärntner-Tauern bereitwillig beigestimmt, und war mir nachher bei unseren Fahrten über so viele hohe Joche und selbst auf den Glocknergipfel mit großer Selbstverläugnung nachgefolgt. Was war nun natürlicher, als daß ich meines Ortes für die diesjährige Ferienzeit dem von ihm aufgestellten Reiseprogramme, das den gebirgigen Theil Oberungarns und vornehmlich das Tatragebirge in's Auge faßte, mit gleicher Bereitwilligkeit beitrat. Was ihn zunächst bewog, sich und mir dieses Reiseziel zu setzen, war nicht allein der Wunsch, einen bisher von ihm noch nicht besuchten Theil seines Vaterlandes kennen zu lernen, sondern auch die erklärliche Sehnsucht nach einem Naturgenuß, der, nach den gut orientalisch abgefaßten Schilderungen über jene Gegenden von Seite ungarischer Topographen, für Sinn und Geist den ausreichendsten Gewinn versprach.

Das Tatragebirge ist vor allen anderen Naturschönheiten ihres Landes der erklärte Liebling bemeldeter Schriftsteller, und horcht man gläubig ihren Worten, so wird man versucht, es für ein himmelstürmendes Schneegebirge zu halten, dessen Granitsäulen dem Firmamente als willkommene Stützen dienen, in dessen Schluchten ewiges Eis lagert und fabelhafte Meeraugen schimmern, dessen Seiten eine Vegetation von seltener Pracht und Mannigfaltigkeit deckt, und das überhaupt an allerlei Sehenswürdigkeiten und Wundern seines Gleichen sucht. Kaum geringeres Lob wird dem Waagthale von Trentschin aufwärts, der bergumthürmten Thurócz, dem romantischen Thale der Arva, den Alpengegenden des Liptauer Komitats und dem herrlichen Zipserländchen gespendet, so zwar, daß es niemand über-

raschen darf, wenn meinem edlen Freunde nach so vielen Schönheiten der Mund wässerte, und auch ich von meinen touristischen Absichten auf das Kaprunerthal, den Großvenediger und die wilde Krimmel für diesmal abstand, und mich gerne einem Vorschlage fügte, dessen Ausführung mir so viel des Schönen im Gebiete der Natur, und so viel Neues in Volk und Leben, zu bieten versprach.

Nachdem wir auf solche Art mit unseren diesmaligen Reisezwecken in's Reine gekommen waren, unterlag die Festsetzung unserer Reiseroute im Detail keinen besonderen Schwierigkeiten. Ein großes Hinderniß aber schien sich uns in dem Umstande zu erheben, daß keiner von uns beiden der slavischen Sprache, die in jenen Gegenden die herrschende, hinreichend mächtig ist. Doch auch hierin fand sich Rath, indem Herr Abbé P....., Spiritual im hiesigen Pazmaneum und Slave von Geburt, als Dritter in unseren Bund trat, wodurch wir nicht allein das angedeutete Hinderniß vollkommen beseitigt, sondern auch unsere Gesellschaft mit einem eben so gebildeten, als in jeder Beziehung hochachtbaren Mitgliede vermehrt sahen. Der letzte August war schon früher als der Tag unsers Reiseantritts festgesetzt worden, und als dieser Tag erschien, trug uns der Frühtrain der Kaiser Ferdinands-Nordbahn unserem Ziele entgegen.

Es war ein herrlicher Morgen, und mit den froheſten Empfindungen durchflogen wir die Ebene des Marchfeldes, dessen landschaftliche Armuth die Sonne mit ihren hellsten Strahlen verdecken zu wollen schien. In Lundenburg erregte die Ankunft unseres Trains ein großes Vergnügen unter dem dortigen Publikum, was wir deutlich aus dem musikalischen Gepränge entnahmen, mit welchem wir empfangen wurden; — es rührte von einer Schaar tschechischer Musensöhne her, die offenbar mehr Klarinette führten, als für schwielenlose Ohren heilsam war, und deren Kontrebaß den Eigensinn hatte, mit zwei bis drei Akkorden alle möglichen Tonarten zu begleiten. — In Lundenburg werden bekanntlich alle von Wien kommenden Trains getheilt, und das Loos der Uebersiedlung trifft diejenigen, die ihre Reise in der Richtung gegen Prerau fortsetzen, was eben bei uns der Fall war. Gerne hätten wir uns nun des immer schöner werdenden Landes erfreut, wenn dies, bei dem unverantwortlichen Schütteln des Wagens, in welchem

wir saßen, möglich gewesen wäre. Es ist in der That unbegreiflich, wie ein solcher Wagen ohne Noth noch immer in Verwendung bleiben konnte. Seine Oszillationen waren so permanent und heftig, daß eine Dame, die mit uns in demselben Coupé saß, heftigen Kopfschmerz davontrug und leichenblaß wurde; von dem Befremdlichen und Unheimlichen der Sache gar nicht zu reden. Dies machte, daß wir unsere Ankunft in Ungarisch-Hradisch wie eine Art Erlösung betrachteten, und der kranken Dame und ihrem Töchterchen gerne zu einem Platze in einem anderen Wagen verhalfen. Das arme kleine Mädchen, auf das, ihres geringeren Gewichtes wegen, die Schwingungen des Wagens noch ungleich stärker wirkten, mußte die Fahrt von Lundenburg weg stehend mitmachen, und war einige Male nahe daran aus Furcht in Thränen auszubrechen.

Es war ungefähr halb zwölf Uhr Vormittag als wir in Ungarisch-Hradisch anlangten, und im Gasthause „zum schwarzen Bären" abstiegen. Der Weg dahin geht vom Bahnhofe weg erst durch die Altstadt, die als Vorstadt figurirt, in Wirklichkeit aber ein elendes Dorf ist, dann über eine Brücke, welche einen Arm des Marchflusses übersetzt, und endlich durch einige Gassen, die von der Schönheit des Städtchens nicht viel erwarten lassen, auf den unteren Ring oder Platz. In Böhmen und Mähren herrscht nämlich der eigenthümliche Gebrauch, die Stadtplätze, mögen sie welche Form immer besitzen, Ringe zu benennen. Der in Rede stehende Ring ist denn in Wahrheit von der Kreisform sehr weit entfernt, indem er ein ansehnlich großes, von meist häßlichen Häusern umgebenes, schmutzerfülltes Rechteck darstellt, dem nur das nahe Franziskanerkloster mit seiner Kirche einigen Schmuck verleiht. Unsere erste Sorge war nun dem Auftreiben einer Fahrgelegenheit für unsere unverzügliche Weiterreise nach Trentschin zugewendet, aber da sah es leider sehr übel aus. Die landesfürstliche Stadt Hradisch besitzt nämlich zur Zeit einen einzigen Lohnkutscher, und dieser Alleinherrscher im Reiche der Lokomotion hatte die Unverschämtheit, für die nicht mehr als drei Posten betragende Wegstrecke bis nach Trentschin 24 Gulden Konventionsmünze zu begehren. Weit entfernt, uns dieser betrügerischen Forderung zu unterwerfen, wollten wir uns der Extrapost bedienen; dazu fanden sich jedoch im Poststalle nicht

genug Pferde vor, und so sahen wir uns denn genöthigt, für heute auf jede Weiterreise zu verzichten, die nöthigen Karten für die des anderen Morgens 6 Uhr abgehende Postbotenfahrt zu lösen, und uns bis dahin mit den Merkwürdigkeiten von Ungarisch-Hradisch zu trösten, unter deren Genuß wir die kurzen Stunden des Nachmittags fröhlich hinzubringen gedachten.

Aber Du lieber Himmel! Der Nachmittag kam wohl nach Tisch, doch mit ihm kam auch die Einsicht in das eigentliche Wesen dieser landesfürstlichen Kreisstadt. Die größte Merkwürdigkeit darin ist eben der gänzliche Mangel jeder sichtbaren Merkwürdigkeit. Vergebens durchstreiften wir alle holperigen, jämmerlich gepflasterten und zum Theil mit offenen Gossen versehenen Straßen dieser langweiligen Ortschaft; vergebens waren alle unsere Erkundigungen nach Sehenswürdigkeiten, es wollte sich durchaus nichts vorfinden, was uns über einige, oder auch nur eine, der schwerbeflügelten Horen leidlich hinübergeholfen hätte, und zuletzt jagte uns gar ein tüchtiger Regenguß zu unserem „Bären" zurück. Unter solchen Umständen bleibt mir, mit Rücksicht auf unseren großen Zeitverbrauch in Hradisch, nichts anderes übrig, als meine freundlichen Leser in das Gebiet der Vergangenheit zurück zu führen, und nachzusehen, ob sich daselbst nicht etwas findet, was uns über die langweilige Gegenwart selbiger Stadt Hradisch zu trösten vermag.

Ich unterfange mich nicht zu glauben, daß ich etwas Unbekanntes sage, wenn ich erwähne, daß Ungarisch-Hradisch in dem Weichbilde des alten Wellehrad liegt, das auch Dewina hieß, und etwa zwei Jahrhunderte lang die Hauptstadt des großmährischen Reiches war. Hier also residirte und herrschte ein Samomir und Mogemir, ein Samoslav und Ratislav, ein Swatopluk und Swatobog, und wie sie alle hießen diese Schafpelz-Könige, deren Politik eine so weise war, daß sie sich in wenig langer Zeit um ein Reich brachten, dessen Grenzen einst längs der Drau, der Theiß und den Karpathen hinliefen. Wellehrad aber mag eine herrliche Residenz gewesen sein, was jedem klar werden muß, wenn er um tausend Jahre später, d. h. in der Gegenwart, die strohdächigen Lehmhüttendörfer des Marahanenvolkes ins Auge faßt. In der vorhin erwähnten Altstadt sollen sich noch einige schwache Spuren der alten Herrlichkeit vorfinden. Von dem Untergange des mährischen Rei-

ches angefangen beobachtet die Geschichte vier Jahrhunderte lang bezüglich Wellehrads ein verstocktes Stillschweigen, bis um die Mitte des dreizehnten Säkulums die insularische Lage der Stadt den rüstigen Czechenkönig Przemisl-Ottokar dazu verleitet, aus ihr eine Grenzfestung gegen die Magyaren zu errichten, und ihren alten Namen in den gegenwärtigen umzuändern. Die Folgen dieser Vorkehrung ließen auch nicht lange auf sich warten. Etwa siebzig Jahre später (1315) ward sie zuerst durch Matthäus von Trentschin, und 1382 durch Stephan Konth berannt. Noch Aergeres aber widerfuhr ihr durch König Mathias Corvinus von Ungarn, der sie, in seinen ehrgeizigen Händeln mit König Podjebrad und dessen Nachfolger Wladislav, in fünf Jahren nicht weniger als fünfmal belagerte. Durch diese Zahl von Belagerungen steht Ungarisch-Hradisch unter allen Festungen der Welt vielleicht oben an. Aber auch nachher hatte die gute Stadt wenig Ruhe, und im siebzehnten Jahrhunderte klopften abwechselnd Botskaj, Bethlen und die Schweden viermal unsanft und monatelang, obgleich allemal ohne Erfolg, an ihre Pforten. Diese Dinge beweisen klärlich die einstmalige Wichtigkeit der Veste, und trugen ihr nach und nach wichtige Privilegien ein. In dem Rathe der Stadt aber müssen ehedem sehr weise Männer gesessen haben, was daraus zu entnehmen, daß ihrem Urtheil und Unterweis, sowohl in Civil- als strafrechtlichen Sachen, eilf andere Städte der Umgebung unterworfen waren. Da solches jetzt nicht mehr der Fall, so liegt der Schluß nahe, daß das alte Kapital erblicher Richterweisheit seither jämmerlich verschleudert worden. Vielleicht haben es die Preußen davongetragen, die im Jahre 1742 ein Detachement von etlichen Tausend Mann hieher schickten, und die Thore der Stadt offen fanden. Seit 1780 ist Hradisch keine Festung mehr, und von ihren Wällen sind zur Stunde nur mehr geringe Reste vorhanden. Die beiden schönen und hochgewachsenen Töchter im „Bären," die uns Abends unseren Thee brauten und die, nebenher gesagt, trefflich Klavier spielten, waren weitaus die angenehmsten Gegenstände, denen wir in Ungarisch-Hradisch begegneten.

Das herrlichste Wetter begünstigte des anderen Tages unsere Weiterreise; es war ein duftiger, thaublitzender Morgen, und alles um uns und in uns schwamm in Sonnenlicht und Freude. Schnell verga-

ßen wir da unsere Hradischer Täuschungen und ließen in tausend Scherzen und Gesängen unsere frohe Laune frei hinausflattern in die morgenfrische Welt. Da heute Markttag war in Hradisch, so strömte das Landvolk von allen Seiten herbei, und zog, theils zu Fuß, theils zu Wagen, zuweilen in hellen Haufen, meist lebhaft plaudernd und immer freundlich grüßend, an uns vorüber. Es schien fast unglaublich, wie wesentlich sich, in wenigen Stunden von Wien weg, die Staffage der Natur verändern konnte. In Wien noch deutsches Leben, deutsche Sprache, deutsche Sitte in all und jedem; hier dagegen, in allem was das Auge sieht und das Ohr hört, in Wohnung, Sprache und Kleidung, in Ton und Geberde, in Haus und Hof, in Feld und Dorf — das Slaventhum in seines Wesens eigenster Gestalt. Nächst der Sprache nimmt bei einem Volke, das uns fremd, die Art und Weise wie es sich kleidet unsere Aufmerksamkeit zuerst gefangen; als Ingredienz der äußeren Form fällt sie gleich von vorne herein in's Auge, und zeichnet in dem Bilde, das wir uns von der Eigenthümlichkeit der Existenz dieses Volkes entwerfen, die ersten lebendigen Contouren, deren Farbenfüllung und geistige Ausstattung erst eine Folge fortgesetzter Beobachtungen sein kann. Im Uebrigen läßt sich der Satz aufstellen, daß die Kleidung eines Volkes im Allgemeinen, ihre Anordnung und ihr Geschmack, nirgends, wo die Mode nicht alle ursprüngliche Sitte weggewischt, etwas von außen Gegebenes oder gar etwas Zufälliges sei; sie ist vielmehr, wie jede andere Seite des Volkslebens, ein aus der Natur des Elements und aus den physischen und gesellschaftlichen Verhältnissen entspringendes Produkt. Die Wahrheit dieser Behauptung ließe sich leicht durch manches interessante Beispiel, und selbst aus der Geschichte, illustriren, und eben dadurch werden die Volkstrachten für den Ethnographen wichtig, der denn auch den Slaven in dieser Beziehung, wie in Sprache und Sitte, eine ausgesprochene Originalität zugestehen muß.

Die Tracht des Landvolks bietet in den einzelnen Landstrichen zwischen Ungarisch-Hradisch und Trentschin keine auffallenden Verschiedenheiten dar. Die Frauen tragen weiße oder schwarze, in dünne Falten gelegte Röcke und darüber eine Schürze von weißer oder blauer Farbe, an den Füßen Schuhe von weißem Filz, um den Leib kurze Spenser

von weißem Tuche mit gelben Metallknöpfen besetzt, um den Kopf rothbunte, wulstig geschlungene Tücher, deren Zipfen rechts und links bis zur Achsel herabhängen, und, der kühlen Morgenluft wegen, hie und da lange weiße, schwarzverbrämte Pelze von Schaffell. Die Kleidung der Männer folgte weniger als die der Frauen einer bestimmten Regel; sie bestand jetzt meist aus weiten Unterhosen von Linnen nach ungarischer Art, statt denen nur selten enge Beinkleider von blauem oder weißem Tuche sich sehen ließen; aus kurzen, blauen, rothausgenähten Spensern, und aus grünsammtenen, pelzverbrämten Mützen, oder aus schwarzen Filzkappen mit hohen enganliegenden Stülpen, an deren Stelle auch wohl häufig die bekannten kleinen runden Hüte traten. Das Ganze trägt ein entschieden fremdartiges Gepräge, das nur eine Zeichnung in zureichendem Grade versinnlichen kann, in welcher Beziehung ich meine Leser auf die schönen, bei J. Müller in Wien unlängst erschienenen Abbildungen mährischer Volkstrachten, von J. Kalliwoda gezeichnet, zu verweisen mir erlaube.

Kaum weniger eigenthümlich als die Kleidung zeigte sich uns bei dem hiesigen Volke die Form und Einrichtung der gewöhnlichsten Apparate des Lebens. Dies lehrt schon die flüchtigste Beobachtung, wie sie jeder Reisende von seinem Wagen herab in jedem Augenblicke machen kann. Die Fuhrwerke denen wir begegneten waren in der Regel sehr klein, sehr einfach, und weder mit Eisentheilen noch mit den fast überall üblichen Vorrichtungen für die Bequemlichkeit der darin Sitzenden verschwenderisch ausgestattet. Dafür aber waren die Pferde meist schön und wohlgenährt, denn der Slave liebt sein Pferd, und wenn er auch viel von ihm fordert, so hält er es dafür sehr gut. — In den Dörfern sind die Häuser fast ohne Ausnahme klein und unansehnlich, die Wände aus Lehm, die Dächer von Stroh, die Fenster winzig und selten, die Ställe höchst dürftig, und im Hofraume, wenn er anders vorhanden, nur schwache Andeutungen des für die Wirthschaft nöthigen Inventars sichtbar. Allenthalben herrscht viel Schmutz, und nur sehr selten offenbart sich das Bestreben, der häuslichen Existenz eine gewisse Behaglichkeit und trauliche Abgeschlossenheit zu verleihen. Die Scheu des Slaven vor festen, bestimmten Formen tritt auch hier überall zu Tage. Eine andere merkwürdige Eigenthümlichkeit aller slavischen Ortschaften ist

der fast durchgängige Mangel jeder Einfriedung der Hofräume, wodurch die Dörfer den Anschein gewinnen, als ob die Häuser aus denen sie bestehen zu einem bloß vorübergehenden Meeting zusammengekommen, und in jedem Augenblicke bereit wären, ihre gegenwärtigen Plätze wieder zu verlassen. Es fehlt deshalb den slavischen Ortschaften der anderwärts gewöhnliche Zusammenhang der einzelnen Feuerstellen unter sich, und dies ist es, was jedem Fremden augenblicklich auffallen, und das er als ein wichtiges Merkmal der häuslichen Existenz des Slaven anerkennen muß. Das Haus des slavischen Bauers steht neben dem seines Nachbars frei da wie eine Insel im Wasser, wie eine Sennhütte auf der Alpe, und der erste Schritt, den er über die Schwelle seiner Wohnung macht, geht unmittelbar ins Freie heraus, wo ihn alle Welt nach Gefallen sehen und beobachten kann, und durch das jedem der Zutritt zu seiner Thüre und seinen Fenstern, zu Stall und Tenne offen steht. „Mein Haus ist meine Burg" — dieser uralte germanische Rechtsgrundsatz — scheint demnach dem Geiste der slavischen Völker im Allgemeinen unverständlich zu sein. Welchen wichtigen Aufschluß aber diese Beobachtung über das innerste Wesen des slavischen Volkes zu gewähren vermag, dies soll bei einer späteren Gelegenheit zu zeigen versucht werden.

Das erste Dorf von Hradisch weg ist Kunowitz, eine weitläufige Ortschaft, die einst ein k. Flecken, und nach der Zerstörung Wellehrads längere Zeit sogar der Sitz eines Bischofs war, welche werthvolle historische Erinnerung eine Schaar Knaben dennoch nicht abhielt, sich mitten im Dorfe eines erfrischenden Morgenbades zu erfreuen, was sie ganz in jener Bekleidung thaten, in der wir uns Altvater Adam vor dem Sündenfalle vorzustellen pflegen.

Schon vor Kunowitz war unser Weg aus der Ebene der March in das Thal der Olschawa eingebogen, und zog nun durch ein in hohem Grade freundliches, trefflich angebautes Hügelland dahin. Nach dritthalb Stunden erreichten wir Ungarisch-Brod, ein von etwa 5000 Seelen bevölkertes, auf einer sanften Berglehne amphitheatralisch hingebautes Städtchen. Alte, noch ziemlich wohlerhaltene Ringmauern und düstere, widerhallende Thore weisen auf vergangene romantische Zeiten hin, und suchen die Phantasie in allerlei Vorstellungen von Ur-

fehden und Belagerungen, Mauerbrechern, Katapulten, Pfeilschützen hinter den Zinnen und dgl. zu verwickeln: aber die Einfahrt in das Innere der Stadt zerstreut nachdrücklich alle Schwärmereien dieser Art und läßt nachgerade ein Gemeinwesen sehen, das nicht besser und nicht schlechter ist als jenes von Ungarisch-Hradisch, nur mehr geschlossen und etwas lebhafter auf Straßen und Plätzen. Wie dieses hat es zwei große viereckige Ringe, auf welchen jetzt des Sabbaths wegen viele Juden herumlungerten, und zahlreiche Gänseheerden das grüne Gras abweideten. Das Hervorholen des Postwagens — bei der Botenfahrt wird dieser nämlich auf jeder Station gewechselt — verschaffte mir die Gelegenheit zu einer kleinen Promenade über die beiden Ringe. Auf dem einen steht die Pfarrkirche: ein in ziemlich nüchternem, italienischem Style aufgeführtes Gebäude ohne Thurm, und auf dem anderen das Dominikanerkloster, das wegen Mangel an Nachwachs jetzt nur mehr drei Konventualen zählt, unter denen einer über hundert Jahre alt sein soll. Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß dieser Orden, der noch immer über ein großes Besitzthum verfügt, und der früher in der Welt eine so wichtige Rolle spielte, dem Erlöschen nahe ist. Hat er etwa in den religiösen Wirren vergangener Zeiten, in seinen großen geistigen Anstrengungen, und in seinen Kämpfen um kirchliche und weltliche Macht, die ihm eingepflanzte Lebenskraft aufgezehrt? Ein anderer mag diese Frage beantworten, so viel aber ist gewiß, daß dieser Orden heut zu Tage fast wie verschollen im Schooß der Kirche ruht.

Die Landestopographen wissen von Ungarisch-Brod, so gut wie von jedem anderen Landeswinkel viel Merkwürdiges zu berichten, als da ist: von absonderlichen Freiheiten, königlichen Besuchen, sehenswerthen Gebäuden, blutigen Schlachten und harten Belagerungen, sammt mitunterlaufenden schrecklichen Hungersnöthen, wobei immer, der Rührung nachfolgender Geschlechter wegen, Ratten und Mäuse für Leckerbissen galten. Eine Belagerung nach solchem Muster ward denn auch der Stadt im Jahre 1622 durch Bethlen Gabor zu Theil, zu deren Schrecknissen sich noch eine Seuche gesellte, die von den Einwohnern nur wenige übrig ließ *), und wobei nur der Umstand Bewunde-

---

*) Schwoy Fr. J., Topographie vom Markgrafthum Mähren.

rung verdient, daß es der Stadt dennoch gelingen konnte, sich des anstürmenden Feindes zu erwehren. Ungarisch-Brod war vordem eine nicht unbedeutende Handelsstadt, doch sank ihr Flor im siebzehnten Jahrhunderte, theils durch die erwähnte Belagerung, theils durch zwei Plünderungen, mit denen sie die Schweden in den Jahren 1643 und 1645 heimsuchten, welche antimerkantile Maßregel die Preußen Anno 1742 zu wiederholen für gut fanden. Noch verdient erwähnt zu werden, daß fast die Hälfte der Einwohner des Städtchens aus Kindern Israels besteht, welche häufig pfandweise die Landgüter des benachbarten, schnapssüchtigen Landvolkes bewirthschaften, lange Bärte und eine große Synagoge besitzen, die von der Ferne gesehen wie eine Art Burg aussieht. Als wir weiterfuhren und die Anhöhe emporstiegen, die sich in der Richtung gegen Banow erhebt, bot die Stadt in ihrer eigenthümlichen Lage, und unter dem Einflusse reizender Umgebungen, einen wahrhaft fesselnden Anblick dar.

Hinter der letztgenannten Ortschaft hebt sich das Hügelland, das wir bisher durchzogen, nach und nach zur Würde eines Gebirgslandes empor, und gewinnt zusehends an Schönheit und Interesse. Tiefe schattige Thäler, dunkelwaldige Höhenzüge, und selbst etwelche luftige Bergscheitel treten jetzt näher an die Straße heran, und erinnern an die sogenannten weißen Karpathen, die wir auf unserem Wege nach Ungarn übersetzen sollten. Und immer tiefer werden die Thäler, und immer höher die Berge; auch trotzige Felspartien nah' und fern mischen sich in das allgemeine Bild; und immer mehr erweitert sich der Umkreis des sichtbaren Horizonts. Endlich ist die Höhe erreicht, und damit für das Auge eine entzückende Fernsicht, nach rückwärts und hinüber gegen Boikowitz, auf die nördlich und nordöstlich hinstreichenden Bergzüge gewonnen. Ja selbst der schon auf dem linken Ufer des Waagflusses seßhafte Inowetz läßt sich durch die enge Hrosenkauer Thalspalte erblicken. In unmittelbarer Nähe aber guckt aus dem Boden vielfach der bekannte blaugraue Karpathensandstein hervor. In ihrem Maße beschränkt, aber an Schönheit kaum minder reich, ist in dem höheren Theile des Hrosenkauer Thales, ehe man nämlich das Dorf dieses Namens erreicht, die Aussicht auf die bunten, mit dem herrlichsten Grün bedeckten, und mit zerstreuten Baum- und Waldpartien fröhlich geschmückten Berghalden, und

gerne sucht man hier in seiner Erinnerung, für den Zweck einer Vergleichung, nach irgend einem schönen Thale der smaragdnen Steiermark nach.

Die Poststation Hrosenkow, obgleich schon auf dem Osthange des weißen Gebirges liegend, gehört doch noch zur Markgrafschaft Mähren, und der militärische Vortheil ist demnach auf der Seite des erwähnten Landes. Dieselbe Bewandtniß hat es mit den meisten Gebirgsübergängen nach Ungarn auf dieser Seite, wie z. B. mit dem Passe Strany unweit Neustadtl, mit dem Wlar-Passe nordwestlich von Trentschin, mit dem Lissapasse, der nach Puchow führt, und selbst mit dem Jablunkapasse oberhalb Sillein, — ein Zeichen, daß es die böhmischen Könige einst, bei Festsetzung der Reichsgrenzen, den Ungarn an strategischer Weisheit zuvorthaten. Schöne grüne Berge von 2 bis 3000 Fuß Höhe umschließen das liebliche Thal von Hrosenkow abwärts, bis sie, nachdem sie vorher noch bei Drietoma zu einem engen Defilé sich vereinigt, gleich hinter der eben genannten Ortschaft rechts und links auseinander weichen, und der Straße den Eintritt in das Waagthal gestatten, das uns hier als eine offene, reichbevölkerte, blühende Landschaft empfängt. Es ist eine lange, etwa eine halbe Meile breite Ebene, die uns jetzt aufnimmt in ihren freundlichen, sagenreichen Kreis, aber eben dadurch erscheint alles anders als wir es uns vorgestellt hatten. Die Berge herum, so weit sie aus der Tiefe sichtbar, sind in Höhe und Gestalt viel zu zahm und alltäglich, um die Phantasie nachhaltig anregen, und das Auge von dem Einflusse des ebenen Landes befreien zu können, das sich, besonders gegen Süden, in blaue reizende Fernen verliert. Kurz, es war die Wirklichkeit ohne Zweifel lieblicher, aber auch weit weniger wild und romantisch, als die vielen Sagen und Wundergeschichten, die in diesem Thale ihren Schauplatz fanden, uns bisher glauben machen wollten. Bei Kostolna tritt die Straße an das Ufer des Waagflusses, der jetzt mit anständigem Gleichmuth dahin zog, obgleich manche unheilvolle Mähr von den grausen Verwüstungen zu erzählen weiß, mit denen seine unwirschen Launen zeitweise das Uferland heimsuchen. Und eine halbe Stunde später standen wir bereits im Angesichte der Stadt Trentschin, die sich malerisch um und auf den Fuß eines steil aus dem Thale aufsteigenden Felsens hingelagert hat, von dessen Höhe die mächtige Ruine des Trentschiner Schlosses wie eine verfallene,

und um ihre einstige Größe trauernde Königsburg weitherrschend niederschaut.

Der tiefe Eindruck, den diese steinerne Riesenurkunde der Geschichte in uns hervorrief, ließ uns kaum die elende Vorstadt bemerken, die wir durchfuhren, ehe wir die Mauern der eigentlichen Stadt erreichten. Zwei gewaltige Thore durchbrechen auf der Südseite die doppelte Ringmauer, die hier noch wohlerhalten ist, obgleich der Graben bereits theilweise verbaut und durch allerlei Baum- und Gartenpflanzungen hie und da unkenntlich gemacht wurde. Die Stadt selbst besteht aus einer einzigen geraden, ziemlich breiten und schönen Straße von so geringer Länge, daß Jedermann von dem einen Thore durch das gegenüberliegende zweite hindurchblicken, und jenseits desselben einen guten Freund oder Bekannten erkennen kann. Von jedem Hause des Städtchens aber ist jedes andere Haus sichtbar, und wenn es einem unternehmenden Manne einfiele, das hiesige Publikum mit einem Stiergefechte, Seiltänzerspektakel oder etwas Aehnlichem amüsiren zu wollen, so könnten ohne Anstand alle auf die Straße sehenden Fenster jedes beliebigen Hauses als eben so viele treffliche Logen dienen. Aber eben dadurch erhält das Städtchen einen traulichen, gewinnenden Anstrich, in den sich, durch das steilrecht zu Häupten aufsteigende uralte Schloß mit seinem dräuenden Ernste und dem Reichthume seiner geschichtlichen Erinnerungen, ein das Ganze vergeistigender Bestandtheil mischt.

Es mochte ungefähr 3 Uhr Nachmittag gewesen sein, als wir den Postwagen verließen und unsere Schritte dem Gasthofe „zum schwarzen Adler" zuwendeten. Hier erschien alsbald ein kleines, lebhaftes Männchen, das sich uns als Wirth präsentirte, und mit vieler Artigkeit den momentanen Mangel einer Unterkunft wie wir sie wünschten entschuldigte, uns aber ein neben dem Thorwege befindliches Gemach öffnete, das, ein Annex des Kaffeehauses, wahrscheinlich als Spielzimmer diente, und in das er die nöthigen Betten zu stellen versprach. Es war ein dürftiges, von den Tabakdämpfen vieler Jahre und von allerlei trinkbaren Spirituosen durchparfümirtes Lokale, und offenbar zu klein für drei Personen, wenn sie nicht eben auf alle Bequemlichkeit verzichten wollten. Da trat uns ein fremder Herr in anständiger Kleidung, der unsere Unzufriedenheit wahrgenommen haben mochte, mit

freundlicher Offenheit an, und sprach, zu den beiden geistlichen Herren sich wendend, wie folgt: „Placeant Reverendissimi Domini meum hospitium occupare; ego alioquin longe facilius potere noctem in hac cubiculo exigere!“ worauf allsogleich der seine Interessen wahrnehmende landlord mit den Worten einfiel: „Vere bene Domine Spectabilis Otlik; ita optimum erit. Maximas gratias ago pro peculiari hac benevolentia. Dignentur ascendere!“

Wem wäre nicht bei dieser Gelegenheit die Stelle in der bekannten Travestie der Aeneide eingefallen, nach welcher jener Mann, den Aeneas, als er sich mit seinen Schiffen der italischen Küste näherte, zur Rekognoszirung des unbekannten Landes ausgesendet hatte, mit der Meldung zurückkam: man spreche da lateinisch, und die Leute seien demnach entweder Lateiner oder Ungarn. Für diesmal aber waren es Ungarn von echtem Schlag, und nicht allein der Sprache, sondern auch der Gastfreundschaft wegen, die bei diesem Volke, wie alle Welt weiß, eine Erbtugend ist. Und erst Abends erfuhren wir, daß Herr von Otlik das Zimmer, welches er uns in so freundlicher Weise abtrat, mit seiner Gemahlin inne hatte, ein Umstand, der, wenn wir früher zu seiner Kenntniß gekommen wären, uns gewiß verhindert haben würde von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen. Ich wünsche herzlich, es mögen diese Zeilen in seine Hände gerathen, damit er darin die wiederholte Versicherung unserer dankbaren Empfindungen finde.

Nach unverzüglicher Erledigung der hier zu Lande höchst wichtigen Frage über die Möglichkeit und Art unsers Weiterkommens für den nächsten Tag, die unter Herrn von Otlik's Mitwirkung dadurch eine befriedigende Lösung fand, daß uns der Stuhlrichter, ein artiger junger Mann, einen Vorspannswagen anwies, verfügten wir uns in das an dem südlichen Ende des Städtchens liegende Piaristenkollegium, dessen Schätze an Büchern und Reliquien wir unter der Führung des Studiendirektors, Pater Bernhard, mit aller Umständlichkeit in Augenschein nahmen. Das Kloster selbst wurde um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch den Erzbischof von Gran, Georg Lippay, als Jesuitenkollegium, in jenem eigenthümlichen und elevirten Style erbaut, durch den sich in der Regel alle Bauwerke dieses Ordeus aus früheren Zeiten auszeichnen. Die Zimmer und Säle sind durchweg hoch und luf-

tig, die Fenster groß, die Thürstöcke und Treppen von Marmor, die innere Eintheilung des Hauses palastartig, und die Façade von Kirche und Kloster rein und kräftig. Das Innere der Kirche zeigt auch hier den von den Jesuiten vorgezogenen, die Sinne heiter ansprechenden, und mit dekorativen Zuthaten reichlich ausgestatteten Rundbogenstyl, und gleicht, die geringeren Dimensionen abgerechnet, so ziemlich der Universitätskirche in Wien, nur sind dort — in Trentschin nämlich — die Verhältnisse strenger, edler, und deshalb der allgemeine Eindruck ernster und würdiger. Von den Jesuiten rührt denn auch der erwähnte Reliquienschatz und die Bibliothek her; ersterer enthält nicht allein einzelne Stücke von großem religiösen Werthe, sondern es sind auch die Fassungen hie und da, ihrer Arbeit und ihres Reichthums wegen, in hohem Grade sehenswürdig.

Noch während wir mit der Besichtigung des Klosters beschäftigt waren, hatte sich Herr Starek, Ehrendomherr zu Neutra und Stadtpfarrer von Trentschin, eingefunden, um uns für den Besuch der Stadtpfarrkirche und der Schloßruine als Führer zu dienen. Und in der That, nicht leicht hätten wir besseren Händen anvertraut werden können; denn dieser würdige Priester ist ein Mann, der auf der Höhe literarischer Bildung steht, und sich in seinem Vaterlande als Geschichtsforscher und Archäolog einen rühmlichen Namen erworben hat. Die Trentschiner Burgruine war es namentlich, die er sich, während seines bereits dreizehn Jahre andauernden Aufenthalts in dieser Stadt, zu einer wissenschaftlichen Domäne umgeschaffen, mit Liebe kultivirt, und deren wissenschaftliche Erträgnisse er in ein Heftchen niedergelegt hat, das den Titel „Wegweiser durch die Trentschiner Burgruine, und Umrisse der Geschichte der k. Freistadt und Burg Trentschin" führt. Es ist ein interessantes Werkchen für jeden Freund alter Zeiten, und die nachfolgende kurze Beschreibung dieses für die Geschichte Ungarns höchst wichtigen Punktes wird den eigenthümlichen Werth dieser Arbeit in ein klares Licht stellen.

Die Stadtpfarrkirche steht nicht in der Stadt selbst, sondern zwischen dieser und dem Schlosse auf einer hohen, nur für Kirche und Pfarrerwohnung den nöthigen Raum bietenden Terrasse, zu welcher aus dem Innern der Stadt eine bedeckte Treppe von 122 Stufen führt

Diese Terrasse war natürlicherweise in dem Befestigungskreise der Stadt eingeschlossen, und ist deshalb auf allen nach außen sehenden Seiten von hohen Eskarpen umgeben, wodurch die Kirche selbst eine isolirte, schloßartige, und dem Anblicke der Stadt aus der Ferne zu hoher Zierde gereichende Stellung gewann. Ihre Architektur ist nicht bedeutend; von dem alten gothischen Bau steht nur mehr das Presbyterium; das Schiff, der Thurm und die Façade aber sind Werke des sechzehnten Jahrhunderts, nachdem die Kirche bei der Belagerung durch den kaiserlichen General Katzianer im Jahre 1528 in Brand gerieth und ihre Decke einstürzte. Hier befindet sich die Grabstätte der gräflichen Familie von Illyésházy, und neben dem linken Seitenaltare steht in einer Wandnische die lebensgroße, in Alabaster ausgeführte Statue des im Jahre 1648 gestorbebenen Grafen Kaspar Illyésházy, der, trotz aller ritterlichen Rüstung, mehr einem griesgrämigen Stubenhocker, als einem Helden und Ritter ähnlich sieht. Er war übrigens ein gelehrter Mann, schrieb Bücher über geistliche Dinge, und hing dem Fürsten Bethlen und dem abenteuernden Mannsfelder an, den er zu dessen nachmaligem Verdrusse ins Land rief. Einen höchst interessanten Schatz aber besitzt die Kirche in einer alten gothischen Monstranz und in zwei Kelchen aus derselben Zeit, beides Gaben des Königs Ludwig I. von Anjou, und angeblich von Kaiser Karl IV. herrührend, der sie, bei Gelegenheit des hier im Jahre 1362 unter persönlicher Zusammenkunft der beiden Monarchen unterhandelten Friedens, seinem großen Gegner zum Geschenke machte. Die Monstranz ist aus vergoldetem Silber in edelstem Style gebildet, und hat eine Höhe von 24 bis 28 Zoll; die Kelche aber sind kurz, oben breit und haben polygonale Füße.

Von der Pfarrkirche weg führt an der Felswand ein sanft ansteigender Weg in wenigen Minuten zu einem uralten Thurme, unter welchem sich jetzt das Haupteingangsthor des Schlosses befindet. Ein alter Pförtner, einst Hußar und Mitkämpfer in dem großen Völkerkriege gegen Frankreich, hält den Schlüssel dieses Thores in seiner Obhut, und verhindert so viel er kann die muthwillige Verunglimpfung dieser ehrwürdigen Ruine durch baulustige Vandalen der Stadt Trentschin. Das erwähnte Thor liegt ungefähr in der Mitte der westlichen Seite der Enceinte, aber kaum etwas mehr als halbwegs vom Thale zum

eigentlichen Hauptgebäude des Kastells. Hat man nun diesen Eingang hinter sich, und ist man, immer aufsteigend, an einem vorherrschend im romanischen Style erbauten, etwa 60 Fuß hohen Thurme vorübergegangen, so öffnet sich dem Blicke zur rechten Hand ein breiter, mit üppigem Graswuchs bedeckter, freier und fast ebener Raum, der allenthalben von starken Befestigungswerken und verfallenen Gebäuden umgeben ist, und den der felsige Berggipfel, auf welchem die eigentliche Burg ihren Platz gefunden, noch um etwa 100 Fuß überragt. Von diesem Platze aus läßt sich ungefähr die Form des weitläufigen Komplexes von Bauwerken aller Art übersehen, die die gewaltige Ruine vor uns zusammensetzen, obgleich manche Theile des oberen Schlosses hier noch gar nicht wahrgenommen werden können. Den Unregelmäßigkeiten des Terrains sich anschmiegend, bildet das Ganze eine Art Dreieck, dessen längste Seite westwärts gegen die Stadt, die kürzeste aber gegen Norden gerichtet ist, während sich die gegen Süden gewendete Spitze noch etwas nach dieser Richtung hin verlängert; und in dieser Spitze steht denn auf hohem Felsensockel, und dem Werke im Allgemeinen als starkes Reduit dienend, die Hauptmasse des Gebäudes, oder das eigentliche vielgliederige Schloß.

Unser Weg behielt von dem erwähnten Thurme weg ihre gegen Norden gewendete Richtung bei, und der nächste bemerkenswerthe Gegenstand, auf den wir stießen, war der, von einem thurmartigen Ueberbau beschützte, und in die erstaunliche Tiefe von 216 Fuß hinabreichende Brunnen. Er ist durchweg durch das feste Gestein des Gebirges gebrochen, und sein Wasserspiegel liegt, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit dem Waagfluße in einem und demselben Niveau. Dieser wunderbare Bau heißt in dem Munde des Volkes „der Brunnen der Liebenden", und eine reizende Sage läßt ihn auf folgende Weise seine Entstehung finden. Stephan Zápolya, einst Herr dieser Burg und seiner Tapferkeit und Kühnheit wegen der Schrecken aller Feinde seines Landes, hatte einst auf einem Kriegszuge gegen die Osmanen ein wunderschönes Türkenmädchen Namens Fatime erbeutet, und sie bei seiner Rückkehr nach Trentschin seiner Gemahlin Hedwig, einer stolzen und harten Dame, zum Geschenke gemacht. Fatime blühte wie eine der Rosen ihrer warmen, sonnenfrohen Heimat; aber nicht ihre Anmuth und

stille, stumme Trauer, wohl aber ihre Folgsamkeit und Sanftmuth, gewannen ihr allgemach die Neigung der strengen Gebieterin. Da erschien bald nach geschlossenem Frieden ein mit großem Gefolge reisender junger türkischer Kaufmann in Trentschin, verweilte daselbst mehrere Tage und erschien zuletzt vor Stephan Zápolya auf dem Schlosse mit der Bitte um Auslieferung Fatimens für jeden Preis, den man ihm nennen würde. Der stolze Burgherr, selbst im Besitze eines unermeßlichen Reichthums stehend, wies diesen Antrag mit dem Bescheide zurück, daß er über Fatimen, die ein Eigenthum seiner Gemahlin geworden, ohnehin nicht mehr verfügen könne. Vergebens wiederholte der junge Türke mit dem Anbot eines ungeheuren Lösegeldes seine Bitte; vergebens flehte er, auf den Knien liegend und in Worten der Rührung sich erschöpfend, um Befreiung seiner angelobten Braut; das harte Herz des Kriegers fand kein Mitleid für den Wehruf der Liebe. War es doch nur ein Türke, ein Feind seines Vaterlandes und des christlichen Glaubens, den zu peinigen er, nach dem Geiste jener rauhen Zeit, vielleicht noch für recht und rühmlich erachtet haben mochte. Der langen Unterhandlungen müde, stampfte er endlich unmuthig den Boden mit seinem Fuße und sprach heftig: „So wahr lockst Du Wasser aus diesem Felsen, als Du mit Deinen Bitten meinen Willen wendest!" — „Bleibst Du bei Deinem Worte, Herr?" frug rasch entgegen der junge Türke. — „Ja!" klang trotzig die Antwort, und damit entfernte sich der Burgherr von der Felsenterrasse, auf welcher diese Unterredung statt gefunden. Unverzüglich ging nun Ali, so hieß nämlich der junge Türke, mit seinen Leuten an das große Werk. Man kennt die damalige Geschicklichkeit der Osmanen im Minenkriege, und nur zu oft waren die christlichen Völker, während der vielen Kämpfe und Belagerungen jener Zeit, in der unangenehmen Lage, die Ueberlegenheit der Türken in dieser Art Kriegführung anzuerkennen. Mit wunderbarer Schnelligkeit wuchs die Tiefe des Schachtes; aber in dem Maße, in dem die Arbeit vorwärts schritt, vergrößerten sich auch ihre Schwierigkeiten, bis es endlich, nach drei langen Jahren, als die Kräfte der Arbeitenden bereits ihrer Erschöpfung nahe waren, der muthigen und unerschütterlichen Ausdauer eines liebenden Herzens gelang, der felsigen Tiefe den sprudelnden Wasserquell zu entlocken.

Und Zápolya war so gerecht, den Liebenden ihr schwer erkauftes Glück zu gönnen.

So die Sage; doch die eigentliche Historia, die nüchterne, blaustrümpfige Göttin, der eine dürre Logik lieber ist als alle Schätze der Poesie, und die ihren Appetit am liebsten mit alten staubigen Pergamenten stillt, zweifelt hartnäckig an der erwähnten Entstehungsweise des Brunnens; und da weder Ali der junge Türke, noch Fatime seine reizende Freundin stichhaltige Argumente darüber zu beschaffen im Stande sind, so tritt die Kritik, diese Halbschwester und Bundesgenossin der Geschichte, die an Härte fast jenem Stephan Zápolya selber gleicht, mit der trockenen Behauptung hervor: daß die vorhandenen Cisternen, bei der Vergrößerung und an Zahl steigenden Bevölkerung des Schlosses, namentlich in Kriegszeiten, dem Bedarfe nicht mehr genügt haben konnten, und daß man daher, etwa in der Zeit der Könige aus dem Hause Anjou, bedacht gewesen, dem allfälligen Wassermangel durch den Bau eines Brunnens zu begegnen.

Von hier weg erreicht man, über Trümmerwerk abkletternd und durch giftige Nesseln watend, einen runden, aus der Umfassung scharf vorspringenden niederen Thurm, der, mit Kanonenschußscharten versehen, die Westfront des Kastells enfilirt, und dem nach Form und Bauart unter allen Theilen der Veste das höchste Alter zuerkannt werden muß. Die ursprüngliche Gestalt dieses Gebäudes ist kaum mehr zu erkennen, indem es zu verschiedenen Zeiten behufs verschiedener Zwecke mannigfach verbaut und umstaltet wurde. So hat es z. B. unter Kaiser Joseph II. als Kerker gedient, in welchem einige Schuldgenossen der walachischen Häuptlinge Hora und Kloschka für ihre verbrecherischen Schwindeleien büßten; zuletzt aber ward es als Waffendepot und Arsenal des Trentschiner Komitats verwendet. Unterhalb dieses Thurmes hat nun Herr Kanonikus Starek auf einem etwas geglätteten Theile der Felswand (die nebenher gesagt aus einem sehr festen, rauchgrauen und von Kalkspathadern durchzogenen Kalksteine besteht) und wohin nur mit Mühe und unter Gefahren zu gelangen war, erst im vorigen Sommer, also lange nach Veröffentlichung des oben besprochenen Wegweisers, eine von dem Zahn der Zeit stark zernagte römische Inschrift entdeckt, durch welche die alte Meinung, daß die Burg Trentschin den

Römern ihre erste Entstehung verdanke, nicht mehr so rundweg in das Reich der Märchen verwiesen werden darf.

Bei diesem Punkte endet die lange Westfront des Kastells, an die sich nun, unter einem scharfen Winkel abbiegend, der zwischen 300 bis 360 Fuß lange nördliche Theil der Umfassung anschließt. Gleich der Westseite erhebt er sich am Rande eines schroffen Felsabsturzes, und enthielt eine Reihe niedriger, bloß ein Stockwerk hoher Gebäude, in welchen nebst einer kleinen Kapelle, eine Tretmühle und zahlreiche Wohnungen für die Dienerschaft untergebracht waren. Die östliche Ecke dieser Seite bezeichnet ein massiger runder Thurm, „der Hungerthurm" genannt, worin sich (zur Befriedigung romantischer Gemüther sei es erwähnt) das Burgverließ, und hoffentlich auch alles appertinente hochnothpeinliche Requisit, zur Erzielung rechtlicher Ueberzeugungen, vorfand. Letzteres kann ohne Anstand angenommen werden, da es aus alten und neuen Geschichten sattsam bekannt ist, mit welch' ängstlicher Genauigkeit im schönen und freien Ungarlande die großen und kleinen Oligarchen Recht und Gerechtigkeit handhabten. Jenen um solcher Erinnerungen doppelt ehrwürdigen Thurm aber wollte vor wenigen Dezennien die erleuchtete Illyésházy'sche Güterverwaltung, in geziemender Ehrerbietung vor der Geschichte und dem dritthalbhundertjährigen Sitze der gräflichen Ahnen, jedoch mehr noch wegen des leichten Gewinns etwelcher Ziegel für den Bau des neuen Schlosses in Dubnitz, vermittelst Pulver in Trümmer legen; doch die Ladung fuhr dem Thurme, als wäre er ein riesiges Kanonenrohr, oben aus dem Leibe heraus, nahm wohl manches von seinen Eingeweiden mit, ließ aber seine Mauern aufrecht stehen. Diesen kraftvollen Widerstand mußte nun dafür anderes, minder standhaftes Schloßgemäuer entgelten, und so ward denn da und dort unbarmherzig niedergerissen, was sich für bequemen Transport eben am besten darbot, bis Schloß Dubnitza da unten im Thale fertig stand, und alte Ziegel nicht mehr für neue aufgerechnet werden konnten. — An diesem trotzigen Festungserker nimmt nun die Ostseite der Veste ihren Anfang, die vorerst mit einer starken, längs eines dahinter liegenden tiefen Thaleinschnittes hinlaufenden Mauer anhebt, sich nachher bald an die Hauptmasse der Burg anschließt, und entlang letzterer in südlicher Richtung noch eine gute Strecke weit

hinzieht. Ueber eine sanfte Felsenrampe ansteigend, betraten wir jetzt das Innere des eigentlichen Schlosses.

Der Eingang in dasselbe befindet sich auf der östlichen, also auf der der Stadt entgegengesetzten Seite, weshalb man den schmalen felsigen Rücken, den es krönt, auf der vorhin erwähnten Esplanade in einem halben Kreise umgehen muß. Das Hauptthor ist eingestürzt, und der hochgehäufte Schutt macht den Zugang gegenwärtig etwas beschwerlich. Der erste wichtigere Bestandtheil, auf den man stößt, ist ein langes, zwei Stockwerke hohes und mit den Fenstern gegen Sonnenaufgang gekehrtes Gebäude, das, nach dem an der Façade angebrachten Wappen zu schließen, seine Entstehung der Kaiserin Barbara von Cilli verdankt, und wo sie, wahrscheinlich während ihrer Witwenzeit, eine kurze Weile lang residirte. Da ihr jedoch von Kaiser Sigismund, ihrem Gemahl, das Schloß Trentschin als Witwensitz niemals verschrieben worden war, so bleibt es ungewiß, wie sie dazu kam sich hier anzubauen. Vielleicht geschah dies für den Zweck ihrer Gefangenhaltung, zu der sie von dem Kaiser noch auf seinem Sterbebette, wegen politischer Umtriebe, verurtheilt worden war, obgleich unter den Orten, wo sie in Folge dieser Verfügung festgehalten wurde, der Burg Trentschin niemals Erwähnung geschieht. Das Cilley'sche Wappen kann jedoch von dem in Rede stehenden Gebäude nicht weggeläugnet werden, und eben dadurch wird es wahrscheinlich, daß sie dieses Schloß wirklich bewohnte, wenn es auch nur, wie aus der Geschichte ihrer nachmaligen Erlebnisse hervorgeht, auf kurze Zeit geschehen sein mochte. Und so pochte denn auch hier das unruhvolle, begehrliche Herz dieser edlen Dame, die in eigenthümlicher Vorsorge für die Zukunft sich vermaß, noch zu Lebzeiten ihres kaiserlichen Herrn und Gemahls über ihre Hand und über das Reich, die beide nicht ihr selbst gehörten, eigenwillig zu verfügen.

Mit dem Palaste der Königin Barbara steht in nördlicher Richtung der sehr alte, von Matthäus Csáak herrührende Theil in Verbindung, während sich westlich desselben, und von ihm durch einen kleinen Hofraum getrennt, der Hauptthurm und das von dem Könige Ludwig I. erbaute Gebäude erheben, an welches sich sofort, in südwärts gerichteter Ausbreitung, der von Zápolya stammende Schloßtheil anschließt. Das letztgenannte Glied ist von der Masse dieser machtvollen Ruine

durch einen tiefen Graben getrennt, und bildet demnach eine Art Vorwerk, das nach drei Seiten hin von einer großen halbkreisförmigen Bastion, deren Radius etwa 120 Fuß betragen mag, umschlossen wird, und deren innerer Raum von einem palastartigen Bau, und einem starken runden Thurme als Kavalier, erfüllt war. Leicht ist von hier aus der Grund einzusehen, der die ehemaligen Besitzer der Feste, im Bewußtsein ihrer hochfliegenden Plane und in Voraussicht der blutigen Kämpfe, die sie hervorrufen sollten, zur Erbauung dieses Werkes aufforderte. Das verhältnißmäßig geringe Gefäll des Bergabhangs machte auf dieser Seite allein die gefahrdrohende Annäherung eines Feindes möglich, dessen Angriff, bei der veränderten Natur der Trutzwaffen und bei der Nähe dominirender Höhen, für die Burg in ihrer früheren Gestalt nach kurzer Zeit verderblich geworden wäre; und deshalb eben ward sie auf dieser Seite durch ein weit vorspringendes Werk verstärkt, das jedoch der Oertlichkeit wegen eine etwas tiefere Lage erhalten mußte.

Ohne Beihilfe eines Grund- und Aufrisses ist es natürlicherweise sehr schwer, dem Leser eine auch nur halbwegs verständliche Darstellung dieses Schlosses zu liefern, das eben sowohl durch den Umfang und die Kühnheit seines Baues, als durch die großen Schicksale, die an und in ihm sich erfüllten, einen gewaltigen und ergreifenden Eindruck hinterläßt. Den Hauptgenuß aber hatte uns unser freundlicher und gelehrter Führer für den Schluß aufbewahrt, der in der Erkletterung des bereits erwähnten, 105 Fuß hohen und in sechs Stockwerke abgetheilten Hauptthurmes bestand. Von der Höhe desselben war nicht allein die Ruine in allen ihren Theilen vollkommen zu übersehen, sondern auch eine nach allen Seiten sich öffnende herrliche Fernsicht lenkte das Auge von den Trümmern schicksalsschwerer Vergangenheit in das Reich einer blühenden Gegenwart zurück. Die Sonne versank eben wie ein lichtsprühender Feuerball hinter die hohe Javorina, und warf ihre rothen, schon halbverglimmenden Funken über alle nahen und fernen Berge. Von Norden her sah der große Manyin, der bei Bistritz steht, träumerisch zu uns herüber und schien zu fragen, ob wir nicht Lust hätten ihn recht bald aus nächster Nähe zu begrüßen. Das dunkle Waldgrün der ostwärts aufsteigenden Reviere ward bleicher unter dem fließenden Gold des Abendlichts, und wo hinter irgend einem Berge ein breiter Schat-

ten schlummerte, da sah es blau und dunkel aus, und die Rosen des sinkenden Tages fanden darin ihren erwünschten Gegensatz. Zu unseren Füßen aber lag der breite offene Strich des Waagthales, vor uns das zierliche Städtchen, rings herum, und besonders nach abwärts, mehr Dörfer, Weiler, Schlösser und Kirchen, als sich leicht zählen ließen, dazwischen die vielen, lichtblitzenden Arme der Waag, und weit unten, in Duft gehüllt, die Thürme von Neustadtl und des nahebei liegenden Narrenschlosses von Betzko. Wer von uns möchte wohl wünschen, den Reichthum dieser Erscheinung in unserem Erinnern mit der Zeit vermindert zu sehen!

Und nun bevor wir in diesen Zeilen von dem Schlosse Abschied nehmen, sei es mir vergönnt das Buch der Zeiten flüchtig aufzurollen, um meinen Lesern in wenigen kurzen Zügen die geschichtliche Bedeutung der Burg Trentschin zu zeichnen, „dieser ehrwürdigen Spindel, an der sich Jahrhundert für Jahrhundert Ungarns Begebnisse gleichsam abwinden lassen.“ *)

Die oben erwähnte, durch den Herrn Kanonikus Starek an der Felswand aufgefundene römische Inschrift läßt die von dem Geographen Ptolemäus genannte, und im Lande der Jazygen gelegene Stadt Trisson mit dem heutigen Trentschin vielleicht denn doch als identisch erscheinen. Ptolemäus lebte im zweiten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung, und die Jazygen waren ein sarmatisches Volk, das damals die Gegenden an der Waag bewohnte. Da aber zur Zeit des Ptolemäus die Römer ihre Herrschaft noch nicht bis in diese Region bleibend ausgedehnt hatten, dies aber nachher periodenweise geschah, so ist es denkbar, daß jenes slavische Volk dem Orte wohl den Namen gab, die Römer aber seine Befestigung vornahmen.

Nach der allgemeinen Einwanderung der Slaven und der Gründung des großmährischen Reiches lag Trisson (slawisch Tritjin, die Dreiburg) so ziemlich in der Mitte des ihm zugehörigen Ländergebiets, und als es nachher dem Andrange der Magyaren unterlag, war die Waag auf einige Zeit die Grenze zwischen Böhmen und Ungarn und Trentschin eine Grenzveste der letzteren.

---

*) Historisches Taschenbuch von Hormayr und Mednyansky, 1820. pag. 262.

Unter König Stephan dem Heiligen, der seinem Lande eine Verfassung und die erste politische Eintheilung gab, ward Trentschin der Sitz des Gespanschaftsgrafen, und daher der Mittelpunkt der Wehrverfassung des Komitats. Schon unter diesem Könige wird Trentschin eine Stadt genannt, aber ihre Einwohner wohnten damals auf der Höhe, um das Schloß herum, oder höchstens in einzelnen Behausungen dicht unter dem Berge und im Vertheidigungsrayon der Veste. Daß es schon zu jener Zeit der Stadt und dem Lande umher nicht an Menschen und mobilen Besitz fehlte, beweist die Erzählung des, unter König Salomon durch die Böhmen in den Jahren 1067 und 1072 unternommenen Einfälle in Trentschin, „wobei sie eine große Beute an Menschen und Thieren machten, die sie mit sich nahmen.“ *)

Wie die dunklen Leute alle hießen, die im eilften und in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Stelle eines Trentschiner Grafen inne hatten, mag uns wenig kümmern. Die erste rüstigere Gestalt, der wir nach dieser Zeit begegnen, ist die Peter Csáak's Grafen von Trentschin, erblichen Besitzers von Freistadtl und nachherigen Palatins unter König Ladislaus dem Kumanen. Sein Nachfolger in der Würde eines Trentschiner Grafen war sein Sohn Matthäus Csáak, der schon im Jahre 1278 in der Schlacht bei Laa jenes ungarische Hilfskorps befehligte, mit dessen Unterstützung Kaiser Rudolf von Habsburg seinen stolzen und mannhaften Gegner besiegte, und damit den Grund zur künftigen Größe seines Geschlechtes legte.

Dieser Matthäus Csáak, gewöhnlich auch Matthäus von Trentschin genannt, ist eine in der ungarischen Geschichte hochragende Heldengestalt, ein Oligarch in des Wortes größter und zugleich schlimmster Bedeutung, dessen umständliche und mit kritischer Strenge verfaßte Biographie noch nicht geschrieben ist. Seine Abstammung fällt mit der des noch heute blühenden Geschlechtes der Grafen von Csáky zusammen, und geht bis zu Elöd, einem der sieben Feldherren zurück, unter deren Führung die Magyaren ihre gegenwärtigen Wohnsitze eroberten. Ein Demeter von Csáak bekleidete unter Andreas II. die Würde eines Bans von Kroatien, und erwarb sich im heiligen Lande, durch seine Kühnheit

*) Worte des Thurotzius, siehe J. C. von Thiele: „Das Königreich Ungarn ꝛc. 1833.“

bei dem Angriffe auf den Berg Tabor, den blutigen Sarazenenkopf im Wappen, den das Geschlecht noch heut zu Tage führt. Als Matthäus von Trentschin das Erbe seines Vaters antrat, war die goldene Bulle, die den adeligen Unterthanen des Landes in gewissen Fällen das Recht des Widerspruchs und der Widersetzlichkeit gegen ihren rechtmäßigen König einräumte, längst schon in Kraft; noch mehr aber hatte das Königthum in Ungarn unter den nachfolgenden gekrönten Schwächlingen aus dem Stamme Arpads an moralischem Ansehen, und durch unkluge Verschenkung der königlichen Schloßgüter an materieller Macht eingebüßt. Einzelne Familien waren dadurch, und auf allerlei anderen Wegen, in den Besitz ungeheurer Reichthümer gelangt, mit deren Hilfe sie es wagen durften, die kleineren Edelleute der Umgebung zu unterjochen, sich untereinander zu befehden, Raubzüge in die Gebiete benachbarter Staaten zu unternehmen, und dem königlichen Ansehen in Wort und That zu trotzen. Nicht kann es deshalb Wunder nehmen, daß nach dem Aussterben des Arpad'schen Mannsstammes einzelne mächtige Dynasten mit ihren Parteien sich einen König nach Belieben wählten, sich neue Privilegien und neuen Länderbesitz von ihm ertheilen ließen, ihn nach Macht und Laune unterstützten, und so die Veranlassung zu einem Thronstreit gaben, der mehr als zwei Dezennien lang das Reich in wilder, blutiger Gährung erhielt. Während also, nach Andreas III. Tod, ein Theil der Magnaten Karl Robert von Anjou-Neapel zum Könige von Ungarn wählte, hatte sich Matthäus von Trentschin für den König Wenzel von Böhmen entschieden, dessen Sohn nach Ungarn geführt, für ihn, im Verein mit dem mächtigen Grafen von Güssing, den größten Theil des Landes erobert, und seinen Schützling in Stuhlweißenburg zum Könige gekrönt. Für sich selbst aber gewann er dadurch die Ernennung zum Palatin und die Schenkung des Trentschiner Komitats, sammt aller persönlichen Güter des Königs und der Königin. Doch nicht genug! Durch Befehdung und Vertreibung der Anhänger des Gegenkönigs, deren Güter er ohne weiters zu den seinigen schlug, vergrößerte er in kurzer Zeit seinen Länderbesitz in der Art, daß er fast über alles Land von Preßburg bis Käsmark, von Sillein bis an die Eipel gebot.

Aber das unwürdige und unsittliche Benehmen des jungen Königs,

und die schnöde Beseitigung der ungarischen Kroninsignien, dann der Schätze und des Archivs zu Gran, erbitterten das patriotische Herz des stolzen Oligarchen so sehr, daß er dem durch den Papst unterstützten König Karl die Hand zum Frieden bot, und im Bündniß mit ihm und dem Herzoge Rudolf von Oesterreich einen Rachezug nach Mähren unternahm, wofür ihn Karl Robert großmüthig mit Komorn und Vissegrad beschenkte. Mit diesem Vergleich war jedoch von Seite Csáak's durchaus keine ihn bindende Anerkennung der königlichen Rechte in Karl Robert ausgesprochen, weshalb er es auch geschehen ließ, daß die Partei der Güssinger Grafen den Prinzen Otto von Niederbaiern, einen Enkel König Bela des Vierten, zum Könige wählte und krönen ließ. Kurz vorher war der ältere Wenzel von Böhmen gestorben, und sein Sohn, der ungarischen Königswürde müde, hatte dem Neugewählten gerne die jetzt mehr als je schwerlastende Krone ausgeliefert. Aber die feige Haltung König Otto's entfremdete ihm bald die Herzen seiner Anhänger; er floh aus dem Lande, und nun ward es dem staatsklugen päpstlichen Legaten Gentilis nicht eben schwer, die störrischen Magnaten nach und nach auf Karl Roberts Seite zu ziehen. Csáak, Güssing und Apor leisteten diesem jetzt den Eid der Treue, wofür der Ersterwähnte zum Tavernikus ernannt und mit dem stolzen, bisher unerhörten Titel eines obersten Vormunds des Reiches beehrt wurde. Aber welchen Sinn hatte diese Ehre! der reißende Wolf ward zum Vormund des fast hilflosen Lammes bestellt.

Matthäus von Trentschin war gewiß nichts weniger als geneigt, eines leeren Titels wegen die unumschränkte Herrschaft über ein Ländergebiet niederzulegen, das an Größe sich mit manchem neueren Königreiche messen könnte. Und so tief hat sich im Bewußtsein des Volkes der Begriff seiner Herrschermacht eingeprägt, daß das Trentschiner Komitat noch heut zu Tage das „Matthäusland" genannt wird. Er ließ Münzen auf seinen Namen schlagen, bestellte ein eigenes System von Maß und Gewicht, besteuerte seine Unterthanen nach eigenem Ermessen, befestigte seine Städte und Schlösser wie es ihm gut dünkte, nahm fremde Söldner in seinen Dienst, richtete seine Hofhaltung ganz nach dem Muster der königlichen ein u. dgl. m. Es war daher fast natürlich, daß er die nächste Gelegenheit ergriff, um selbst den Schein der Unterwerfung

unter das Gebot des aufgedrungenen Königs zu beseitigen, und diese Gelegenheit bot das überkluge Benehmen des Legaten Gentilis dar, der in der Versammlung auf dem Rakos bei Pesth die Oberherrlichkeit des Papstes über das Königreich Ungarn unzeitig zur Sprache brachte. Matthäus protestirte laut gegen diese Auffassung, berief allsogleich aus eigener Macht einen allgemeinen Tag zur freien Wahl eines neuen, unabhängigen Königs, und ward dafür in Acht und Bann gethan. Doch wenig kümmerte dies den Mächtigen; in Eile rüstete er sein Heer und fuhr verwüstend erst über Neutra, das er stürmend einnahm und verbrannte, dann über die Güter der feindlich gegen ihn gesinnten Bischöfe von Gran und Waitzen, und noch in demselben Jahre über des Königs Anhänger in der Zips, deren Burgen er brach und deren Güter er sich unterwarf. Erst zwei Jahre später gelang es dem anderwärts beschäftigten Könige eine hinreichend starke Macht aufzubieten, mit der es ihm gelang, das Heer der Rebellen in der blutigen Schlacht bei Rozgony an der Tarcza vollständig zu besiegen und im folgenden Jahre Komorn und Vissegrad zu belagern.

Diese Schläge erschütterten nur, aber brachen nicht die Macht des kühnen Mannes. Denn wir sehen König Karl zwei Jahre nach dem Siege bei Rozgony mit Herzog Friedrich von Oesterreich ein Bündniß zur gemeinschaftlichen Bekriegung Csáak's abschließen, das wohl zu einigen Vortheilen im freien Felde, aber nicht zur Unterwerfung des allezeit schlagfertigen Gegners führte. Ja es mußte zwischen beiden Theilen sogar zu einem förmlichen Friedensschlusse gekommen sein, weil Matthäus, kurze Zeit nachher, aus unbekannten Gründen feindlich in Mähren einfiel, und, als König Johann den Angriff kräftig abwies und bis an die Waag vordrang, es wagen durfte, von König Karl Beistand gegen die Böhmen zu verlangen. Da ihm nun die nachgesuchte Hilfe verweigert wurde, schloß er eilig Frieden mit König Johann, brach neuerdings rachedürstend und alles verheerend in die königlichen Besitzungen ein, und eroberte erst Neutra, dann Tyrnau und Schintau an der Waag mit stürmender Hand. Demungeachtet bot ihm zuletzt der König, gegen Abtretung von Komorn und Vissegrad, die er bisher immer vergeblich belagert hatte, den Frieden an, den Matthäus sofort bis an sein Ende, das er (am 9. September 1319) in Folge einer

ekelhaften Hautkrankheit gefunden haben soll, nicht wieder brach. Er starb kinderlos; sein einziger Sohn Michael, dem eine österreichische Prinzessin zum Ehebündniß zugedacht gewesen, war lange vorher, bei Gelegenheit eines verunglückten Handstreichs auf die von den Karlisten vertheidigte Stadt Ofen, getödtet worden. Der Widerstand seiner Anhänger währte nach seinem Tode noch einige Jahre lang fort und führte für Trentschin eine harte Belagerung herbei, wodurch die Stadt verwüstet, aber erst im Jahre 1321 der k. Gewalt unterworfen wurde.

Die kurze Geschichte dieses außergewöhnlichen Mannes, den Thurotzius den Trentschiner Fürsten nennt, beweist mit ziemlicher Klarheit, daß seine Stellung dem Könige gegenüber kaum mehr wie die eines einfachen Unterthans oder eines gewöhnlichen Magnaten des Reichs aufgefaßt werden darf. Seine Allianz mit Karl bei der ersten Invasion Mährens, die Verlobung seines Sohnes mit einer Prinzessin aus dem Hause Habsburg, sein Hilfegesuch an den König gelegenheitlich seiner Bedrängniß durch Johann von Böhmen, der Friedensschluß dieses letzteren mit ihm, sein Rachegefühl gegen Karl wegen verweigerten Beistandes, das nur durch Nichteinhaltung bestehender Vertragspunkte von Seiten des Königs natürlich zu erklären wäre, der endliche Friedensvertrag zwischen beiden zu einer Zeit, wo Karl zu jeder Unternehmung gegen den mächtigen Dynasten freie Hand hatte, und überhaupt die nach jeder Richtung hin vollständig freie und willkürliche Gestion Csáak's in allen inneren Angelegenheiten seines Landes — berechtigt wohl zur Annahme, daß er sich, freilich auf dem Wege der Rebellion, die Stellung eines autonomen Vasallen der Krone erkämpft und zur rechtlichen Anerkennung gebracht hat. Sein Beispiel läßt überdies deutlich genug die schwankende Stellung der ungarischen Könige erkennen, die, neben einer mächtigen, zahlreichen und mit ungebührlichen Rechten ausgestatteten, von Ehrgeiz getriebenen und mit dem Fluche der Parteisucht belegten Aristokratie, fast nur wie Gegenstände konventioneller Duldung erschienen. „Es erheben sich" — so sagt ein ungarischer Schriftsteller bezüglich einer nur um weniges späteren Zeit, — „mächtige Individuen aus der Masse der Nation, großartige Charaktere, welche eines Theils durch ihre Sucht nach Größe und Macht, durch ihre Intriguen und Hinterlist, anderntheils durch patriotische

Aufopferung, zur Rettung des in Gefahr schwebenden Vaterlandes sich auszeichnen, und beinahe das ganze Feld der nationalen Geschichte einnehmen." *) Und wie nicht in einem Glase Wasser, wohl aber auf dem Meere große Stürme möglich sind, so fanden die Leidenschaften in diesem einst so gewaltigen Reiche ein weites Feld vor sich, und die Thaten der Mächtigen und ihre Wirkungen wuchsen um so leichter zu weitreichenden und erschütternden Dimensionen auf. Und dieser Umstand ist es zugleich, der die Geschichte der ungarischen Adelsgeschlechter so wichtig und anziehend machte.

Die Stadt Trentschin verdankt Matthäus Csáak die Erbauung ihrer Festungswerke, und die Burg eine ansehnliche Erweiterung. Auch Komorn wurde durch ihn zuerst befestigt. Sein ganzer Besitz aber fiel nach seinem Tode an die Krone heim, wodurch Komitat und Schloß wieder ihren verfassungsmäßigen zeitlichen Grafen und Kastellan erhielten, denen jedoch die Stadt als peculium regium nicht unterstand, und die einige Jahre schon nach ihrer Unterwerfung von König Karl Robert des Entrichtens der Mauthgebühren enthoben wurde, um ihre zerstörten Mauern leichter wieder aufbauen zu können. Die Ruhe, deren nun die Stadt durch längere Zeit sich erfreuen durfte, und ihre für den Handel mit Böhmen, Mähren und Schlesien nicht ungünstige Lage, heilte schnell die alten Wunden und machte sie bald zu einem blühenden Handelsplatze, dessen Flor sich später noch mehr hob, als ihm König Sigismund, der in eigenthümlicher Auffassung der europäischen Handelsverhältnisse, und mit der Absicht Venedig von seiner Handelshöhe und Macht herunterzustürzen, vermittelst Dekreten den Weltverkehr durch Ungarn leiten zu können vermeinte, das Stapelrecht verlieh.

Im Jahre 1362 füllte sich Trentschin und seine Umgebung mit Waffengetöse; denn hier sammelte und rüstete sich das Heer, mit welchem der ritterliche König Ludwig I. von Ungarn Kaiser Karl IV. feindlich überziehen wollte, der in öffentlicher Rede Elisabethen, die Mutter Ludwigs, schnöder Sitten bezichtigt hatte. Rudolf IV. der Stifter, Herzog von Oesterreich, stand im Bunde mit Ludwig, und hatte mit diesem schon damals einen Erbvertrag abgeschlossen, der für die

*) Michael Horváth „Geschichte der Ungarn," I. Seite 286 der deutschen Uebersetzung. Pest 1851.

künftigen Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und Böhmen von höchster Wichtigkeit ward. Aber ehe es noch zum Kampfe kam, wurde zwischen den streitenden Parteien erst ein Waffenstillstand zu Trentschin in Anwesenheit des Königs, und dann zwei Jahre später der Friede zu Brünn geschlossen.

Glänzende Tage gingen für Trentschin zehn Jahre später auf, als König Ludwig daselbst seine zweite Tochter Maria mit dem jungen Markgrafen Sigismund von Böhmen feierlich verlobte. Ein Fürstenkongreß, der auch noch andere, namentlich deutsche Verhältnisse ordnen sollte, hatte hier Kaiser Karl IV. und seinen Sohn, den König Ludwig von Ungarn mit seiner Königin, seiner Mutter und seinen Töchtern, den Pfalzgrafen Rupert, Vetter und Abgesandten des Herzogs Stephan von Baiern, und außerdem noch eine große Zahl böhmischer, ungarischer, polnischer und deutscher Herren versammelt, um Theilnehmer und Zeugen der weltgeschichtlichen Festlichkeit zu sein. Und eben daselbst ward fünf Jahre später, in Anwesenheit der Kaiserin und des Königs Ludwig, die feierliche Vermählung der Verlobten vollzogen.

Während der schaudervollen Ereignisse und Parteikämpfe, welche nach Ludwigs Tod das Land durchtobten, finden wir Trentschin im gesicherten Besitze der jungen Königin Maria und ihres Gemahls. Als dieser König geworden, ernannte er den Polen Stibor im Jahre 1396 zum Grafen von Preßburg, Neutra und Trentschin, und beschenkte ihn mit großen Besitzungen in Ungarn und Mähren. Stibor war es, von dem die Sage erzählt, daß er nach der Niederlage bei Nikopolis in voller Rüstung die Donau überschwamm, nachher Neustadtl an der Waag, und unfern davon das märchenhafte Bolondótz oder Narrenschloß bei Betzko gründete. Er hielt mit unerschütterlicher Treue an seinem Herrn und König fest, schreckte dessen Feinde mit gewaltigem Arme, und zertrümmerte in der Schlacht bei Papótz die Macht des Kronprätendenten Ladislaus von Neapel. Sein Sohn, der jüngere Stibor, der Erbe seiner Reichthümer, seiner Treue und Tapferkeit, erwarb Wessely, Bisenz und Buchlau in Mähren, dann das Schloß Arva in Oberungarn, nebst dem größten Theile des dazu gehörigen Komitats; wie einst Matthäus Csáak, nannte auch er sich einen Herrn von der Waag. Mit seinem im Jahre 1434 erfolgten Tode erlosch in Ungarn dieser Heldenname wieder.

Um diese Zeit begannen die in Böhmen ausgebrochenen Religionsunruhen den Kreis ihrer verabscheuungswürdigen Wirkungen bis nach Ungarn auszudehnen. Die Hußiten, von Rachsucht gegen Kaiser Sigismund und von gemeiner Raublust getrieben, fielen 1430 verwüstend im Waagthale ein, verbrannten Sillein, eroberten Arva, zerstörten Likawa und plünderten Käsmark. Viele Menschen und Güter wurden damals durch die Wälle Trentschins gerettet, in deren Nähe Simon Rozgon das Jahr darauf den frechen Räuberschaaren eine blutige Niederlage beibrachte, was sie jedoch nicht hinderte, später noch einige Male, wiewohl mit nicht glücklicherem Erfolge, in der Nähe Trentschins wieder zu erscheinen.

Wie lange und zu welcher Zeit die Königin Barbara nach Sigismunds Tode auf Trentschin weilte, ist unbekannt, obgleich von ihr, wie oben bereits erwähnt wurde, ein wichtiger Bestandtheil des Schlosses herrührt. Welcher Liebe aber die hohe Frau von Seite der Ungarn sich erfreute, geht aus dem 5. Artikel der von König Wladislaus I. zu Krakau unterzeichneten Wahlkapitulation hervor, laut welchem derselbe sich verpflichtete, der Königin Barbara den Aufenthalt im Lande nicht zu gestatten. *) Als nachher Kaiser Albrecht II. von Oesterreich auf den Thron gelangte, verschrieb er seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Kaiser Sigismunds, das Schloß Trentschin nebst sechs anderen Schlössern als Witwengut, in Folge dessen der, von Elisabeth zur Vertheidigung der Rechte ihres nachgebornen Sohnes in's Land gerufene böhmische Feldhauptmann Giskra von Brandeis die Burg und Stadt Trentschin ohne Anstand besetzen konnte; beide blieben sofort, bis zu seiner Kapitulation mit König Mathias Corvinus im Jahre 1462, ungestört in seinem Gewahrsam.

König Mathias I., der von ehrgeizigen Plänen und von Eroberungsgelüsten mehr, als von den Rücksichten auf die Wohlfahrt seines Reiches bewegt, im Jahre 1468 den Krieg mit seinem Schwäher König Podjebrad von Böhmen begann, weilte von dieser Zeit an oft in Trentschin, auf welchen festen Punkt er theilweise seine offensiven Operationen basirte.

---

*) Horváth I. 288 der deutschen Uebersetzung.

Aber das eben so ungerechte als unpolitische und durch den Makel der Undankbarkeit befleckte Unternehmen kostete Mathias einen großen Theil der Liebe seines Volkes, und zerrüttete die Finanzen seines Landes derart, daß er zuletzt zum Verkaufe und zur Verpfändung der Krondomänen in Masse seine Zuflucht nehmen mußte. So kam es, daß er im Jahre 1475 die Burg und Herrschaft Trentschin sammt allen k. Zöllen und Mautheinnahmen für 15,000 Goldgulden an Stephan Zápolya verpfändete, und ihm den Titel eines Erbgrafen von Trentschin verlieh. Früher schon hatte er dem Bruder desselben, dem damaligen Großschatzmeister Emerich Zápolya, gegen Erlag von 16,000 Dukaten das Zipserhaus mit allen dazu gehörigen Ortschaften und Schlössern zum Geschenke gemacht, und ihn zur Würde eines Grafen von der Zips erhoben. Diese Erwerbungen, die sich später nach dem kinderlosen Tode Emerichs in seinem Bruder Stephan Zápolya vereinigten, bildeten die Grundlage der lawinenartig anschwellenden Macht dieses Hauses, das, einem Feuermeteor gleich, schnell und schimmernd sich erhob, um für das Land nachher eine so verhängnißvolle Bedeutung zu gewinnen.

Beide Brüder waren von den Corviniern aus niederem Stande aufgelesen und auf Plätze gestellt worden, die sie durch ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten einzunehmen allerdings berufen schienen. Emerich Zápolya ward von Johann Hunyady, dem großen Feldherrn und Gubernator Ungarns, emporgehoben und zuletzt sogar seiner Freundschaft werth geachtet, von König Mathias aber nach und nach zum Großschatzmeister, Ban von Kroatien, Statthalter von Schlesien und zum Palatin ernannt. Sein jüngerer Bruder Stephan, einst Haidukenkapitän eines Komitats und von dem Könige zum Waffendienste berufen, erwarb früh schon hohen Kriegsruhm, stritt siegreich in Mähren, Polen und Oesterreich, stieg in Folge dessen wie im Fluge die Stufen der Ehre und Macht hinan, ward von seinem dankbaren Könige mit der Prinzessin Hedwig, Tochter des regierenden Herzogs Primislaus von Teschen, verheiratet, und nach der Einnahme Wiens mit dem hohen Posten eines Gouverneurs von Oesterreich betraut. So überhäufte Mathias beide Brüder mit Reichthum und Ehren, in der Hoffnung, sie dadurch für seinen einzigen Sohn Johann zu gewinnen, dem, bei der Illega-

lität seiner Geburt, nur ein starker und mächtiger Anhang die Nachfolge im Reiche sichern konnte. Aber er hatte umsonst gehofft. Emerich Zápolya starb früher als Mathias, und Stephan hob in feiler Selbstsucht, um den Preis neuer Schenkungen den schläfrigen Wladislav von Böhmen auf den ungarischen Thron. Dabei behielt er das in seine Verwahrung gegebene reiche silberne Tafelgeschirr seines Wohlthäters für sich selbst, und prunkte nachher mit einem Schatze, der, durch das corvinische Wappen jedermann kenntlich, die Unredlichkeit des Besitzes bezeugte. So vergalt Zápolya an dem Sohne die unerschöpfliche Gnade des königlichen Vaters. Aber auch der neue König bewies sich dankbar und ernannte Stephan Zápolya zum Palatin des Reiches, was ihm jedoch dieser dadurch lohnte, daß er sich vermaß, ihn, verschiedener Regierungsmaßregeln wegen, öffentlich zu verwarnen und mit der reichstäglichen Untersuchung zu bedrohen. Doch damals stand er bereits im Besitze von 72 festen Schlössern und Herrschaften, und verfügte über eine materielle Macht, neben welcher die des Königs nur ein bleicher Schatten war.

Nachdem Trentschin in seine Hände gekommen, erschien für Burg und Stadt die Zeit des höchsten Glanzes. Das Schloß ward nicht nur beträchtlich erweitert, sondern auch mit fast märchenhafter Pracht für die Hofhaltung des überstolzen Oligarchen eingerichtet. Weite Gärten mit Springquellen, Kaskaden, Grotten und jedem anderen hortologischen Luxus versehen, breiteten sich um die Feste aus, deren innere Räume an Glanz und Reichthum, an Tapeten, Vergoldungen, kunstvollem Schnitzwerk und kostbaren Geräthen jeder Art die königlichen Paläste von Ofen und Vissegrad weitaus überstrahlten, während in den Vorzimmern und im Schloßhofe die Vasallen, Lehensleute, Diener und Knechte oft in hellen Schaaren ab und zu liefen. Stephan Zápolya starb 1499 und hinterließ, nebst seiner Witwe, zwei Söhne und eine Tochter, von denen der jüngere Sohn Georg in dem „Verderben bei Mohács" auf dem Felde der Ehre blieb, sein Bruder Johann König von Ungarn und Großfürst von Siebenbürgen, und seine Schwester Barbara Königin von Polen wurde. Dies die Nachkommenschaft des jemaligen Bettelstudenten aus Turopolja in Kroatien und nachmaligen Haidukenhäuptlings eines Komitats.

Die Heirat zwischen Barbara Zápolya und dem Könige Sigmund von Polen war von König Wladislav II., in dankbarer Erinnerung der Dienste, die der Vater der jungen Gräfin ihm einst geleistet, eingeleitet worden. Und als dann die Braut, deren Heiratsgut an Reichthum jenes mancher Königstochter übertraf, von einer glänzenden Gesandtschaft in Trentschin übernommen und fortgeführt wurde, gab ihr ihre Mutter Hedwig, ihr Onkel Herzog Kasimir von Teschen und ihr Bruder Johann mit nicht weniger als 800 Rittern und Reisigen das Geleit. Bei ihrer Vermählung in Krakau aber beglückwünschten die junge und schöne Königin nicht allein die Gesandten Wladislavs II., sondern auch, in demüthigender Nöthigung, die Stellvertreter einer großen Zahl mächtiger und über das steigende Gestirn der Zápolya bittergrollender ungarischer Bischöfe und Magnaten. Dies geschah im Jahre 1512. Kaum weniger pomphaft ward neun Jahre später die Uebertragung der zu Trentschin verstorbenen Gräfin Hedwig Zápolya in die Familiengruft zu Leutschau vollzogen. Ihr Sohn Georg führte den Trauerzug, der, nebst dem wandelnden Katafalke, aus 15 Wägen weinender Frauen und einer zahlreichen Reiterschaar bestand, — alles, damit dem zahm gewordenen Ehrgeiz im Sarge die letzte, und dem Hochmuth der Zurückgebliebenen eine neue Ehre werde. In Leutschau aber genügten nicht weniger als ein Bischof mit 400 Geistlichen zur Bestattung der fürstlichen Leiche.

Damit war jedoch der Ruhmdurst dieses hochstrebenden Geschlechtes noch lange nicht gesättigt. Johann Zápolya durfte es wagen, um die Hand der Prinzessin Anna, König Wladislav's Tochter, zu werben, wofür ihm, dem 24jährigen jungen Manne, als Entschädigung für den abschlägigen Bescheid, die vielgesuchte hohe Würde eines Woiwoden von Siebenbürgen zu Theil ward. Später wiederholte er, im Wettkampf mit Ferdinand von Oesterreich, seinem glücklicheren Gegner, die stolze Werbung. Rasch erklomm sein glühender Ehrgeiz alle Stufen öffentlicher Ehren; alles fordernd und wenig bietend, war er unruhig und trotzig als Vasall, unglücklich und übereilt als Feldherr, schlau, kühn und selbstsüchtig in seiner amtlichen Stellung. Als Ludwig bei Mohács gefallen war, hatte er den Muth, um die Hand der Königin und Witwe Maria anzuhalten, denn nun schien ihm die Zeit gekom-

men, wo er den Griff nach der Königskrone Ungarns wagen durfte. Da Maria jetzt, obgleich zu spät, den wahnwitzigen Ehrgeiz des mächtigen Mannes erkennt und die Mittel dagegen ergreift, beruft dieser eigenmächtig einen Reichstag nach Stuhlweißenburg, und läßt sich daselbst von seinem Anhange zum Könige von Ungarn erwählen und krönen. Aber Niklas Salm, der Feldherr Ferdinands, schlägt ihn erst bei Tokay, dann bei Szinnye aus dem Felde, und zwingt ihn zur Flucht nach Polen, von wo aus er zu seiner Hilfe die auf den Zwiespalt ihrer Feinde allezeit lauernde Macht der Türken in's Land ruft. Und nun begann eine traurige Zeit für Ungarn: nicht bloß weil das Land durch das Schwert der tapferen Osmanen aus tausend Wunden blutete, sondern weil bei seinen Söhnen alle Tugend und Vaterlandsliebe erloschen, und nur schnöde Selbstsucht und blinde Parteiwuth an ihre Stelle getreten zu sein schien. Soliman kam, und wie zum Hohne auf das Unglück und die Erniedrigung seines Vaterlandes, huldigt König Johann auf dem Unglücksfelde bei Mohács dem Türken händeküssend als seinem Beschützer und Herrn; ja er entblödete sich nicht, selbst die Krone des heiligen Stephan, dieses geweihte, hochehrwürdige Palladium der Nation, aus türkischen Händen zu empfangen. Mit Hilfe seiner neuen Freunde behauptete sich Johann Zápolya kümmerlich in den oberen Gegenden Ungarns, bis er im Jahre 1540 das Zeitliche segnete, nachdem ihm kurz vorher von seiner Gemahlin Isabella, einer Königstochter aus Polen, ein Sohn, Johann Sigismund, geboren worden war, der später als Fürst einige Komitate Nordungarns beherrschte und im Jahre 1571 sein wüstes, thatenleeres Dasein endigte. Mit ihm erlosch das Haus Zápolya so schnell wieder, als es erschienen war.

Der lange Kampf der beiden Könige Ferdinand von Oesterreich und Johann Zápolya hatte für Trentschin viel Unglück im Gefolge. Nachdem jener zum Könige von Ungarn gekrönt, und die nöthige Streitkraft zur Durchführung seiner Rechte versammelt war, rückte 1528 der kaiserliche General Graf Katzianer vor Stadt und Veste, und begann die Belagerung der letzteren von der südöstlichen Seite. Aber auch hier waren die Schwierigkeiten nicht gering; nur mit großer Mühe konnte das schwere Geschütz auf den Berg gehoben und in die Laufgräben eingeführt werden. Nachdem dies geschehen, donnerte es dreißig

Tage lang gegen die Mauern der Burg, bis endlich eine glühende Kugel das Schloß in Brand setzte, worauf die Besatzung, unter der Bedingung freien Abzugs, kapitulirte. Aber auch die Stadt ward durch diese Belagerung hart mitgenommen, und konnte sich nachher nie wieder zu ihrem alten Wohlstand erheben.

Das Schloß blieb nun bis 1535 in königlichem Besitz, worauf es, sammt den dazu gehörigen Territorialgütern, um den Preis von 40,000 Stück Dukaten an denselben Alexius Thurzo überging, den König Ferdinand I. schon im Jahre 1531 mit dem Zipserschlosse und dem umliegenden Dominium, nebst dem Titel eines Erbgrafen von der Zips, beschenkt hatte. Aber der mit der Königin Isabella im Jahre 1542 abgeschlossene Vertrag, vermög welchem ihr die ehemaligen Ländereien der Familie Zápolya restituirt werden sollten, erheischte von Seiten der k. Hofkammer die Wiedereinlösung der Burg und Herrschaft Trentschin, worauf beide, da mittlerweile die wankelmüthige Isabella die in demselben Vertrage stipulirte Uebergabe Siebenbürgens an den König nicht vollzog, im Jahre 1564 für 65,000 Goldgulden an Margaretha Szécs, die Witwe des Grafen Niklas Salm, übertragen wurden, von welcher sie Graf Emerich Forgács Anno 1582 käuflich an sich brachte. Dieser, ein Gemahl der Prinzessin Sidonie von Sachsen-Lauenburg, einer Verwandten Kaiser Karl V., sorgte für die glänzende Wiederherstellung des Schlosses. Als jedoch seine Gemahlin gestorben war, verkaufte er es wieder an Graf Stephan Illyésházy, den der König im Jahre 1600 förmlich damit belehnte.

Dieser seltene Mann, der durch seine Heirat mit Katharina der Witwe Krussith, und nach dem kinderlosen Tode ihrer Tochter Helene, vermählten Freiin von Dietrichstein, bereits im Besitze von Likava und der übrigen Krussith'schen Güter, so wie auch der Erbgrafenwürde des Liptauer Komitats stand, beginnt die Reihe der Erbherren auf Trentschin aus der Familie Illyésházy, die sich mit dem gefürsteten Geschlechte der Eszterházy einer und derselben Abkunft rühmte, und erst in unseren Tagen (1838) erloschen ist. Graf Stephan Illyésházy, des Einverständnisses mit dem Rebellen Botskaj angeklagt, entfloh aus Wien nach Polen, und ward in kurzer Zeit von Botskaj in seine Güter wieder eingesetzt, als dieser sich in seinem Kriegszuge gegen den

Kaiser der Stadt und Burg Trentschin bemächtigt hatte. Dennoch erwirbt sich Illyésházy von neuem das Vertrauen seines rechtmäßigen Herrn, bleibt dabei der erste Rath des Rebellenchefs, dient beiden zugleich und nützt beiden, und vermittelt zuletzt den Frieden zwischen ihnen. Die Palatinswürde lohnt bald nachher die Verdienste des kühnen, überlegenen Mannes, und neuerworbener Länderbesitz sichert fortan den Glanz seines Hauses. Er starb 1608.

Während der Unruhen, die nun folgten, kam Trentschin lange Zeit leidlich durch. In Folge des Nikolsburger Friedens zwischen Ferdinand II. und Gabriel Bethlen (1622) wurde die Krone des h. Stephan drei Monate lang in der Stadt Trentschin, wohin sie von Altsohl gebracht worden war, aufbewahrt. In den Wirren mit Tököly blieb sie unbehelligt, nicht so aber in dem Aufstande Franz II. Rákótzy, der die Feste fünf Jahre lang vergeblich belagerte, die untere Stadt mit Sturm nahm, und endlich, durch General Heister bei dem nahen Dorfe Hamri aufs Haupt geschlagen, das Weite suchte, um fortan weder die gute Stadt Trentschin noch irgend einen anderen Theil des Landes mehr mit seiner Gegenwart zu belästigen.

In den revolutionären Zuckungen der jüngsten Zeit hat Trentschin durch treue Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Landesherrn sein politisches Gewissen rein erhalten.

Im Jahre 1835 überging die Burg Trentschin, die seit längerer Zeit schon verlassen und dem Verfall übergeben worden war, mit vielen andern Illyésházy'schen Gütern in das Eigenthum des Freiherrn von Sina. Seither wird an dieser ehrwürdigen Ruine, heimliche Diebstähle von Baumaterial abgerechnet, zwar nichts mehr absichtlich zerstört, aber auch nichts gethan, um dem rasch nagenden Zahne der Zeit irgendwie zu wehren. Es wäre hier gewiß so gut und mehr als anderswo am Platze, wenn der konservirende Eifer der Kommission zur Erhaltung der alten Baudenkmale einige Thätigkeit entwickelte, um bei der Ruine von Trentschin auf dankbare Weise in dem Sinne ihrer Aufgabe zu wirken.

Nach so viel des Kletterns über „Trümmer der Vergangenheit" und steile Treppen, und nach so vielen salbungsreichen historischen Erwägungen, die wir an Ort und Stelle freilich mit viel weniger Zusammenhang und ermüdender Weitschweifigkeit anstellten, als dies leider

so eben geschah, waren wir nachgerade etwas müde geworden. Dies mußte unser gütiger Führer — ich zweifle ob der Leser sich noch zu erinnern weiß, daß es Hr. Kanonikus Starek gewesen — vermuthet haben, denn er lenkte nun unsere Schritte so gerade als möglich hinab in seine Wohnung, wo wir neuerdings die Erfahrung machen sollten, daß Ungarn nebst schönen Ruinen und reichen geschichtlichen Erinnerungen gastfreundliche Menschen und vortrefflichen Wein besitzt. Es war ein alter, dunkelrother Erlauer, voll einschmeichelnder Eigenschaften, den wir hier mehr als nur verkosteten, und der unseren Kräften mit wunderbarer Schnelligkeit wieder auf die Beine half. Ja es läßt sich behaupten, daß durch den Verkehr mit diesem insinuanten Liquidum fast ein kleines Plus an Kräften entstand, welches jedoch Abends auf unserem Zimmer, in Gesellschaft der Herren von Starek und Otlik und unter dem Einflusse duftigen Thees, in muntere Reden und harmlose Scherze wieder umgesetzt wurde.

---

2. Von Trentschin bis in die Arva.

Abreise von Trentschin. Ruine der Abtei Skalka. Illava. Der Löwenstein (Oroszlány-kö). Bellusch. Puchow. Das Waagthal. Waag-Bistritz. Ruine von Petrócz. Predmir. Das Thal von Szuliow. Groß-Bitsche. Hritschow. Sillein. Schloß Budetin. Teplicza. Varin. Wratna-Thal. Tyerhova. Der kleine Krivan. Das Innere der Haushaltungen zu Tyerhova. Allgemeines über die Slaven. Slaven und Germanen.

Als wir nun des anderen Morgens unsere Reise fortsetzen wollten, war unser Vorspannswagen, den ich, bevor wir zur Messe gingen, in der Nähe des Wirthshauses bereits auf uns warten sah, nicht wieder aufzufinden, u. z. aus dem einfachen Grunde, weil ein Oberarzt des in der Nähe stationirten Uhlanenregiments mit demselben sich entfernt hatte. Die Keckheit dieses Militär-Aeskulaps war nahe daran uns zu sündigem Zorne zu reizen, als noch zur rechten Zeit ein zweiter Vorspannswagen erschien, der eigentlich jenem zugedacht gewesen, und uns unverzüglich weiter förderte.

Auch diesmal hatte der Himmel — vielleicht zur Sonntagsfeier — sein reinstes azurblaues Staatskleid umgeworfen, und zu weiterem Schmucke den lichtsprühenden Sonnensolitär und Welt-Kohinur an seine

breite Brust geheftet. Darüber gingen Morgenduft und Thau in Glanz auf, und die waldigen Berge beiderseits, so gut wie das breite grüne Tiefland unten, lagen vor uns in stiller, wonniger Verklärung. Unter solchen Umständen kümmerte uns selbst das elende Wägelchen, in dem wir saßen, und das katzenartige Quadrupedenpaar, das uns langsam weiter zog, sehr wenig. War ich doch oft genug von Fiakern, Kabs und Hofkarossen bedient worden, die weit drüben in der europäischen Welt, d. h. westlich des Marchflusses, gewöhnliche Dinge sind, nie aber bis zur Stunde hatte mich je ein Trentschiner Vorspannswagen durch das schöne Matthäusland gezogen. Die Neuheit der Sache und der mit unterlaufenden Erfahrungen war schon an sich etwas werth, und wog vor der Hand die Leiden des eigenthümlichen Marterthums auf, dem wir von jetzt an verfallen blieben. Es war eben ein Leiterwagen der primitivsten Art, in dem wir saßen; und wenn er weder an den Seiten noch rückwärts eine Lehne, und oben kein Dach hatte, so floß dies natürlicherweise aus seiner eben angedeuteten Qualifikation; auch konnte es ihm von uns nicht verübelt werden, daß er bei jedem Steine, an den er stieß, in zorniger Aufwallung sich erhob und uns hinauswerfen wollte auf die Straße, auf der wir weder in Folge einer Pflicht, noch eines ernsten Geschäftes, etwas zu suchen hatten. Daß er aber in seinen Breitendimensionen so mangelhaft war, um, wenn das Stroh, aus welchem man die Sitze erbaut hatte, zusammensank, zweien von uns das Sitzen nebeneinander zu verwehren, weshalb auch wechselweise einer oder der andere sich erheben und stehend, wie ein griechischer Heros vor Troja, durchs Land fahren mußte; — daß er ferner zum sicheren Einschluß seines Inhalts alles nöthigen Flechtwerks ermangelte, und nicht anders aussah, als wie ein Käfig, dessen oberer Theil entfernt worden, und wir deshalb unsere Effekten, wenn wir sie nicht verlieren wollten, mit Stricken unter einander und mit dem Käfig selbst zusammenbinden mußten — das waren Dinge, über die uns damals der goldene Morgen, das liebliche Thal und die noch frische Reiselust hinübersetzte. Als jedoch dieser Jammer Tage lang ohne Unterbrechung anhielt; als uns die Sonne quälte und der Regen durchnäßte; als uns Wagen geliefert wurden, in denen wir einzelweise, wie eine vier Mann hohe Rotte, hintereinander sitzen mußten; als es zuweilen an dem zur Bereitung der Sitze erforder-

lichen Stroh fehlte, und darüber das Schütteln und Prellen des Vehikels so arg ward, daß wir in allen Gliedern die Gicht zu spüren vermeinten; und als endlich zum Ueberfluß die morschen Leine rissen, und wir einige Stücke unserer Siebensachen nur im Monde wiederzufinden hoffen durften — da verlor sich die Poesie dieser interessanten Lokomotionsweise gänzlich; mit Sehnsucht dachten wir an die alltäglichen, prosaischen Karossen und Kabs westlich des Marchflusses zurück, und die Phrase: „es lebe die Civilisation!“ ward unter uns nach und nach ein immer mehr beliebtes Motto.

„But yet I run before my horse to market!“

Drum wieder zurück vor das Nordthor Trentschins, wo sich unserem Blicke, in geringer Entfernung, die jenseits, d. h. auf dem rechten Ufer der Waag, am steilen waldigen Uferrande hängende Ruine der Abtei Skalka darbietet. Unweit davon befindet sich eine dazu gehörige, gleichfalls verfallene Kirche, die sich theilweise, zwei Stockwerke hoch, in das Innere des Berges ausdehnt, und von dem Herrn Kanonikus Starek in etwas restaurirt und zum h. Dienste wieder hergerichtet wurde. Hier lebte einst der heilige Benedikt als Einsiedler; die Abtei aber wurde um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, unter der Regierung Bela IV., durch den Bischof Johann von Neutra gestiftet und dotirt. Gegenüber mündet bei dem nahen Dorfe Tepla das von der östlichen Seite kommende Teplitzthal, in welchem, eine Stunde von der Straße und anderthalb Stunden von Trentschin entfernt, die berühmten Trentschiner Bäder liegen. Auch sie sind jetzt ein Eigenthum des Freiherrn von Sina.

Die Ortschaft Illava, die wir in dritthalb Stunden erreichten, wird aus einem Grunde ein Flecken geheißen, den das Privilegium, das sie dazu ernannte, zu verantworten hat. Die lange Zeit, welche die löbliche Ortsbehörde zum Auftreiben eines neuen Vorspannswagens benöthigte, gab uns genügende Gelegenheit, die Merkwürdigkeiten von Illava zu studiren. Diese bestehen aus einem schönen und großen Schlosse, das der bisherige Besitzer, Graf Königsegg, in jüngster Zeit für 200,000 Gulden an die Regierung verkauft hat, die das herrliche Gebäude zu einer Senkgrube für den Bodensatz der Gesellschaft, d. i. zu einem Zuchthause einrichten wird. Die Hauptfront des Schlosses sieht gegen die Waag, ist nach dieser Seite hin zwei, gegen den Hofraum aber nur

ein Stockwerk hoch, und gewährt aus seinen Fenstern eine ungemein freundliche Aussicht auf das tiefer liegende reinliche Thal, auf den schönen Fluß mit seinen Auen, auf das Städtchen Pruska gegenüber und auf den hohen weißzackigen Felskamm des Löwensteins, wo auf steiler Bergzinne, dem freien Auge kaum wahrnehmbar, die Ruinen des gleichnamigen Schlosses horsten. Der Löwenstein, ungarisch Oroszlánykö, war einst der Sitz der Freiherren von Jakusich, eines angesehenen, mit starkmüthigen Männern gesegneten Geschlechtes, dessen selbstständiger Sinn schon deutlich genug aus der Lage seines Schlosses zu erkennen, das, hoch über den Wohnungen der Menschen schwebend, am liebsten von Adlern und wandernden Wolken besucht sein mochte — die beste Wohnung für Astronomen, Blaubärte und Menschenhasser. Einer seiner Ritter, Namens Andreas Jakusich, ward von dem großen Palatin Georg Thurzó für würdig erachtet, der Gemahl seiner ältesten Tochter Judith zu werden. — Im Schloßhofe zu Illava steht eine stattliche Kirche, in der sich die Grabmähler der vormaligen Besitzer von Illava, der Freiherren Ostrosich von Gyletintz, befinden, deren Name zuletzt in der Wesselényischen Verschwörung verstrickt und durch sie gebrandmarkt, um den Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts zu Ende ging.

Die nächste größere Ortschaft, die wir von Illava aus erreichten, ist Bellusch, in dessen Nähe ein kurzer, von dem Fatschkoberge sich ablösender Gebirgsast dicht an die Waag herantritt, und eine Ablenkung der Straße verursacht, die sich sofort erst in ein niedliches einsames Thal vertieft, dann von der Höhe jenes Rückens eine hübsche Fernsicht gewährt, und etwa nach einer Stunde kurz vor Bistritz wieder in das Waagthal herabsteigt. Von Bellusch aus ist linker Hand der Flecken Puchow sichtbar, der in der Geschichte der ungarischen Industrie einst einen merkwürdigen Platz einnahm. Als nämlich die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag geschlagen war, nahm Georg Rakotzy eine Schaar protestantischer Flüchtlinge aus Böhmen bereitwillig in Puchow auf, und unterstützte ihren Gewerbfleiß derart, daß die Puchower Tücher bald mit den feinsten belgischen und holländischen Fabrikaten dieser Gattung wetteifern konnten. Seither sind aus jenen kunstfertigen Böhmen landesübliche Slovaken geworden, deren preiswürdigstes Manufakt höchstens aus grobem Hallinatuch besteht, das kaum jemand Anderer

verwenden kann, als ein genügsamer und dickhäutiger Sohn dieser Gegenden.

Das Waagthal ist von Trentschin bis Bellusch ein etwa eine halbe Meile breites, von mäßig hohen, meist bewaldeten Bergreihen umschlossenes freundliches Land. Es ist allenthalben dicht bevölkert, wohl angebaut, und mit einer Zahl aus der Ferne stattlich blickender Flecken geschmückt. Die Dörfer sind durchwegs geschlossen, und einzeln stehende Gehöfte nirgends zu bemerken. Die Häuser des Landvolks erscheinen in ihrer Bauart von den mährischen wenig verschieden, nur sind sie hier viel ärmlicher, fast ohne Ausnahme von Holz, und mit geringem Sinne für gefällige Formen erbaut. Die Balken, aus denen die Schränkwände bestehen, sind oft gar nicht, häufiger nur unvollkommen ins Geviert gezimmert, und die Wände selbst auf der Außenseite nur hie und da mit Mörtel angeworfen und getüncht. Die Stellung der Häuser ist in der Regel mit dem Giebel nach vorne, und ihre Gassenseiten haben nie mehr als zwei Fenster, diese aber sind klein und noch überdies häufig mit vielen und unregelmäßigen hölzernen Scheibenfassungen seltsam durchzogen und vergittert. Die Dächer bestehen aus Stroh und die Schornsteine fehlen gänzlich; es ist letzteres offenbar eine Berufung an den Scharfsinn des Rauches, der sich seinen Weg ins Freie selber suchen muß, und auf solche Art seine rußigen Spuren überall, selbst an den Fenstern der Wohnstuben zurückläßt. Die Häuser stehen dicht nebeneinander und oft auch, ohne Straße rückwärts, hintereinander, wodurch die, auch hier überall offenen Hofräume mehr langen und schmalen Hohlwegen, als wirklichen Höfen gleichen. Von einem Wirthschaftsinventar war, außer den Leiterwägen von der oben beschriebenen Art, nur selten etwas mehr als nichts wahrzunehmen.

Diese Aermlichkeit und Mangelhaftigkeit aller Apparate des Lebens nahm mit der Entfernung von Trentschin sichtlich zu, und erreichte, so weit der eigene Augenschein es uns lehren konnte, im Wratnathale jenseits Sillein den relativ höchsten Grad. Aber das Volk ist hier arm, und seine Arbeitsscheu, im Verein mit der tiefen Stufe der Kultur, auf der es steht, läßt es die Unzulänglichkeit des ihm zugemessenen Bodens nur um so härter empfinden. Größere industrielle Unternehmungen, die sich hier, bloß mit Rücksicht auf die niedrigen Arbeitslöhne, gewiß ren=

tiren würden, scheuen die Entlegenheit dieser Gegenden von den Hauptwegen des Verkehrs, und sind schon deshalb nicht vorhanden. Der Ackerbau aber kann allein unmöglich die an Zahl überhand genommene Bevölkerung ernähren; und deshalb folgt der Slave dieser Gegend um so lieber der seinem Stamme von Natur eigenen Wanderlust, damit er in der Fremde durch kärglichen Erwerb die Bedürfnisse seines einfachen, genügsamen Lebens decke. Auf daß aber hierin nicht einer den andern störe und benachtheilige, so haben sich die verschiedenen Bezirke des ärmeren Landes in den Betrieb bestimmter Industriezweige getheilt, denen sie unverbrüchlich treu bleiben. So stammen z. B. alle Hausirer mit Glaswaaren aus dem Umkreise von Illava, alle Drahtbinder aus der Gegend von Rowne, und die Leinwandhändler aus Rosenberg und anderen Theilen des Liptauer Komitats — gewiß eigenthümliche Beispiele von Associationen. Viele Hände beschäftigt ferner der im oberen Waagthal, besonders von Budetin und von der Arva aus, schwunghaft betriebene Holzhandel, die Flößerei an den Ufergegenden der Waag, die Verfertigung roher hölzerner Gefäße in den kälteren, und das Dörren von Zwetschen und Birnen in den wärmeren Regionen des Komitats. Im Gebirge endlich, namentlich im Kisutza- und Wratnathale, in der Arva und in den Liptauer Alpen, wird Viehzucht und eine Art von Sennwirthschaft betrieben, welch' letztere in den Händen bestimmter Hirtenfamilien liegt, die, unter Vorbehalt eines gewissen Antheils am Erträgniß, die ihnen anvertrauten Heerden hüten und die Erzeugung von Butter und Käse besorgen. Aber alle genannten Erwerbsmittel reichen oft nicht aus, um in schlechten Jahren dieses arme Volk vor dem Hunger und dessen schrecklichen Begleiter, dem Hungertyphus, zu schützen. In dem letzten Winter ist dieser Fall bei einigen Gemeinden nächst Hricsow und Sillein eingetreten; man nannte uns die betroffenen Ortschaften mit dem traurigen Beisatze, daß wieder sie es waren, die vor wenigen Wochen von der Cholera am härtesten mitgenommen wurden.

Der Sonntag, der die Leute Vormittags zur Kirche und Nachmittags ins Freie rief, gab uns Gelegenheit sie etwas näher zu beobachten. Eine tiefinnige Religiosität zeichnet das slavische Volk vor anderen aus, und allenthalben sahen wir, zur Zeit des vormittägigen Gottesdienstes,

die Kirchen von den Schaaren der Andächtigen umlagert, oder die Straßen von den zur Kirche Eilenden oder von derselben Heimkehrenden bedeckt. Des Nachmittags aber waren die Dorfschenken von dem männlichen Theile der Bevölkerung nicht minder fleißig besucht, wobei es merkwürdig war anzusehen, wie dicht die guten Leute, ohne eben hiezu durch Engheit des Raumes genöthigt zu sein, beisammen saßen. Auf einer Bank z. B. die etwa für sechs Menschen halbwegs bequeme Sitze bot, fanden hier deren zehn oder mehr, fest auf einander gepackt, die erforderlichen Plätze. Die Lust des verbalen Verkehrs überwog das Bedürfniß persönlicher Bequemlichkeit. Das übliche Getränk ist Branntwein, der leider in allzu reichlichem Maße genossen wird und seine nachtheiligen Wirkungen allenthalben in den bleichen Gesichtern des Männervolks erkennen läßt. Der Genuß desselben wird nicht nur den Knaben ohne Bedenken gestattet, sondern er wird auch Kindern, als ein probates Spezifikum gegen allerlei Uebel, eingeflößt. Das Volk ist gutmüthig und sehr höflich; jedermann grüßt mit Ehrerbietung den Bessergekleideten, und die militärische Uniform ist ihnen, als Kleid des Kaisers, vor Allem ein Gegenstand der Hochachtung. Ungerufen und ohne Nebenabsicht bietet jeder, wo er helfen zu können meint, seine Dienste an, was wir häufig bei dem Umladen unserer Effekten von einem Wagen auf den anderen wahrnehmen konnten. Die Volkstracht ist hier von jener im angrenzenden Mähren schon ziemlich verschieden. Die Männer tragen enge weiße Tuchhosen nach ungarischer Art, an den Füßen die bekannten Opanken, um den Oberleib kurze, blaue, an den Knopflöchern roth ausgenähte und verschnürte Spenser ohne Aermel, um die Mitte des Leibes einen breiten ledernen Gürtel, auf dem Kopfe den breitkrämpigen runden Hut mit runder Kappe und langes, herabhängendes Haar. Bei den von der Messe heimkehrenden jungen Leuten war auf den Hüten ein eigenthümlicher, drollig aussehender Schmuck angebracht, der aus einem 8 bis 10 Zoll hohen, mächtigen Blumenstrauße bestand, auf der vorderen Seite des umlaufenden Hutbandes scheitelrecht aufgesteckt war, und stolz und straff wie ein Husarenpannasch emporragte. Die Frauen trugen weiße oder blaue, nicht allzu lange Röcke von Linnen, und Schürzen meist von entgegengesetzter Farbe, dichtanliegende dunkle Leibchen mit einer farbigen Binde um die Mitte, enge kleine Häubchen auf dem

Kopfe, und darüber ein langes, weißes, bis über die halbe Gestalt niederfallendes Tuch. Die Mädchen aber gingen baarhaupt, hatten das Haar in eine lange, rückwärts frei herabhängende Flechten geordnet, und trugen breite hochrothe Binden um die Mitte des Leibes.

Bistritz, das so wie Bellusch der gräflichen Familie Szapáry angehört, ist ein ziemlich großer, etwas langweilig blickender Markt in einer Gegend voll malerischen Reizes. Auf der westlichen Seite erhebt sich jenseits der Waag eine unten jäh abstürzende, oben dicht bewaldete lange Bergwand, und ihr gegenüber thürmt sich der hohe Manyin auf, ein felsbewehrter, tüchtiger Bergscheitel, dessen Gipfelgestalt, wie wir wissen, selbst den Geschichtsforschern auf dem Trentschiner Schlosse auffallen muß. Gegen Süden ist die Aussicht durch ein niederes Vorland geschlossen, von dessen Höhe ein zierliches Kirchlein niederschaut, indeß gegen Norden das hellgrüne Thal offen steht, mit hundert anmuthigen Dingen in der Nähe, mit dunkelblauen, duftigen Bergen in der Ferne nnd tausend lockenden Geheimnissen dahinter. — Wir aßen hier zu Mittag und besahen uns vorher die Kirche, welche Fényes, der bekannte Apologetenhäuptling dieses Landes, eine gothische nennt. Dieser Ausdruck ist offenbar eine Hyperbel, wenn man ihn, in Kraft des Vorhandenseins einiger spitzzulaufender Gewölbrippen, nicht für legitim erklären will. Nebenher gesagt, stelle ich, durch vielfältige Erfahrungen ermächtigt, den Lehrsatz auf: wer reisen soll und etwas Phantasie besitzt, der nehme die Topographen erst nach seiner Heimkehr zur Hand, weil er sonst über Täuschungen viel zu seufzen haben wird. Derlei Autoren sind nicht die wenigst schlauen Leute. Da sie wissen, daß das Interesse, mit dem sich die Menschen irgend einer Sache zuwenden, von den verschiedenartigsten Ursachen herrührt, unter denen in unserem Falle lokale Eitelkeit, Patriotismus und Unerfahrenheit nur die allernächsten sind, so hoffen sie nicht mit Unrecht, es werde ihr alles überflutender Lobredestrom doch da und dort eine Schleuße offen finden, durch die er sich in gläubige Seelen ergießt und Genugthuung erweckt. Darüber werden dann sehr viele Exemplare des Werkes abgesetzt. — Doch nun wieder zurück in die Kirche von Waag-Bistritz, in der sich etwelche sehenswerthe Dinge wirklich befinden, von denen Fényes keine Erwähnung macht. Dies sind erstens zwei Denkmale des

hier in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts verstorbenen Ritters Raphael Podmányin, von denen eines aus der, in schwarzem Gestein ausgeführten, und in die linke Seitenwand der Kirche eingelassenen Porträtstatue des Ritters, und das andere aus einem großen, in karrarischem Marmor verdienstlich gearbeiteten, Basrelief besteht, das bei dem Seitenaltare nebenan die Stelle des Antependiums vertritt; dann zweitens drei Figuren aus rothem Marmor, die an einer anderen Stelle der Kirche ebenfalls in die Wand eingefügt wurden. Zwei davon sind hermenartige, trefflich gearbeitete Gestalten, etwa 24 Zoll hoch, von denen nur nicht zu begreifen ist, aus welchem Grunde sie ihren Platz in der Kirche gefunden. Beide Werke sind alt, doch um Vieles älter noch ist die zwischen ihnen stehende Darstellung des Apostels Petrus; sie zeigt die Vorderfüße aneinander geschlossen und nach abwärts gewendet, und daher ihre Oberfläche in unverkürzter Länge.

Von dem Geschlechte der Podmányin, jetzt Podmanitzky, dem einst Bistritz gehörte, wird viel Märchenhaftes erzählt *), wie z. B. daß ein Blasius Podmányin schon unter Mathias Corvin Herr von Bistritz gewesen; daß seine Söhne Raphael und Johann, die in Gütergemeinschaft lebten, sich im oberen Waagthal ein weites Gebiet zusammenraubten, dem sie den Namen der Silleiner Gespanschaft gaben; daß sie unter Wladislaus II. geächtet wurden, sich jedoch kein graues Haar darüber wachsen ließen; daß sie in Budetin das Schloß der Herrn von Szunyogh plünderten; daß sie ferner durch ein hochromantisches Räubergeschichtchen mit der schönen Tochter eines schlesischen Ritters ihr Schloß Bistritz einbüßten, und, einen Wink der Vorsehung darin erkennend, Anno 1545 dem Könige Ferdinand I. freiwillig sich unterwarfen. Alle diese Dinge sind ohne Zweifel angenehm zu lesen, nur fehlt ihnen in störendem Grade die Signatur der Wahrheit. Denn als wir über diesen wichtigen Gegenstand in glaubwürdigen Schriften Nachfrage hielten, ergab sich uns Folgendes: Johann Podmányin war wohl ein highwayman vollendeter Art, aber er vollbrachte rühmliche Thaten nach seiner Weise nicht im oberen, sondern im unteren Waagthale, von Zsambokret aus, und selbst Alexius Thurzó, der damalige

*) Siehe Historisches Taschenbuch von Hormayr und Mednyanski, 1821 pag. 244.

Kronrichter, konnte des Buschkleppers nicht Herr werden *); zweitens scheint sein Bruder Raphael an derlei Unternehmungen wenig Geschmack gefunden, und deshalb mit ihm auch nicht in Gütergemeinschaft gelebt zu haben; denn wir sehen jenen erst im Jahre 1550 durch König Ferdinand wegen besonderer Verdienste mit Bistritz und Strecsno belehnt werden, und seinen Bruder Johann, der sich mittlerweile entsündigt haben mochte, testamentarisch in die Nachfolge auf diesen Gütern einsetzen **), was übrigens auch die Sage von der improvisirten Silleiner Gespanschaft Lügen straft; und drittens endlich war Moises Szunyogh, der damalige Herr auf Budetin, ein Schwager dieses Brüderpaars. Doch ich fürchte mich hier in einen Windmühlenkampf eingelassen zu haben, von dem ich unverzüglich abstehen, mich aber vorher bezüglich der Möglichkeit oberwähnten romantischen Abenteuers gerne zu einer bedingungsweisen Konzession an die Freunde solcher Begebnisse herbeilassen will.

Viel Spaß machte uns bei Tisch das zuthunliche Wesen der Kellnerin, die nur slovakisch sprach und durchaus nicht glauben wollte, daß Herr Kanonikus H..... und ich dieses Idioms nicht mächtig seien. Da hier zu Lande jedermann slovakisch spricht, und die meisten dieser guten Leute kaum eine Ahnung davon haben mögen, daß anderwärts eine andere Sprache herrsche, ein Geistlicher aber zunächst berufen ist redend mit dem Menschen zu verkehren, so ließ es sich die Kellnerin nicht nehmen: es sei der Nichtgebrauch ihrer Sprache eitle Affektation und Verstellung. Und deshalb auch redete sie uns, ungeachtet aller Proteste, fortwährend im kräftigsten slovakisch zu, verstärkte die Macht ihrer profusen Worte mit dem lebhaftesten Geberdenspiel, und meinte erst dann ganz verstanden zu werden, wenn sie mit ihrer Hand, Arme oder Schultern des Angeredeten so oft als möglich berührte. Ich erwähne dieses an sich unbedeutenden Gegenstandes deswegen, weil er typisch ist hier zu Lande bei Personen der bezeichneten Gattung.

Eine halbe Stunde jenseits Bistritz liegt dicht am rechten Flußufer die Ruine der alten Burg Petrócz oder Podhragy, und unter der-

---

*) Engel: Geschichte des Königreichs Ungarn IV. pag. 65.

**) Lehotzky: Stemmatographia nobil. famil. Hungariae.

selben ein der Familie Balassa angehöriges Schloß neueren Ursprungs. Das Thal, das bei Bistritz einige Breite wiedergewonnen, verengt sich hier abermals und nöthigt die Straße, die bisher immer auf dem Bergfuße hingezogen, zu einer raschen Wendung mit der Richtung gegen die Waag, wodurch sich dem Auge die Möglichkeit darbietet, die Ruine auf der Höhe, das neue Schloß mit seinen buschigen Gartenanlagen, den unter den Strahlen der Nachmittagssonne hellaufblitzenden Strom, das grüne, lachende Tiefland im Vordergrunde und den etwas höher liegenden Markt dahinter, kurz die ganze schöne Naturdekoration fast mit einem Blicke zu umspannen. Das reizendste Objekt derselben aber ist die erwähnte Ruine, ein ansehnliches, phantastisch in die Luft aufstarrendes Gebäude, auf die Spitze eines steilen Felskegels gestellt, hoch, fest und unnahbar, einst zu einem Raubnest vortrefflich geeignet, als im Thale unten der schlesisch-ungarische Handel seine Schätze auf und niederbewegte.

Bald erweitert sich das Thal wieder, und die Straße, die eine Weile lang hoch auf der brüchigen Berglehne gehangen, läßt sich allgemach auf die Ebene des Thalgrundes herab. Der Markt Predmir gehört zur Herrschaft Bistritz. Hier öffnet sich, gegen die rechte Seite hin, das Thal von Szulyow, und läßt aus seinem Hintergrunde ein wildzerrissenes, in tausend Zacken, Riffe und Nadeln ausgezahntes Felsgebirge hervorschauen. Den vorliegenden Schilderungen zu Folge sollen sich dort, selbst aus dem ebenen Boden des Thales, mächtige Felsblöcke emporheben, die oft die wildesten, bizarrsten Formen zeigen, und hiedurch sowohl, als auch ihrer Massenhaftigkeit und chaotischen Lagerung wegen, einen überraschenden Anblick gewähren. Sogar von der Ferne betrachtet, ist dieses weißgrau herschauende Felsenlabyrinth nicht ohne Großartigkeit, und der Eindruck, den es macht, wird noch durch die Ruine eines alten Schlosses erhöht, das wie ein Adlerhorst auf einem hohen, unsäglich stachligen Felsgipfel liegt. Weder der wildeste Trotz und das erschüttertste Gewissen, noch die größte öffentliche Unsicherheit konnte die Wahl dieses Platzes für eine Burg rechtfertigen; aber von ihrem Söller genoß das Auge der vollkommenen Uebersicht über die steinerne Wildniß umher, und so mag denn vielleicht die Lust an dieser die Gründung des Schlosses an so unbequemer Stelle

veranlaßt haben. Sein Name war einst Szulyow, wie der des Thales, und eine schauerliche Mähr lebt über seine Zerstörung in dem Munde des Volkes. Als nämlich einst der Ritter von Lietava die kinderlose Witwe des letzten Dynasten auf Szulyow, nachdem sie ihn an Sohnesstatt angenommen hatte, aber für seine Habgier zu lange lebte, mit arglistigem Frevelmuth einkerkern und in ihrem Grame vergehen ließ, da warfen zürnende Rachegeister verheerendes Feuer in die Räume der Burg, und jagten den Undankbaren von dem Schauplatze seiner Schandthat hinweg.

Bald hinter Predmir erblickt man auf dem rechten Waagufer, in reicher freundlicher Umgebung, den Flecken Groß-Bitsche mit dem großen stattlichen Schlosse nahebei, das, von dem großen Palatin Georg Thurzó im Jahre 1603 erbaut und mit fürstlicher Pracht ausgestattet, längere Zeit der Lieblingsaufenthalt seines Gründers war. Es ging nachher, durch die selbstsüchtige Energie des als Staatsmann noch viel bedeutenderen Palatins Nikolaus Eszterházy, in das Eigenthum seines Sohnes Stephan über, dessen Nachkommen es jetzt noch besitzen, und von denen es in jüngster Zeit an die Regierung vermiethet wurde, deren Zwecken es in der Eigenschaft eines Provinzial-Detentionshauses dient.

An Bitsche knüpfen sich demnach lebhaft die Erinnerungen an das glänzende Geschlecht der Thurzó, das in Ungarn nicht volle dritthalb hundert Jahre geblüht, in dieser Zeit zwei Palatine und eine große Zahl Bischöfe, Helden und Staatsmänner dem Lande geliefert, unermeßliche Reichthümer erworben und die Würde von Erbgrafen in der Zips und Arva besessen hat. Sein Name ist zwar längst schon verklungen, aber nicht sein Gedächtniß, und dieses mögen die nachfolgenden Zeilen mit wenigen Strichen wieder etwas aufzufrischen versuchen.

Die Thurzó sind ursprünglich ein polnisches, im eilften oder zwölften Jahrhunderte nach Oesterreich ausgewandertes Geschlecht. Hier nannten sie sich Thurs und hatten in der Umgebung von Baden, in den Schlössern von Rauhenstein und Rauheneck, eine neue Heimat gefunden. Im dreizehnten Jahrhunderte breiteten sie sich bereits in mehreren Linien über das Land aus, so daß es Thurse von Rauhenstein, Rauheneck, Dürrenstein, Simberg und Lichtenfels gab, deren Besitzungen selbst bis nach Mähren hineinreichten, wo sie in der Nähe von Krem-

sier die Herrschaft Graveneck inne hatten. In Ungarn erschienen sie zuerst gegen Ende des vierzehnten Säkulums; unbekannt aber ist es, was sie zur Auswanderung dahin veranlaßt haben mochte. Vier Brüder, Johann, Martin, Georg und Bartholomäus Thurs, waren es, die sich im Jahre 1396 in der Zips niederließen und daselbst das Dorf Bethlenfalva erwarben, nach welchem sich die Familie hinfort bis zu ihrem Erlöschen Thurzó von Bethlenfalva schrieb. Martin und Georg fochten noch in demselben Jahre tapfer bei Nikopolis mit, und ersterer stieg nachher bis zur Würde eines Gespanschaftsgrafen der Zips empor; ja er versah später sogar die Stelle eines Gesandten in Krakau. So war schon der erste Eintrittt dieses Geschlechts in Ungarn von Glanz und hohem Erfolge begleitet. Georg pflanzte es fort, und von seinen vier Söhnen ward Sigismund Bischof von Neutra, Großwardein und Siebenbürgen, und Georg II. ungarischer Gesandter am Hofe Kaiser Friedrich III. Unter den Söhnen des Letzteren geschah die Theilung des Hauses in zwei Zweige, so daß Johann II. der Stammvater der Zipser-, Theophil aber der Ahnherr der später erst so genannten Trentschiner Linie wurde. Beide Brüder aber traten, etwa um das Jahr 1470 herum, mit dem Hause Fugger zu Augsburg in Verbindung, und pachteten von der Krone die ober-ungarischen Bergwerke, ernteten reichen Gewinn, und legten damit den Grund zu dem nachherigen gewaltigen Reichthume ihrer Familie. Johann II. gewann nebstbei auch hohe Ehrengüter: er ward Obergespan des Zipser Komitats und k. Kammergraf in Kremnitz. Er hatte vier Söhne, unter denen der jüngste, Georg III., ein großer Metallurg und wahrer Goldmacher wurde; ihm gelang es nämlich, nach Ueberwindung unsäglicher Hindernisse und Gefahren, und nach dem bedeutendsten Aufwand von Geld, Witz und Mühen, den Venetianern die verbesserte, und von ihnen als tiefstes Geheimniß verwahrte Methode der Scheidung der Metalle abzulauschen und in seine Heimat zu verpflanzen. Rascher hob sich jetzt auf goldenen Schwingen der Glanz seines Hauses, während seine Brüder, auf dem Wege persönlicher Verdienste, zu den höchsten Würden in Kirche und Staat emporstiegen. Johann III. ward Bischof von Breslau, und Stanislaus I. Bischof von Olmütz; Alexius aber, der älteste unter ihnen, schwang sich zum obersten Landesrichter, und nach dem Tode des

Palatins Andreas Báthor (1536) sogar zum königlichen Locumtenens in Ungarn auf. Früher schon (1531) hatte ihn König Ferdinand, für seine treuen und ausgezeichneten Dienste, mit dem Zipserhaus und der umliegenden Gegend, dann mit den Herrschaften Baimótz, Gönz und Telkebánya beschenkt, und ihm den Titel eines Erbgrafen von der Zips verliehen. Wie wir anderwärts bereits erfahren, erwarb er pfandweise auch das Trentschiner Schloß, mußte es aber wenige Jahre nachher, aus dem dort erwähnten Grunde, wieder an die k. Kammer zurückstellen, was auch bezüglich des Zipserhauses geschehen sollte, jedoch deshalb unterblieb, weil mittlerweile Isabella die eingegangenen Verpflichtungen nicht gelöst hatte. In seinem Testamente konnte Alexius bereits über einen Territorialbesitz verfügen, der manches unserer heutigen deutschen Herzogthümer an Größe überbot. Sein Erbe war sein Neffe Johann IV., der Sohn Theophils, der seinen Sitz zuerst in das Waagthal verlegt zu haben scheint.

Von den Nachkommen jenes Georg, dessen wir oben als glücklichen Bergmanns Erwähnung gethan, that sich sein Enkel Alexius II. als tapferer Krieger, und sein Urenkel Stanislaus III. als Palatin des Reiches besonders hervor. Dieser wird irgendwo ein Zipser Edelmann genannt, der ebenfalls in Gesellschaft mit dem Hause Fugger das Neusohler Kupferwerk in Pacht genommen hatte, und das gewonnene Metall nach Krakau führen ließ, um dort das mitgeführte Gold daraus abzuscheiden. *) Im Jahre 1622 zum Palatin ernannt, genoß Stanislaus Thurzó der eigenthümlichen Ehre, den Fürsten Gabriel Bethlen, dem er auf dem Landtage Uebles nachgeredet, nach seinem Kopfe lüstern zu sehen, und sich von ihm in Schintau tüchtig belagern zu lassen, worüber er dann dem siebenbürger Heißsporn so kategorisch zusprach, und die von ihm herrührenden Verwüstungen des Vaterlandes so beweglich kritisirte, daß er sich zuletzt zu einem für den Kaiser nicht ungünstigen Vergleich herbeiließ. **) Jener aber behielt seinen Kopf, dessen er sich jedoch nur bis Anno 1625, seinem Todesjahre, erfreuen konnte. Von seinen drei Söhnen lebte Michael

---

*) Engel, Geschichte Ungarns. III. 85.

**) Horváth II. 188 der deutschen Uebersetzung.

am längsten; er starb 1636, und seine Leiche ward mit dem gestürzten Schilde seines mächtigen Geschlechtes in die Gruft gesenkt.

Glänzender noch als die Zipser Linie hatte sich mittlerweile der Trentschiner Zweig des Hauses Thurzó erhoben. Jener Johann IV., welcher den Zipser Grafen und Judex curiae Alexius I. beerbt hatte, hinterließ zwei Söhne, von denen der jüngere, Namens Franz, Bischof von Neutra wurde. Dieser, von der Liebe zur schönen Barbara Kostka von Sedletz, der einzigen Tochter des Herrn von Arva, verführt, resignirte auf sein Bisthum, trat zur evangelischen Lehre über, heiratete, und ward dadurch im Jahre 1558 Herr von Arva, Strecsno und Lietava. Der Uebertritt von einem Glaubensbekenntnisse zum anderen war überhaupt eine schwache Seite der Thurzónen, und hat sich in beiden Linien, und zuweilen bei denselben Personen mehr als einmal zugetragen. Diesem Franz Thurzó legt übrigens die Volkssage jenen oben flüchtig erwähnten Akt grausamen Undanks gegen die Witwe Lahar auf Szulyow zur Last, durch welchen er nach dem baldigen kinderlosen Tode seiner ersten Gemahlin auch jene Burg sammt den dazu gehörigen Ländereien erworben haben soll. Zur zweiten Ehe schritt er mit Katharina Zriny, Tochter des Helden von Szigeth, aus welcher Verbindung Georg Thurzó, der nachmalige Palatin, hervorging.

Von dem Grafen Emerich Forgács, seinem Stiefvater, erzogen, und an dem Hofe des Erzherzogs Ernst zu Graz in jede echte Rittersitte eingeweiht, ward Georg Thurzó nachher sehr bald ein Liebling seines kaiserlichen Herrn, wie nicht minder seines Volkes. Seine Tapferkeit gewann ihm in den blutigen Gefechten bei Párkány, Stuhlweißenburg, Pest und an anderen Orten, den Lorber des Kriegsruhms, während ihm seine hohen geistigen Fähigkeiten, die er in den Unterhandlungen mit Botskaj, zu Zsitva-Torok, Tirnau und mit den rebellischen österreichischen Protestanten, dann bei der Uebernahme der Botskaj'schen Besitzungen und in den Kämpfen des Reichstages an den Tag legte, das Vertrauen seines Königs und den Dank des Vaterlandes eintrugen. Deshalb geschah es, daß ihm, noch in jungen Jahren, die wichtige Stelle eines Kommandanten (Capitaneus) von Neuhäusel, nachher das Oberstmundschenkenamt, die Würde eines Erbgrafen von Arva, mit der auf erblichen Besitz lautenden Donation über alle von

seinem Vater mit Barbara Kostka erworbenen Güter, die Herrschaft Tokaj, und 1609 endlich die Palatinswürde zu Theil ward. Ueberall wirkte er in versöhnlichem Geiste, mit der Kraft eines großen, ruhigen Charakters, und mit dem Muthe einer tiefen, von dem reinsten Bewußtsein unterstützten Einsicht. In seinen redlichen Bemühungen für die Reglung der Kirchenverhältnisse seiner protestantischen Glaubensgenossen durchkreuzt, und von dem König mit seinen friedlichen Rathschlägen bezüglich Siebenbürgens abgewiesen, zog er sich nach Bitsche zurück, wo er, wenige Tage vor seinem Tode, noch durch eine Deputation des Kaisers geehrt wurde, die die Rückkehr des schwer entbehrlichen Mannes zu den Geschäften des Reiches vermitteln sollte. Er starb 1616. *) Sein Reichthum und seine großartige Gastfreundlichkeit spricht sich am deutlichsten in dem Berichte über die auf dem Schlosse Arva gefeierte Hochzeit seiner siebenten und jüngsten Tochter Anna mit dem Grafen Johann Szunyogh aus, zu welcher er mittelst Palatinal-Rundschreibens den gesammten Adel des Königreichs einlud. „Die Hochzeit" — so lautete der Schluß dieses Schreibens — „dauert ein Jahr; wer kommt ist gerne gesehen!" **)

Sein einziger Sohn Emerich Thurzó studirte zu Wittenberg und ward daselbst, kaum 18 Jahre alt, zum Rector magnificus der Universität erhoben. Nach seiner Rückkehr nahm er bald im Rathe des Fürsten Bethlen Gabor den ersten Platz ein, und unterhandelte für ihn mit dem Kaiser zu Nikolsburg über den Frieden. Er starb noch während der Unterhandlungen im 21. Jahre seines Lebens, nachdem er vorher noch in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt war, und seine einzige Tochter Elisabeth mit Stephan, dem Sohne des Fürsten Nikolaus Eszterházy, verlobt hatte, welche Verbindung haupt-

*) Im Jahre 1605 ward Bitsche durch einen von Botskaj's Parteigängern, den Haidukenhauptmann Bellosich oder Bielistetz, niedergebrannt, Stephan Illyeshäzy aber, von Botskaj eben wieder in seine Güter eingesetzt, ließ jenen Mordbrenner ergreifen, erschießen und seinen Kopf auf das Trentschiner Stadtthor stecken, — ein neuer Beweis von der Kühnheit dieses Mannes. Georg Thurzó ließ nachher Bitsche so glänzend wieder aufbauen, als es vordem gewesen.

**) Majlath Geschichte Ungarns, III. 465.

sächlich den gegenwärtigen Reichthum dieses Hauses begründete. Mit Emerich Thurzó erlosch, fünfzehn Jahre früher als die Zipser Linie, der Trentschiner Zweig seines Geschlechts.

Hinter Hricsow treten auf beiden Seiten die Berge näher an das Flußufer heran, und verengen das Thal streckenweise fast nur auf die Breite des Strombettes. Aber noch vor dem Austritt aus dieser Enge macht die Waag jenes scharf abgebogene Knie, durch das sich ihr bisher westwärts gerichteter Lauf plötzlich nach Süden wendet, welcher Richtung sie fortan bis zu ihrer Mündung in die Donau treu bleibt. Als wir jenes Defilé durchzogen, sanken eben die Schatten des Abends auf die Erde nieder, und am Himmelsgewölbe tauchte ein Lämpchen nach dem anderen aus dem grünblauen Azur auf, und schien sich in seinem Glanze über die Abwesenheit des Mondes zu freuen. An der Straße und neben dem Flusse stand hie und da ein erleuchtetes Bretterhaus des Flößervolks, und die zitternde Flamme darin warf ihr ungewisses Licht heraus auf Feld und Fluß. Auf der Berghalde jenseits loderten die Nachtfeuer der Hirten, und ihre klagenden, in langen Molltönen ausklingenden Lieder drangen, unbewußt von dem tiefen Weh vergangener Zeiten redend, in die Stille der Nacht hinaus. Dann kam wieder ein Dorf, mit seinen fremdartigen rauchgeschwärzten Hütten, mit seinen unerleuchteten Fenstern, die nicht die stillen Freuden einer traulichen Häuslichkeit dahinter vermuthen ließen, und mit dem Anstrich von Oede und Melancholie in seinen Straßen. An der Zsillinabrücke endlich, dicht vor den Thoren von Sillein, standen neben der Straße auf dem Wiesengrunde drei bis vier beladene Wägen, deren Besitzer es vorgezogen hatten hier im Freien zu übernachten. Die Pferde weideten nebenher unbehelligt fremdes Gras ab, indeß ihre Herren bei einem mächtig aufprasselnden Feuer saßen, plaudernd ihre Pfeifen rauchten, und uns Vorüberfahrenden ihre lauten Grüße zuriefen. Alle diese Einzelnheiten flossen zuletzt zu einem Bilde totaler Fremdartigkeit zusammen, deren Reiz derjenige begreifen wird, der aus den gewohnten Zuständen des mittleren und westlichen Europas heraus zum ersten Male, oder neuerdings nach längerer Zwischenzeit, in Verhältnisse sich versetzt sah, die er, ihrer vollkommenen Neuheit wegen, eben so gut einem anderen Welttheile hätte zumessen können.

Bald nachher rasselte unser Wagen durch die Straßen von Sillein, ließ uns einen großen, viereckigen, von Laubengängen umschlossenen Platz sehen, und hielt in einer Ecke des letzteren bei dem Gasthause an, welches uns, seinem stattlichen Aussehen nach, ein treffliches Nachtquartier bieten zu können schien. Daß uns im Thorwege, ungeachtet des im Hause laut wiederhallenden Gepolters von Wagen und Pferden, keine sterbliche Seele in gewohnter Weise gastlich entgegenkam, während doch die Thüre des Gastzimmers nebenan angelweit offen stand, war wohl geeignet uns zu befremden, konnte uns jedoch unmöglich den eigentlichen Grund dieser Erfahrung lehren. Erst später, als nach längerem Herumfragen ein etwa dreizehnjähriges Mädchen aus dem oberen Stockwerke mit einem Lichte herbeikam und uns über die Treppe in die verlangten Zimmer führte, und noch mehr als wir hörten, wie man zu ebener Erde nur deutsch mit jüdischem Akzente, und in der bel étage kaum anders als slavisch sprach, da ward uns erst nach und nach der merkwürdige Umstand klar, daß die Schenke unten und der Gasthof oben von Tisch und Bett getrennt, und daß jene an einen Juden, dieser aber an einen Christen slovakischer Abstammung verpachtet worden war. Nun, wer weder ein Hebräer ist noch ein Slovak, sondern eine ganz neutrale, vorurtheilsfreie Person, der wird leicht behaupten können: keines dieser beiden Institute befinde sich in einem preiswürdigen Zustande. Die Schenke unten troff von mehr Schmutz und Unflath als anzusehen erträglich war, und der Gasthof oben mochte sich weder für heuer noch für das nächste Jahr eines so überraschend zahlreichen Besuches von Fremden, wie wir drei ihn ausmachten, versehen haben. Die ganze aktuelle Dienerschaft dieses Hotels bestand aus dem erwähnten Mamsellchen und einem anderen, sehr barfüßigen und struwelpeterhaften Fräulein aus der Küche, die alsbald viele Thätigkeit entwickelte, um die unadjustirten und nur mit offenem Stroh gefüllten Betten einigermaßen in ein menschliches Lager umzuwandeln. Daß sie darüber keine Zeit zur Besorgung unseres Nachtmahls fand, ist erklärlich, doch hatte sie die Güte, die Köchin aus der Fremde herbeizuholen, damit sie heißes Wasser bereite und die übrigen Theebedürfnisse herbeischaffe. Dies alles war jedoch keine Kleinigkeit: der Herd lag kalt da wie eine Leiche; der

Bäckerladen war um halb neun Uhr Abends unerbittlich verriegelt, und im Hause selbst weder Weißbrot noch Milch und Butter vorräthig. Wir waren nahe daran zu fürchten, es fehle in der Küche an einem Topfe zum Kochen des Wassers. Dennoch muß zugestanden werden, daß die Köchin, deren Selbstbewußtsein bezüglich der Theebereitung hohe Achtung verdiente, weil sie meine hazardirten Instruktionen mit sardonischem Lächeln entgegennahm, alles Mögliche that, um ihrer Aufgabe nach Gebühr quitt zu werden. Aber was kann der Mensch, und sei er auch eine Köchin, gegen die Gewalt widriger Verhältnisse! Als der Thee kam, roch er nach dem verjährten Fett eines verabscheuungswürdigen Topfes, die Butter war sauer und ranzig zugleich, und das Brot ungar und ekelhaft. Es half nichts, daß wir unsere sinkende Laune an dem Anblicke des eigenthümlichen Theeservices, der aus einem schartigen Suppentopfe und aus drei, in Form und Größe ganz verschiedenen Gläsern bestand, wieder aufzurichten versuchten. Wir mußten Thee und Butter unberührt lassen, und denjenigen Theil unsers Appetits, den der Ekel noch nicht zerstört hatte, auf die Gewährungen einer besseren Zukunft vertrösten. Die Nacht endlich vollendete den Jammer; der Mond schien mir lange Zeit ins Bett und konnte in seiner Zudringlichkeit durch kein Mittel behindert werden; die lockeren Thüren klapperten unter dem wehenden Luftzug; im Zimmer nebenan schrie zeitweise das vier Wochen alte Kind der Wirthin, und mein Lager selbst, auf dessen Alleinbesitz ich zu zählen das Recht hatte, weil ich allein dafür zahlte, mußte ich mit ungebetenen Gästen theilen, mit wahren Blutsaugern und Mignon-Vampyren, deren Zahl nur der Allwissende kannte, und die höchst ungentlemanlike die Pflichten der Gastfreundschaft durch tückische Angriffe auf mein körperliches Dasein verhöhnten.

Doch wie hienieden alles, selbst das Uebelste, ein Ende hat, so war dies auch mit der Nacht in Sillein der Fall. Und da diesmal der Post die Vorspannsleistung aufgebürdet wurde, so genossen wir des Vergnügens, die ehemalige k. Freistadt Sillein in einer unverwerflichen viersitzigen Kalesche verlassen zu können, bei welcher angenehmen Gelegenheit uns erst das rechte Licht über die Beschaffenheit bemeldeter Stadt aufging. Sie ist kaum größer als Trentschin, wird durch den

erwähnten großen Platz, mit seiner stattlichen, einst im Besitze der Jesuiten gestandenen, Kirche würdig geschmückt, kann sich alter Ringmauern und Thore rühmen, und erfreut sich einer heiteren, sonnigen Lage. Im Laufe der Zeiten hat sie dies und jenes erlebt, wovon unterschiedliche Landestopographien weitläufigen Bericht erstatten.

Die Gegend um Sillein ist weit offener, als es die Nähe des Hauptrückens des Karpathen erwarten ließ. Dies ist besonders gegen Süden der Fall, wo sich das breite Zsillinkathal öffnet, und hier, an seinem Ausgange, ein ausgedehntes Stück flachen Landes vor sich liegen läßt. Auf den drei übrigen Seiten ragen, in größerer oder geringerer Entfernung, massige, waldbedeckte Berge auf, die sich im Osten zu steilen und felsigen Höhenzügen zusammendrängen. Noch war es sehr früh als wir Sillein verließen, und die Sonne röthete nur erst lebhaft das leichte Wolkengehänge, mit dem sich der Himmel über Nacht dekorirt hatte. Da und dort stiegen Dörfer, Kirchen und andere Einzelnheiten des Thalgrundes aus dem bläulichen Morgenduft heraus, und in der Nähe, aber jenseits der Waag, schimmerten zwischen Bäumen die Mauern von Budetin herüber, das einst dem, jetzt ausgestorbenen, Geschlechte der Grafen und Freiherren von Szunyogn gehörig, in dem reichen Sagenkreise dieses Landes durch die sogenannte „Mauerblende" eine schauerliche Berühmtheit gewann. In dem noch stehenden Thurme des alten Schlosses soll Graf Kaspar Szunyogn, ein Held voll Kraft, Härte und Rauheit, der besser Türkenschädel spalten als pikante Liebesaffairen würdigen konnte, sein ungehorsames Töchterlein lebendig haben einmauern lassen, weil es gegen ein von ihm projektirtes Ehebündniß Widerspruch einlegte, und von seiner Neigung zu einem jungen Forgács nicht abließ. Dieser aber überfiel Budetin in nächtlicher Weile, zog seine Geliebte hinter der Mauerblende hervor, entfloh mit ihr, und hatte das Unglück auf eben jenem Wege, den wir am Abende vorher ahnungslos im Sternenschein durchfuhren, seinem Nebenbuhler zu begegnen, und durch dessen Hand im ritterlichen Kampfe Braut und Leben einzubüßen. Letztbesagter Barbar soll ein Jakusich vom Löwenstein gewesen sein und ein Selbstsüchtling obendrein, weil er das gefundene Kleinod als Finderlohn ansah, es vor erneuerter Einmauerung rettete, und durch Priestershand in den Ring seines eigenen Lebens für immer einsetzen ließ.

Budetin ist jetzt Eigenthum der Grafen Csáky, denen das neue Schloß und die schönen Gartenanlagen, die es einschließen, ihre Entstehung verdanken.

Wenige Minuten außerhalb Sillein übersetzten wir die Waag auf einer Ueberfuhr, und erreichten bald darauf das Dorf Teplicza mit einem schönen Schlosse, in dessen Kapelle die irdische Hülle Sophiens von Bosnyák, der ersten Gemahlin des Palatins Franz Vesselényi de Hadad, ruht. Der Leib der durch ihre Frömmigkeit, Tugend und Wohlthätigkeit jetzt noch im Volke als heilig verehrten Frau hat bis heut zu Tage, also mehr als zwei Jahrhunderte lang, der Verwesung widerstanden. Sie war die Tochter des in den Türkenkriegen berühmt gewordenen Thomas Bosnyák, Hauptmanns in Fülek, und die Sage erzählt, wie das inbrünstige Gebet der Frommen zur Mutter der Gnaden ihren in seiner ehelichen Treue wankenden Gatten sich selbst, dem Kreise der Seinen und den Pflichten der Ehre wiedergewann. Aber der Mann war des Engels doch nicht werth. Als sie **1644** gestorben war, erwarb er sich bei der Belagerung der Veste Murány, auf eben so kühne als romanhafte Weise, den Besitz der schönen Amazone Maria Széch, Witwe Stephan Bethlens, die, der Revolutionspartei angehörig, jene Feste in eigener Person vertheidigte, und die Schlüssel derselben mit ihrer Hand in seine Macht gab. Sie war es eben, deren Schönheit und Geist ihn noch bei Lebzeiten Sophiens gefesselt hatte. Der dankbare Kaiser verlieh ihm den erblichen Besitz sammt dem Grafentitel von Murány, und hob ihn in der Folge bis zum Reichspalatin empor. Aber auf dem neuen Ehebunde lastete noch der Fluch der früheren Sünde und der gebrochenen Pflicht. Maria Széch war jener stillen, sittlichen Würde bar, die der höchste Schmuck des Weibes ist, und ohne die es mit ihrer Natur und Bestimmung in Zwiespalt gerathen muß. An aufregende politische Verwicklungen gewöhnt, genügte ihrer stolzen Seele der enge Kreis der Häuslichkeit nicht; sie wollte nur gebieten und herrschen, ward hart und grausam gegen die Ihrigen, und ruhte nicht bis sie ihren Gatten zur Theilnahme an jener Verschwörung hinriß, die seine Mitschuldigen auf dem Blutgerüste büßten, indeß er selbst noch früher, im tödtlichen Gefühle des Undanks gegen seinen kaiserlichen Herrn, am gebrochenen Herzen starb. Drüben, wo die Waag den Felsendamm des Gebirges durchbrochen, leuchteten jetzt, unter den Strahlen

der Morgensonne, auf hoher Klippe dicht über dem Abgrund schwebend, die grauen Trümmer von Stresno herüber, einst die Burg Franz Vesselényi's und die düstere Heimat Sophiens, wo sie verlassen weinte und für das Glück ihres Gatten betete und starb. Gegenüber, für uns jedoch unsichtbar, liegt die Feste Ovár, die Strecsno so nahe, daß im Volke einst das Sprichwort ging: „in dem einen Schlosse sind sie zornig, in dem andern sehen sie es wohl, aber sie fragen nicht darnach." — Beide Burgen wurden in den Rákotzy'schen Unruhen gebrochen.

Bei dem Flecken Varin, der, seiner freistehenden Häuser und seiner Baumlosigkeit wegen, ein absonderliches Aussehen besitzt, und dessen Einwohner sich zum Theil von Forellen ernähren, verläßt die Straße das Thal der Waag und biegt links in der Richtung gegen die Arva, in das Wratnathal ein. Wir hätten von Sillein weg eben so wohl den Weg durch das Thurotzer Komitat, über Szutschan und Turany, wählen können; man hatte uns aber die Straße über Alsó-Kubin als ohne Vergleich besser und die Möglichkeit eines rascheren Fortkommens gewährend dargestellt und zur Benützung angerathen, was übrigens auch ganz mit unseren Wünschen zusammentraf, da uns die Arva vom Hörensagen als ein romantisches und wildschönes Hochland bekannt war, und höheren Genuß versprach. — Das Wratnathal gewinnt nun bald oberhalb Varin den Charakter der Voralpen. Die Straße erhebt sich rasch, doch nach rascher das Gebirge; der Ackerbau weicht entschieden vor der Wiesenwirthschaft und dem Flachsbau zurück; auf den steilen Grashalden werden immer häufiger weidende, glockenlaute Viehheerden sichtbar; die Berghänge, die sich hie und da mit prächtigen Felsenborsten schmücken, blicken immer rauher, und schneiden sich im Thale meist schon in spitzen Winkeln; die menschlichen Wohnungen werden allgemach seltener, und etwas von dem melancholischen, aber reizenden Ernste des höheren Gebirges legt sich gedankenvoll über die Landschaft. Doch fehlt es immer nicht an Weilern und kleinen Dörfern, und Tyerhova ist eines unter den letzteren, das wir fünfthalb Stunden nach unserem Aufbruche von Sillein, also etwa um halb zehn Uhr Morgens, erreichten.

Mit Wehmuth nahmen wir Abschied von der trefflichen Kalesche, die uns bis hieher gebracht hatte, und ließen unsere Effekten in das Wirthshaus schaffen, das, von einem Juden unterhalten, in der Pflege von

Schmutz, üblen Gerüchen und ekelhaften Fliegenheeren seines Gleichen sucht. Das Dorf sah auch nicht darnach aus, als ob es geeignet gewesen wäre, uns einen, wenn auch nur halbwegs befriedigenden Ersatz für unsere gute Silleiner Karosse bieten zu können; wir rechneten auch nicht darauf und hätten uns begnügt, über die Schnelligkeit der Beistellung die Qualität des Fuhrwerks übersehen zu dürfen; — so tief war nach den Erfahrungen der vergangenen Tage das Niveau unserer Forderungen und Wünsche bereits gesunken. Der Dorfrichter (slovakisch Richtár) war schnell zur Hand, und machte sich eilig und als ob er schon seit Jahren mit keinem dringenderen Geschäfte betraut gewesen wäre, auf den Weg, um den geforderten Vorspannswagen herbeizuschaffen; später erschien auch der Kleinrichter, und that desgleichen; aber während unsers dreistündigen Aufenthalts in Tyerhova sahen unsere Augen keinen von beiden wieder. Die Pferde waren allesammt in Ruralgeschäften abwesend und konnten nicht erscheinen. Was war unter solchen Umständen besseres zu thun, als sich in Geduld fassen und auf Erlösung hoffen! Doch blieben wir mittlerweile nicht müßig; das herrliche Wetter rief uns in's Freie hinaus, und ein naher Bergfuß, den wir erstiegen, gab uns durch den Anblick des kleinen Krivan, der aus einer gegen Süden sich öffnenden Schlucht stolz und ehrwürdig hervorsah, für eine halbe Stunde die anziehendste Beschäftigung. Diese Schlucht ist unten mit dunklem Wald und schweren Felsbrocken angefüllt, indeß ihre oberen Theile, besonders im Hintergrunde des Thals, in eine schöne, prächtig grüne Alpenfreiung sich ausbreiten, aus welcher der genannte Gipfel bis zur Meereshöhe von 5100 W. F. emporsteigt. Das Wort Krivan heißt auf deutsch „der Gekrümmte," welche Bezeichnung sich bei dem in Rede stehenden Berge ohne Zweifel in der Ansicht von einer anderen Seite rechtfertigt; von Tyerhova aus betrachtet stellt er sich als ein pyramidaler, und seiner sanften diesseitigen Abdachung wegen weit zurückweichender Gipfel dar.

Auf dem Rückwege sprachen wir in einigen Bauernhäusern zu, um über ihre Einrichtung und ihr Aussehen im Innern, und über die Lebensweise ihrer Bewohner einige Notizen zu gewinnen. Was wir nun bei dieser Gelegenheit sahen und erfuhren, war nichts weniger als erfreulich, und zeigte einestheils nicht nur die unverkennbare Homoge-

nität in der Art zu sein und zu leben zwischen den Slovaken hier zu Lande und jenen im Süden unserer Monarchie, den ich, in Folge vieljährigen Aufenthalts daselbst genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sondern anderntheils auch den tiefen Kulturgrad, der unter den Slovaken Nordungarns im Allgemeinen leider der herrschende ist, — eine Wahrnehmung, die durch unsere vorangegangenen Beobachtungen ebenso wenig als durch die nachgefolgten eine Beeinträchtigung erfuhr.

In Tyerhova schien freilich die Armuth größer als an anderen Orten, aber sie erklärt und rechtfertigt den unbeschreiblichen Schmutz nicht, der hier allenthalben um und in den Wohnungen auf ekelerregende Weise seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Vor den Hausthüren, und um sie sogar zumeist, lag haufenweise allerlei und selbst der widerlichste Unrath, und hie und da konnte der Zugang über den durch das Ausgießen des Spühlichts erzeugten flüßigen Koth nur durch breite, in Zwischenräumen niedergelegte Steine vermittelt werden. Die Hausthüren sind durchwegs an der breiten Seite der Häuser angebracht, und ihr Verschluß wird bei Tage mit einem hölzernen Riegel, zur Nachtzeit aber, wenn er anders für nöthig erachtet werden sollte, mittelst eines Vorhängeschlosses bewerkstelligt; — nirgends sah man an den Thüren ein eigentliches Schloß gewöhnlicher Art. Das erste Gemach, in das der Eintretende gelangt, ist ein Raum, dessen nähere Bezeichnung etwas schwer hält; denn er ist weder Vorzimmer, noch Küche, noch Kammer, sondern ein unsauberes Lokale mit einigem Küchengeräthe, etwas Holz, einer Feuerstelle ohne Herd in einer Ecke, und dem Heizloch des großen Ofens im Wohnzimmer. Von hier führt eine Thüre auf der einen Seite in die Vorrathskammer, und auf der anderen eine in die eigentliche Wohnstube der Familie, die stets gegen die Gasse, oder aber ins Freie sieht, wenn das Haus nicht an der Gasse steht. Dieser Raum hat etwa 18 bis 24 Fuß im Geviert, und wird durch drei bis vier kleine Fenster erleuchtet, von denen zwei der Giebelfront des Hauses angehören. Ist schon der eigenthümliche Geruch, der hier vorwaltet, widerwärtig, so ist dies noch mehr mit der Hitze der Fall, die ein nothwendiges Exhalat des Ofens bildet, der in einer Ecke des Zimmers steht, den vierten bis fünften Theil desselben einnimmt, und als Heizapparat und Herd zugleich dienen muß. Er ist deshalb an seiner vorderen Seite mit einer

kaminartigen Vorrichtung versehen, wodurch die Bereitung des Feuers von innen und das Kochen möglich gemacht wird. Für den Abzug des Rauches erhebt sich über dem Herde ein freistehender Schornstein aus Mauerwerk, der jedoch nur bis über die Decke der Stube reicht, weshalb derjenige Theil des Rauches, der nicht in der Stube selbst verbleibt, sich unter dem Dache ausbreiten und seinen Abzug in das Freie durch die vorhandenen Lücken wählen kann. Welchen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit dieser Leute aber das Kochen in den Wohnstuben, durch die Entwicklung und Verbreitung ungesunder Gase, durch Feuchtigkeit und Unreinlichkeit, ausüben muß, bedarf wohl keiner näheren Auseinandersetzung. Hinter dem Kamin ist die Oberfläche des Ofens breit und flach, und wird als warme Liegerstatt benützt; wir selbst fanden in einem der von uns besuchten Häuser einen lungensüchtigen Mann auf diesem Platze liegend, dessen Wärme ihm bei dem Fieber, das ihn quälte, sehr wohlgethan haben mochte. Der Zustand der Wohnstuben zeigt im Uebrigen eine unbeschreibliche Unordnung, Dürftigkeit und Unreinlichkeit. Der Boden besteht entweder aus gestampfter Erde oder er ist gedielt; wo letzteres der Fall, da fanden wir die Dielen von Schmutz so dunkel wie die Erde selbst, stellenweise durchgefault und von tiefen Löchern verunstaltet. Die Bettstellen waren von der ärmlichsten und primitivsten Art, und nur mit etwas moderigem Stroh und einigen schmutzigen Lumpen halb angefüllt. An den Wänden und um den Ofen zogen sich hölzerne Bänke herum, und auf diesem stand irgendwo im labilen Gleichgewicht ein niederer, mit grellen Lackfarben angestrichener Kasten; an den übrigen Orten ließ sich auch nicht einmal ein solches Behältniß sehen. Ein an der Wand hängender einfacher Schrank zeigte einiges Eßgeschirr aus Thon oder Holz, und einige buntbemalte hölzerne Löffel; bei dem Herrn Richter aber überraschte uns eine altmodische Wanduhr, und im Wandschranke eine aus drei bis vier Gebetbüchern bestehende Bibliothek. Die Wände waren allenthalben vom Rauche mehr oder weniger braun gefärbt und entbehrten jedes Schmuckes, durch einen Spiegel, durch einfache Schildereien u. dgl. Dinge mehr, wie sie eben anderwärts in jedem Bauernhause angetroffen werden. Und nach all dem wird die Erklärung nicht befremden, daß ich nie in meinem Leben unfreundlichere, schmutzigere

und unwohnlichere Behausungen gesehen wie diese; Zigeunerhütten etwa ausgenommen. Selbst die Wohnungen der Rumänen im Banate habe ich, wenn sie auch oft noch ärmlicher und beschränkter sind, doch nie so unsauber und verwahrlost gefunden, wie jene der Slowaken zu Tyerhova.

Diese Unbehäbigkeit der häuslichen Existenz, und dieser Schmutz vor und hinter den Thüren, ist indeß noch immer nicht so auffallend und befremdlich, als die oben bereits vorübergehend erwähnte äußerliche Unabgeschlossenheit aller einzelnen Haushaltungen. Auch hier stehen die Häuser von allen Seiten frei und zugänglich da, und keine Mauer, Planke oder Umzäunung schließt den Einzelbesitz deutlich ein, und sondert ihn von dem des angrenzenden Nachbars ab. Welchen kalten, öden und unfreundlichen Anstrich die Dorfschaften hiedurch gewinnen, wird denjenigen kaum erklärlich sein, die die obige Wahrnehmung mit eigenen Augen zu machen noch keine Gelegenheit fanden. Aber diese Eigenthümlichkeit beschränkt sich nicht etwa bloß auf Mähren und den nördlichen Theil Ungarns, sie ist allenthalben unter den Slaven anzutreffen, hier so gut wie unter den Südwenden, unter den Czechen so gut wie unter den Serben, in Kroatien so gut wie in allen slavischen Theilen des russischen Reiches. *) Hie und da hat die vorgeschrittene Kultur und das Beispiel nebenwohnender Volksstämme anderer Zunge, und zum Theil auch, wie in der k. k. österreichischen Militärgrenze, die obrigkeitliche Nöthigung, diese den Slaven spezifisch angehörige, zeltartige Freistellung der Wohnhäuser mehr oder weniger verändert; dennoch aber blickt überall, wo dies geschehen, der Mangel eines innerlichen Antriebes dazu mit voller Klarheit durch.

Diese echtslavische Spezialität ist nun meines Wissens nirgends noch mit demjenigen Akzente, den sie verdient, hervorgehoben und erklärt worden. Ich aber bin der Meinung, daß sie ein bemerkenswerther Ausdruck der innersten Wesenheit des slavischen Volkes ist, und deshalb ein Argument zur Erklärung dieser Wesenheit liefert. Eine kurze Besprechung hierüber mag mir an diesem Orte wohl gestattet sein.

---

*) Haxthausen, August Freiherr von, „Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands.“ Siehe I. Seite 19, 94, 162, 254, u. a. a. O.

Aus der allgemeinen Beschaffenheit der slavischen Haushaltungen läßt sich zuvörderst mit aller Sicherheit die Folgerung abziehen, daß der Slave das Bedürfniß einer vollkommen abgeschlossenen, und jeder unberufenen Annäherung unzugänglichen, Häuslichkeit nur wenig kennt. Bei ihm herrscht der Geist der Gesellschaftlichkeit vor, der in Rußland, wo das Slaventhum unzweifelhaft in seiner eigensten und urwüchsigsten Gestalt dasteht, sogar in eine Art von Kommunismus übergegangen ist, und in der russischen Gemeindeverfassung seinen berechtigten, gesetzmäßigen Ausdruck gefunden hat. Dort liegt mehr in der Gemeinde als in dem engen Kreise der Häuslichkeit das eigentliche Leben des Volkes; ist doch jener, der Gemeinde nämlich, selbst der Hauptbestandtheil des Besitzes, der Grund und Boden, in der Art untergeordnet, daß sie, vorbehaltlich des Anspruchs eines jeden berechtigten Gemeindemitgliedes auf einen Grundantheil, frei mit ihm verfügen kann. Die Gemeinde allein ist Herrin des Grundes, und die einzelnen Familien sind nur im Nutzgenuß der ihnen zugewiesenen Parzellen, die nöthigenfalls von der Gemeinde zurückgefordert und gegen andere abgetauscht werden dürfen. — Noch schlagender spricht sich dort die geringe Beachtung des häuslichen Herdes durch die merkwürdige Polizeivorschrift aus: „Jeder kann und soll seinen nächsten Nachbar polizeilich überwachen und wird von ihm überwacht.“ *) — Ist unter den westlichen Slaven das Grundeigenthum nicht mehr wie in Rußland, an die Gemeinden gebunden, sondern nach gewöhnlicher Weise in fester Hand, so hat bei diesen der tiefwurzelnde Hang zur Geselligkeit fast nirgends die sporadische Ansiedlung in einzelnen auf der Scholle erbauten Gehöften zugelassen. So sehen wir, selbst in den gebirgigen Theilen Oberungarns, im Trentschiner, Arvaer, Liptauer, Zipser und Sohler Komitat, und in den Alpenlandstrichen von Oberkärnten, Steiermark und Krain, die slavischen Bevölkerungen überall in geschlossenen Ortschaften vereinigt. Hieraus nun entspringt die dem Slaven eigenthümliche Gleichgiltigkeit gegen die Scholle, die ihn ernährt, seine Gewohnheit mit Vielen zu verkehren, seine Wanderlust, seine Fähigkeit sich in Allem zurecht zu finden, seine Leichtig-

*) Harthausen, Studien rc. I. 17.

keit sich da oder dort eine neue Heimat zu gründen, und andere soziale Vorzüge, die ihn im Allgemeinen vor dem Germanen auszeichnen, der häufiger mit sich allein, mehr an seinen Gedanken und Gefühlen arbeitet, und diese dafür zu größerer Tiefe und Innerlichkeit bringt. Es ist bekannt, daß die Bevölkerung Wiens zum fünften Theile aus slavischen Elementen besteht. Darum auch kennt der Slave die Krankheit des Heimwehs nicht. Da die Häuslichkeit, in der er aufgewachsen, keinen so engverbundenen, konzentrirten Inhalt besitzt, so ist sie auch selten im Stande, seinem Herzen jene schwärmerische Pietät einzuflößen, die alle seine Gefühle zu beherrschen, und ihn, nach Umständen, einer verzehrenden Sehnsucht preiszugeben vermöchte. Der Slave liebt sein Heimatshaus und seine Angehörigen, wer möchte das bestreiten; aber er hängt nicht minder seinem Dorfe, dem weiteren Kreise seiner Bekannten, seiner Sprache und seinem Volke an; dadurch aber wird seine Anhänglichkeit an die Heimat gleichsam mit Raum verdünnt, ihre Intensität geschwächt, und er selbst moralisch freizügiger gemacht.

Wie verschieden von diesem Wesen ist der Sinn des germanischen Mannes! Wo dieser sich anbaut, da umschließt er zuvörderst deutlich sein Heimwesen; er will seinen Besitz mit physischer Klarheit überschauen, ihn in seiner äußeren Wahrnehmung individualisirt sehen, und sich frei, unbehelligt und unbeaufsichtigt an seinem Herde fühlen. Wenn bei dem Slaven das Prinzip der Sozialität vorherrscht, so ist es bei dem Germanen das Prinzip des Individualismus, das die Auffassung seiner Beziehungen zur Gesellschaft bedingt. „Mein Haus ist meine Burg!" so lautet der wörtliche Ausdruck seines Strebens nach Isolirung — ein Ausdruck, der ohne Zweifel schon in dem Augenblicke entstand, als die Germanen, von dem Zustande des Nomadenlebens ablassend, sich die ersten Häuser bauten, und ihre ursprüngliche Ungebundenheit mit der Beschränkung des seßhaften Daseins vertauschten. Die Quelle aber, aus der jene Rechtsformel entsprang, war der tiefinnerliche Freiheitsdrang dieses Volkes, das hohe Gefühl von der Würde und dem Rechte des freien Mannes, wodurch allein es fähig wurde, die in den Schlamm des verrotteten Römerthums versunkenen gesellschaftlichen Verhältnisse des Welttheils von Grund aus umzustalten

und aufzufrischen. Als nun das bisher fast unbeschränkte Maß äußerer Freiheit durch die Wahl fester Wohnsitze, und die immer mehr sich verwickelnden und kreuzenden Interessen des Staatslebens, eine nothwendige und heilsame Beschränkung erfuhr, da wollte der freie Mann, im Bewußtsein seiner sittlichen Selbständigkeit, an seinem Herde wenigstens unbeirrt bleiben, wo nur seine eigensten und zugleich theuersten Interessen walteten, und den er von vorneherein außer den Bereich der exekutiven Gesellschaftsgewalt gestellt wissen wollte. Und deshalb bemühte er sich sein Hauswesen deutlich abzusondern, die Grenzen desselben jedem Anderen klar zu machen, und sich auf solche Art vor aller von außen kommenden Störung und Beaufsichtigung sicher zu stellen. Aus demselben Grunde verzichtete er lieber auf die Annehmlichkeit des gesellschaftlichen Zusammenlebens in geschlossenen Dörfern, und zog es vor, allein zu sein mit den Seinigen, als sich in seiner häuslichen Freiheit beschränkt zu sehen. So entstand der, bei allen Völkern germanischer Abstammung vom Anfang her übliche Anbau der Bauernhöfe auf ihrer Scholle, wodurch erklärlicherweise die Gemeinde, dieser zweite Ring in der sozialen Verkettung der Menschen, erst in zweiter, mehr untergeordneter Linie Beachtung gewinnen konnte. In weiterer Folge entsprang hieraus aber auch die Schwierigkeit der Staatenbildung unter den Germanen, die oft Jahrhunderte langer Arbeit bedurften, um einen festgegliederten staatlichen Organismus aus sich herauszubilden.

Doch übte diese Sinnesart noch eine andere natürliche Wirkung aus, die, wenn schon in ihren nächsten, sichtbaren Folgen bedeutend, in ihren entfernteren Konsequenzen für die geistige, sittliche und staatliche Entwicklung der germanischen Völker von der höchsten Wichtigkeit wurde. Und diese Wirkung besteht in der Einpflanzung jenes tieferen Gefühls für Haus und Herd und für Alles was damit in naher Verbindung steht. Die Häuslichkeit mußte jetzt in den Augen des germanischen Mannes, bei seinem Hange nach Selbstbestimmung, unendlich im Werthe steigen; denn nebst Weib und Kindern, umschloß sie jetzt allein den Platz, wo er Herr war und Gebieter, wo er thun konnte was ihm gefiel, und wohin keine obrigkeitliche Aufsicht drang. Drum ward ihm auch der eigene Herd sein Alles und sein liebster

Aufenthalt, und nur der Krieg, wo Jeder für sich selber steht, und wo die Kampflust und die Gefahr Alle gleich macht, hatte in seiner Neigung einen noch höheren Platz. Aber jene Machtfülle im eigenen Hause, anstatt zu wilden Mißbräuchen zu führen, ließ, bei den sittlichen Anlagen dieses Volkes, eine Summe von Tugenden entstehen, die nach und nach zu wichtigen Faktoren seines kulturgeschichtlichen Fortschrittes wurden. Es entstand die Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit, die Gewohnheit der Eintracht, der Beschäftigung, des Fleißes und der Sparsamkeit, der Vortheil der Wohlhabenheit, der höheren Civilisation und Religiosität. Das Volk war und blieb fähig, die theilweise schädlichen Wirkungen der vorschreitenden Kultur, ohne wesentliche Beeinträchtigung seiner sittlichen Zustände, zu ertragen. Frühzeitig erhob sich endlich in freien Städten ein kraftvoll aufblühender Mittelstand, jenes wichtige Element in der deutschen Geschichte, das für die Schwächung der Oligarchie, für die Erstarkung des Königthums, für das Gedeihen von Industrie und Handel, und für die Pflege von Kunst und Wissenschaft so große Verdienste sich erwarb.

Bei den Slaven hingegen hat der Volksgeist eine ganz andere Richtung eingeschlagen. Der Slave besitzt im Allgemeinen eine so unverwüstliche Heiterkeit und Beweglichkeit, und einen so lebhaften Drang zum gesellschaftlichen Verkehr, zum Gespräch, Scherz, Gesang und Tanz, daß ihm das Leben in abgesonderten Gehöften wie eine Verbannung erscheinen müßte. Dieser Geselligkeitstrieb ist ein charakteristisches Merkmal des slavischen Wesens, und die Quelle mancher achtungswerthen Eigenschaft desselben. Er ist es, der den Slaven dienstfertig, gutmüthig, mittheilsam, höflich, geschmeidig und redselig macht. Der Slave besitzt weder das schroffe Selbstgenügen des Briten, noch den einsylbigen Gleichmuth des Holländers, und eben so wenig die ernste, kontemplative Bedachtsamkeit des Deutschen; er verträgt das Schweigen nicht wohl, spricht gut und fließend, geräth nicht leicht in Verlegenheit, ist klug in seinem Benehmen, weiß Jeden bald nach seiner Art zu fassen, und versteht es trefflich seinen Vortheil wahrzunehmen. Daß diese Eigenschaften dort, wo ihre natürlichen Wirkungen sich frei entfalten konnten, zu einem starken Gemeindeverbande, und in weiterer Folge zu einem kräftigen, einheitlichen Staate führen mußten, bestä-

tigt sich durch das Beispiel Rußlands. Aber dennoch ruht das slavische Wesen, nicht so wie bei den Germanen, auf dem festen Boden innerer Freiheit und Selbständigkeit. Der Slave besitzt in weit geringerem Maße das Bedürfniß jener Spontaneität für seine Handlungen, und jene Empfindlichkeit für das persönliche Recht, die der Grundton des germanischen Geistes ist. Dies der wesentliche Unterschied zwischen hüben und drüben. Und eben deshalb ordnet sich der Slave lieber dem Zwange der Gesellschaft, der Gemeinde unter, die in ihm den natürlichen Hang zur Sozialität befriedigt, als daß er am eigenen Herde sich als eigener Herr fühle. Er ist daher viel außer dem Hause, bei seinen Nachbarn, in der Schenke, auf den Straßen, in der Fremde. Da ihn der monotone Kreis der Häuslichkeit nicht anlockt, so widmet er ihm auch nur geringe Sorgfalt, und wenig strebt er darnach, ihn durch Reinlichkeit, Ordnung und Ausschmückung zu einem freundlichen und behaglichen Aufenthalte umzuwandeln. Die auffallende Gleichheit aller Haushaltungen in äußerer Form und innerer Anordnung ist nicht minder ein Zeichen der Unfreiheit seines Geistes. Wenn der Slave dient, so ist er treu und ergeben, und das Gebot seines Herrn ist ihm heilig; er krittelt nicht daran, und sucht nicht nach Gründen, um seinen eigenen Gehorsam zu rechtfertigen. Aber er erniedrigt sich auch leicht zum Schmeicheln, und thut auch Manches gerne für den Schein. *) Niemand endlich schreitet leichter zum Bettel als der Slave, und in Rußland gibt es sogar wohlhabende Dörfer, die ganz vom Bettel leben, und wozu jede Familie, gleichviel ob reich ob arm, ihr bestimmtes, nach gesetzlicher Anordnung kostümirtes Bettlerkontingent abstellt. **) Dort wird auch vom Volke nicht etwa seine Unterwerfung unter das jeder Humanität Hohn sprechende Joch der Leibeigenschaft, wohl aber der Verlust des Rechtes der Freizügigkeit bitter beklagt.

Aus dieser moralischen Disposition des slavischen Volkes fließt

*) Es kann hier natürlicherweise nur von dem Volke im engeren Sinne die Rede sein. Die höheren Stände sind ja in allen, von dem Kreise der europäischen Kultur umschlossenen, Ländern bis auf geringe Unterschiede einander gleich.

**) Historisch-politische Blätter. XXXIII. Seite 773.

noch ein anderes hochwichtiges Element seiner gesellschaftlichen Verhältnisse, d. i. sein Familienwesen, durch welches sich das Slaventhum abermals auf eine bestimmte Weise vom Germanenthum unterscheidet. Das hervorragendste Merkmal der Familienordnung aber muß in der sozialen und rechtlichen Stellung der Frau, im Hause und ihrem Manne gegenüber, gesucht werden. Wenn nun schon bei den alten Germanen die Ehe als eine Verbindung gedacht wurde, die mit dem ganzen Rechte überhaupt als identifizirt, als eine communicatio divini et humani juris, und die Frau als Genossin des Mannes in Freud und Leid, in Krieg und Frieden erschien; *) — wenn spätere Gesetzgebungen diese Genossenschaft der beiden Ehegatten im höchsten Sinne auffaßten, indem sie sagten: „Mann und Weib, die recht und redlichen zu der Eh kommen seynd, da ist nit Zweiung an, wann es ist nicht denn eyn Leib;" **) — wenn bei den Gothen der untreue Mann eben so gestraft wurde, wie das untreue Weib; und nach einem nordischen Rechte der Ehefrau gestattet war, ihren auf frischer That der Untreue ertappten Gatten zu tödten; ***) — wenn bei den Longobarden festgesetzt wurde, daß der Mann, der seine Frau ohne Grund schlecht behandelt, seine Mundschaft über sie, und nach Umständen selbst sein Vermögen verliert; ****) — wenn ferner bezüglich der sachlichen Rechte der Mann wohl der gesetzliche Vormund und Verwalter des Vermögens seiner Frau war, und diese ohne seine Einwilligung nicht viel Freiheit besaß, jenem aber dennoch niemals eine unbedingte Verfügung über das Vermögen der Frau zustand; und ein niederdeutsches Landrecht geradezu ausspricht, daß das Gut des Mannes für die Mitgift der Frau zu Pfand stehe; †) — wenn der Sachsenspiegel mit den Worten: „Man unde wif ne hebbet nein getweiget Gut to irme live" — Mann und Weib haben kein getheiltes Gut zu ihrem Leben — die Gütergemeinschaft statuirte, und dadurch

---

*) Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie, Artikel: Familienwesen; und Weinhold „die deutschen Frauen im Mittelalter," pag. 295.

**) Schwabenspiegel.

***) Weinhold pag. 294.

****) Ibidem pag. 295.

†) Ibidem pag. 298.

Vermögensbestimmungen nur unter gegenseitiger Einwilligung beider Ehegatten geschehen durften; — wenn ferner aus dieser Auffassung das Sukzessionsrecht der Frauen entsprang, und später die Achtung, die man ihnen trug, unter Hinzutritt eines religiösen Elements, sich im Ritterthum zu einer Art von Kultus voll Innigkeit und Idealität veredelte; — wenn also all das Gesagte den Beweis herstellt, daß bei den Völkern des germanischen Stammes die Frau niemals — etwa die Zeit der ältesten indianischen Roheit ausgenommen — als Sache und bloßes Werkzeug des Mannes angesehen und entwürdigt wurde: — so ist bei den Slaven das Verhältniß zwischen Mann und Weib selbst bis in die Gegenwart völlig anders geblieben. Ich spreche hier selbstverständlich wieder nur von der Masse dieses Volkes, in der sich die ursprünglichen Ansichten über die Stellung des anderen Geschlechtes mehr oder weniger erhalten haben. In der russischen Gemeinde wird die Witwe, mag sie wie viel Kinder immer besitzen, bei der Ausmittlung der Taiglo's nie gezählt, und mit dem Tode ihres Mannes fällt sein Grundantheil unbedingt an die Kommune zurück. Dort so gut wie unter den Polen, Slovaken und Südslaven bringt es nur selten eine Frau dahin, ihrem Gatten das vertrauliche Du bieten zu dürfen. Ihre Stellung im Hause ist überhaupt mehr eine dienstbare und unterwürfige; in demüthiger Haltung und mit über der Brust gekreuzten Armen erwartet sie, bei den Südslaven, die Befehle ihres Mannes; sie wäscht ihm die Füße, bedient ihn bei Tisch, und harrt oft geduldig vor der Thüre, bis er sie zu neuen Dienstleistungen herbeiruft. *) Großer Auszeichnung von Seite ihres Gatten darf jene sich rühmen, der es verstattet ist, bei der Mahlzeit den untersten Platz am Tische einzunehmen. Gehen Mann und Frau zu Markt, so schreitet diese nicht neben, sondern hinter jenem einher, und geschieht es, daß sich der Weg eines Mannes mit dem eines Weibes kreuzt, so pflegt dieses mit ihren Schritten vor dem Kreuzungspunkte so lange inne zu halten, bis jener vorübergegangen; thäte sie es nicht, so würde sich der Mann hoch beleidigt fühlen und annehmen, das Weib wolle den Vorrang über ihn behaupten. Bei den Morlaken endlich erwähnt der Mann

*) Otto von Pirch: „Reise in Serbien." I. pag. 240; II. pag. 37.

gegen einen Fremden oder Höheren seiner Frau nur dann erst, nachdem er vorher „oproslite!" gesagt, welches Wort am besten mit salva venia zu übersetzen ist, gleichwie er ihr auch nicht erlaubt mit ihm in einem Bette zu schlafen. Es wäre leicht, noch eine Menge ähnlicher Zeugnisse beizuschaffen, die da den Beweis liefern, daß bei den Slaven die Frau als dem Manne in allen Stücken untergeordnet, als ein Wesen geringerer Art, und fast mehr in orientalischem als christlichem Sinne aufgefaßt wird. *)

Es dürfte kaum eine Sache von Schwierigkeit sein, den höchst nachtheiligen Einfluß jener herabgewürdigten Stellung des Weibes auf das Familienwesen zu beweisen; mit diesem Beweise aber muß nicht minder die schädliche Einwirkung derselben auf einen großen Theil der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse klar werden. Denn die Familie ist die Grundlage des staatlichen Baues; die Quader in dem Gebäude, das fest und sicher steht, so lange seine Quadern noch nicht mürbe geworden. „Die Familienordnung ist ein wichtiger Maßstab, mit dem sich die Civilisation der Zeiten und Völker bemessen läßt." **)

Wer kann darüber streiten, daß von der Art und Weise des Familienlebens zum größten Theile die sittliche Entwicklung des Kindes abhängt? Ist dieses Leben einträchtig und rein, fromm und recht, und wirken nicht fremde von außen kommende Einflüsse verderblich auf das Herz des Kindes ein, so wird es in den meisten Fällen unbewußt der Erbe aller Tugenden des elterlichen Herdes sein. Die zarte Menschenpflanze, zuerst noch unzugänglich für das Licht der Lehre und der Ueberzeugung, empfängt den ersten sittlichen Nahrungsstoff aus dem Beispiele, das es im väterlichen Hause in jedem Augenblicke vor sich

---

*) Andrew Archimbald Paton „Servia etc." „Through all the interior of Servia, the female is reckoned an inferior being, and fit only to be the plaything of youth and the nurse of old age. This peculiarity of manners has not sprung from the four centuries of Turkish occupation, but seems to have been inherent in old Slaavic manners, etc." pag. 265. Siehe auch pag. 105 desselben Werkes.

**) Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. Art.: Familienordnung.

sieht; — dieses Beispiel ist die säende Hand, aus der die Keime von Religion und Tugend, von Recht und Pflicht, von Liebe und Treue, von Fleiß und Ordnung, von Mäßigung und Eintracht, oder von dem allen das Gegentheil, auf den fruchtbaren Boden seiner Seele fallen. Der spätere Unterricht treibt diese Keime zu freien Blüthen empor, und das Leben reift die Früchte, die gut oder böse, je nachdem die Keime gut oder böse waren. Wo aber bleibt die segenbringende Wirkung dieses Beispiels, oder wenigstens ein großer Theil derselben, wo im elterlichen Hause, durch die mißachtete Stellung der Frau und Mutter, der weibliche Einfluß geschwächt, die innere, höhere Harmonie des häuslichen Lebens nie erreicht, der heimische Herd durch das übermäßige Vorwalten des männlichen Gebots vergewaltigt, die sittigende Huld der Grazien verscheucht, und, bei der ungleichen Machtstellung beider Eltern, das natürliche Gefühl der Liebe und Zärtlichkeit für beide verwirrt werden muß! Wie kann das Kind da, wo seine Mutter nur die erste Magd des Hauses ist, und ihrem Manne gegenüber fast recht- und schutzlos dasteht, den sittlich wahren Begriff von der Hoheit des Mannes neben der Würde der Frau, von der edleren Liebe, die nur durch Achtung möglich, von der Mäßigung der Herrschaft neben dem Rechte des Schwächeren, und von dem Freiheitsgefühle des Schwächeren neben der Macht des Stärkeren gewinnen! Wer sieht nicht ein, wie durch die Art und Weise des Familienlebens eines Volkes nicht allein seine sittlichen Eigenschaften, und Farbe und Inhalt seiner Gefühlskreise bestimmt, sondern hiedurch auch, in erster Instanz, die Stellung aller Einzelnen zur Gesellschaft im Allgemeinen induktiv hervorgerufen wird! Dies alles aber hängt wieder mit der Stellung des Weibes im Volke auf das innigste zusammen. Hören wir hierüber die Worte eines sehr hoch geachteten Rechtsphilosophen: „Der Mann, der in seinem Hause willkürlich gebietet, wird auch im Staate entweder ungemessene Herrschaft oder ungebundene Freiheit billigen. Gesetzmäßige Freiheit kann nur da gedeihen, wo das Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern, auf gegenseitige Liebe und Achtung gegründet, nur in so ferne ungleich ist, als ein jeder Theil nur auf seine Weise die Wohlfahrt des anderen Theils befördern kann. Denn nur unter dieser Bedingung kann der Charakter des Mannes zu jener Mäßi-

gung gelangen, ohne welche wahre Volksfreiheit nirgends bestehen kann.“ *)

Diese Sätze erklären, wie ich glaube, deutlich genug die inneren Unterscheidungsmerkmale zwischen dem slavischen und germanischen Geiste, und dadurch auch viele äußerlich sich kundgebenden Verschiedenheiten beider Racen. Auf das schwache individuale Freiheitsgefühl der Slaven, auf den Mangel sittlichen Stolzes und Rechtsbewußtseins in ihnen, kann zuletzt der ganze Unterschied zurückgeführt werden. Zu solchen Schlüssen berechtigt der gegenwärtige Zustand dieses Volkes. Noch sehen wir heut zu Tage fast die Hälfte des Slaventhums unter dem Drucke der Leibeigenschaft schmachten, und letztere nahezu als eine Bedingung der materiellen Wohlfart des leibeigenen Volkes wirksam; **) denn so wenig weiß der gemeine Mann in Rußland sich selbst eine feste Norm gedeihlichen Handelns zu entwerfen, und ihr zu folgen. Die andere Hälfte des Slaventhums aber sehen wir zum großen Theile in tiefer Unkultur versunken; und fast will es scheinen, als ob es der Fähigkeit ermangelte, sich aus dem eigenen Wesen heraus zu besseren, humaneren Zuständen empor zu arbeiten Wir sehen ferner, und dies ist eine wichtige politische Thatsache, unter den Slaven nirgends, bei den Czechen etwa ausgenommen, einen kräftigen Mittelstand erstehen, der, als drittes Glied in der „Triplizität der sozialen Gesundheit“ einen Damm gegen jede ungebührlich ausschreitende Gewalt von unten oder oben, zu bilden vermag. Hat aber die Zukunft einst auf dem Wege der vorschreitenden Bildung nnd Humanität die Slaven den großen Kulturvölkern Westeuropas gleich gemacht, und bewahren sie bis dahin ihren Gemeingeist, und die große Opferfreudigkeit für die allgemeine Sache, wodurch sie sich jetzt so rühmlich auszeichnen, dann ist für sie die Zeit ihrer Macht und ihres Glanzes gekommen. Und nicht allein durch ihre Zahl furchtbar, beherrschen sie auch noch ein unermeßliches Gebiet, das auf Jahrtausende hinaus eine immer steigende und gesunde Entwicklung der nationalen Kräfte gestattet, während der Westen unseres Welttheils bereits an Uebervölkerung, und an innerer Fäulniß

---

*) C. Sal. Zachariä, „Vierzig Bücher vom Staate,“ I. pag 399.

**) Historisch-politische Blätter. Band XXXIII. Seite 784.

aller Verhältnisse zu siechen beginnt. Was hat auch den Germanen im engsten Sinne, den Deutschen nämlich, ihr lebendiges und unruhiges Freiheitsgefühl in staatlicher Beziehung genützt? Es hat bis heut zu Tage nicht einmal noch zu einem kräftigen nationalen Bewußtsein geführt, und zu allen Zeiten eine Zersplitterung und politische Zerfahrenheit hervorgerufen, die eines großen, edlen und gebildeten Volkes vollkommen unwürdig ist. Dazu hat sich in neuerer Zeit der Revolutionsschwindel, und die eben so unsinnige, als für die Leidenschaften der ärmeren Klassen verführerische Lehre des Kommunismus und Sozialismus gesellt, die im Geheimen an den Grundfesten der gesellschaftlichen Ordnung rüttelt. Aber auch diejenigen Elemente des sittlichen Lebens dieses Volkes, durch die es bisher als das moralisch kräftigste Glied der europäischen Völkerfamilie gegolten hat, sind von langsamer Auflösung bedroht. Die Kumulation des Vermögens in wenigen Händen und das Fabrikswesen mit seinem Produkte, dem Proletariat, die Uebervölkerung und die daraus hervorgehende Schwierigkeit des Erwerbs, der unnatürliche Zusammenfluß großer Menschenmassen in den Städten, der Luxus, die überhand nehmende Genußsucht und die immer mehr sich ausbreitende Irreligiosität arbeiten fortwährend an der Auflockerung des bisher im Ganzen noch rein erhaltenen und geschlossenen Familienwesens, und bahnen damit am wirksamsten den sittlichen Verfall der Gesellschaft an. Und wer mag alle die anderen verderblichen Einflüsse nennen, die dieses Werk der Zerstörung befördern helfen! Die Leichtigkeit des öffentlichen Verkehrs ist zugleich auch das Maß der Geschwindigkeit geworden, mit der sich irrige Ansichten, gefährliche Ideen und schlechte Sitten in der Welt ausbreiten und Gemeingut werden. Und was auf allen diesen und auf anderen Wegen Verderbliches geboren worden — eine schnöde, aus den Kloaken des Eigennutzes und der Sophistik entsprungene Literatur preist es an, und dozirt seine Berechtigung; u. s. f.

Von diesen sozialen Krebsgeschwüren sind die Slaven im Ganzen noch frei geblieben, und die dem slavischen Geiste inhärirende tiefe Achtung vor der Autorität, vor Gesetz und Herkommen, wird sie hoffentlich noch lange gegen die Aufnahme jener gefährlichen Krankheitsstoffe der westeuropäischen Kultur in Schutz be-

halten. Im Uebrigen sind zwischen den verschiedenen Stämmen des Slavenvolkes nicht unbeträchtliche Verschiedenheiten anzuerkennen. Ein großer Theil der Westslaven erscheint durch den Einfluß der germanischen Kultur, deren Wirkungen sie seit ihrem Entstehen unablässig ausgesetzt waren, wesentlich verändert und vorgeschritten. So namentlich die Czechen, die frühzeitig eine hohe Bildung erreichten, und einen freien, von westlichem Geiste durchdrungenen, und darnach regierten Staat bildeten. Diesen stehen am nächsten die slavischen Bewohner Mährens, Schlesiens und der Lausitz, dann die Wenden an der Drau und Save. Auch in den Serben und in den Montenegrinern endlich scheint ein tüchtigerer Kern vorhanden, von dem jedoch erst die Zukunft lehren kann, ob er unter dem Einflusse der Civilisation sich erhalten und veredeln, oder aber von ihr zersetzt und verdorben werden wird. Für die Wahrscheinlichkeit eines Fortschrittes auf der Bahn der Gesittung, Humanität und einer vernünftigen staatlichen Ordnung spricht, namentlich bei den Serben, der Umstand, daß die türkische Herrschaft, ungeachtet ihrer beinahe vier Jahrhunderte umfassenden, und mit allen Greueln der Willkür und Unterdrückung erfüllten Dauer, das Nationalgefühl dieses Stammes nie völlig brechen, und manche Anlage zum Besseren nicht ertödten konnte.

---

3. Von Tyerhova bis Käsmark.

Rovna-Hora. Zazriva-Thal. Das Arvathal. Welka-Wes. Alsó-Kubin. Schloß Arva. Ruine von Likawa. Rosenberg. St. Miklós. Hradek. Hibbia. Vasecz. Der Hochwald. Csorba. Die Liptau. Lutschiwna. Poprad oder Deutschendorf. Groß Lomnitz und Hunzdorf. Käsmark. Schloßruine zu Käsmark. Die Pfarrkirche daselbst. Fahrt nach Schmecks.

Dreiviertel Stunden nach unserem Aufbruche von Tyerhova erreichten wir die Rovna-hora, d. i. den etwa 3000 Fuß hohen Sattel, über den die Grenze zwischen dem Trentschiner und Arvaer Komitat wegläuft. Die Straße ersteigt ihn in geschickt geführten Windungen, bietet jedoch auf der Höhe keine besonders erwähnenswerthe Aussicht dar. Die Thäler hüben und drüben liegen zwar offen da, und nah' und fern ragt wohl auch mancher luftige Berggipfel über die nächsten Höhenzüge empor, aber bei der gebirgigen Natur des Landes ist für eine

umfassendere Fernsicht die Elevation der Rovna-hora doch zu gering. Das herrschende Gestein ist hier ein weißer, ziemlich fester Kalk, der häufig zu Tag austritt und die Vegetation merklich drückt. Wir stiegen nun in das Zazrivathal hinab, eine mehr oder weniger enge, zwei Stunden lange Schlucht, voll Bachesrauschen und Einsamkeit, voll bunter Wälder, rauher Felsriffe und anderer Dinge mehr, die an ein stilles, reizendes Alpenthal erinnern. Es ist durchweg in eine ungeheure Flötzkalkmasse eingerissen, deren Schichten, unter einem Winkel von 40 bis 50 Graden mit dem Horizont, nördlich gehoben sind. Bei dem Dorfe Parnitza tritt endlich die Straße in das eigentliche Thal der Arva heraus, das sich dem Auge als ein breites, von hohen Bergen umschlossenes Becken darstellt, und durch den Ausdruck einer stillen, etwas kalten Würde fesselt. Es sind dafür auch keine Zwerge, die da ihre Felsenstirnen in die Luft aufstrecken, als wären sie die gottbestellten Wächter und Sorgenträger der lebendigen Welt zu ihren Füßen. Da stand in der Richtung, aus der wir gekommen, der schöne, pyramidale Stocha und hinter ihm der kleine Krivan, rechts gegen die Sonne zu der nahe, steil in die Arva abstürzende Sip, und etwas weiter einige Felszinken des Fatragebirges; vor uns trotzte der mächtige Chocs, und linker Hand zog sich der lange grüne Rücken der Magura in die Ferne; anderer mehr subalterner, doch immer nicht ganz unbedeutender Bergspitzen gar nicht zu gedenken. Nur gegen Norden, wo jeder, der Nähe des Hauptrückens wegen, die höchsten und gehäuftesten Berge vermuthet hätte, da lag das Thal scheinbar offen, und nur ganz niedrige, in einander geschobene Bergfüße begrenzten die Aussicht nach dieser Richtung. Unter allen von hier aus sichtbaren Erhebungen des Landes macht jedoch der Chocs den meisten Eindruck, und wer nicht die Uebung besitzt, die Höhe der Berge aus gewissen Umständen zu beurtheilen, oder wer auf die tiefe mittlere Temperatur dieser Gegend Rücksicht zu nehmen vergißt, der wird den Chocs gewiß für höher halten, als er es verdient; seine Seehöhe beläuft sich nämlich nicht ganz auf 5000 W. Fuß. Für jeden aber, der an die langen, zusammenhängenden Rückenbildungen des Gebirges in den Alpen sich gewöhnt hat, werden hier die vielen, ziemlich hohen und freistehenden Gipfel von eigenthümlicher Wirkung sein. In scheinbarer Unordnung sind sie auf der allgemeinen Erhebung

des Bodens aufgesetzt, schließen sich nirgends zu kompakten Bergkämmen zusammen, und verleihen so dem Bilde des Gebirges den Anschein der Dekomposition und Verwirrung und das Gepräge der Unruhe. Bloß die vorhin erwähnte Arvaer Magura macht in dieser Beziehung eine, wiewohl wenig auffallende, Ausnahme. Der unermeßliche Waldreichthum, der allenthalben über den Abhängen des Gebirges ausgebreitet liegt, und der für dieses arme Land, durch Verschiffung des Holzes in die tieferen Gegenden, eine Hauptquelle des Erwerbs bildet, fällt auch hier angenehm ins Auge. Der Thalgrund, den die grünen Wässer der Arva über die zeitweise ein leichtes holzbeladenes Floß hinweggleitet, freundlich durchziehen, ist ziemlich gut bebaut; aber so kalt ist das Klima dieser bergigen Landschaft, daß von Cerealien kaum etwas anderes als Hafer gedeiht, der, zu Brot verbacken, die Hauptspeise des Volkes ausmacht. Noch standen jetzt, in der ersten Hälfte des Septembermondes, ungemähte Haferfelder an der Straße. Nach der bekannten Temperatur anderer Punkte in den Karpathen schätze ich den mittleren jährlichen Thermometerstand in der Arva nicht höher als höchstens auf 5·5° C.,*) was ungefähr der mittleren Jahreswärme von Christiania in Norwegen und von Stockholm in Schweden gleichkommt, wobei freilich, der nördlicheren und relativ tieferen Lage wegen, an diesen beiden Punkten die jährlichen Temperaturextreme in Thermometergraden weiter auseinander liegen müssen, als in der Arva, weshalb wohl dort, nicht aber hier, der Roggen zur Reife gelangen kann. Die Ursachen dieser tiefen Temperatur hier zu Lande sind: erstens die Meereshöhe des Thalbeckens der Arva: Parnitza liegt 1343, Kubin 1326, Arva-Várallya 1546, Trstenna 1819 und Jablonka 2117 W. F. über dem Meere; zweitens der erkältende Einfluß hoher Berge; drittens die tiefe Senkung des Hauptrückens der Karpathen auf der nördlichen Seite, wodurch die kalten und trockenen Nord- und Nordostwinde freien Zugang finden; und viertens endlich die Höhe und Masse des südlich liegenden Gebirges, das die warmen Südwinde theils ablenkt, theils abkühlt. — Und so ist es eben auch kein Wunder, daß die Natur dieses Land mit ihren Gaben

*) Siehe die im Verlaufe dieser Erzählung mitgetheilten Daten über das Klima von Käsmark.

so kärglich bedenkt; ist doch die Wärme der Quell des Lebens und der Fruchtbarkeit, die Kälte aber ihr Tod. Bezeichnend ist in dieser Beziehung die versuchte Ableitung der Wortes Arva aus dem Ungarischen. Als nämlich die Ungarn auf ihrem Zuge gegen Süden zuerst diese Landschaft betraten, und ihrer steinigen, unfruchtbaren und kalten Beschaffenheit gewahr wurden, da riefen sie: „Árva ez!“ zu deutsch: „Das ist eine Waise!“ der Natur, und zogen weiter der Sonne zu. Die Slaven jedoch, die schon vier Jahrhunderte vor dem Einbruche der Magyaren in ihrem Besitze waren, nennen sie Orava, d. i. pflügbares Land.

Aber ungeachtet aller Armuth des Bodens sehen dennoch die Dörfer freundlicher und die Bewohner wohlhabender aus, als drüben im Waagthale bei Hriscow, Sillein und Varin. Die Häuser, die hier noch mehr wie anderwärts in ihrer Bauart einen bestimmten Typus festhalten, zeigen eine gewisse Zierlichkeit, die im Vergleiche mit jenseits angenehm in's Auge fällt. Sie sind zwar auch hier durchwegs von Holz; aber das Fachwerk ist nett gezimmert, die Fenster sind mit farbigen Rahmen umzogen, die Dächer mit Schindeln gedeckt, und ihre Giebel oft mit geschmackvollen, in Holz geschnitzten Dekorationen geschmückt. Weit seltener als im oberen Theile des Trentschiner Komitats begegneten wir hier dem offenkundigen Zeugnisse der Dürftigkeit in der Gestalt des Bettels. So machte denn Parnitza, das erste Dorf der Arva, das wir betraten, einen angenehmen Eindruck. Welka Wes (ungarisch Nagyfalu), das nun folgte, ist ein großer Markt, mit einem seltsamen, auf offenen Bogenhallen stehenden Gemeindehause.

Bei Kubin schließt sich gegen Norden das Thal; der Wald rückt am linken Arvaufer auf die Thalsohle herab, und alles gewinnt einen heimlichen, traulichen Charakter. Eine schöne Brücke läßt die Straße auf das linke Ufer hinüber, und bald ist nun auch der Markt erreicht, der, als Sitz der Komitatsbehörden und eines Gerichtes zweiter Instanz, und durch einige städtisch-blickende Gebäude, auf höhere Geltung Anspruch macht, obwohl er in Wahrheit das Aussehen einer sehr langweiligen, mit sich selber unzufriedenen Ortschaft besitzt. Wer sollte da den Zweifel wagen dürfen, daß in einem so abgelegenen Erdwinkel die Menschen nicht nahe an einander rückten, um sich in ihren, jedem Sterblichen

angebornen, gesellschaftlichen Bedürfnissen gegenseitig zu ergänzen und nach Thunlichkeit zu befriedigen? Und doch ist es nicht der Fall. Als ich im Komitatshause nach dem Stuhlrichter forschte, dabei irrig in das Amtslokale des Landesgerichtes eintrat, und einen der anwesenden Beamten um den möglichen Aufenthaltsort des, wie sich jetzt ergab, weder im Bureau noch bei sich zu Hause befindlichen Stuhlrichters befragte, erhielt ich die merkwürdige Antwort: „Es thut mir leid, Ihnen hierüber keine Auskunft geben zu können; wir stehen mit den Herren von der politischen Behörde in keiner außerdienstlichen Verbindung!" Ist das nicht seltsam! Was kann diese Leute in der Halbwildniß von Kubin berechtigen, sich gegenseitig zu meiden und nach Dikasterien abzusondern? — ist ihr Wohnort nicht ein elender Flecken, von dessen Bevölkerung eilf Theile Bauern sind und der zwölfte nicht viel besser als solche? Ist da nicht jeder Gebildete eine lebendige, nach Sicht zahlbare Anweisung auf jeden anderen? — Und wenn sie sich auf diese Weise das Leben selber sauer machen, so klagen sie darüber am Ende gewiß alles eher als ihren Willensmangel und ihre Selbstsucht an.

„Schlage nur mit der Wünschelruth'
An die Felsen der Herzen an;
Ein Schatz in jedem Busen ruht,
Den ein Verständiger heben kann." (Rückert.)

Der gerechte Schreck über jene Worte des Herrn Landesgerichtsbeamten fand in mir erst während des Diners einige Beruhigung, das, obschon an sich schlecht genug, durch die Selbstapologie eines anwesenden, eingebornen Gerichtsbeamten minderer Kategorie überflüssig gewürzt wurde. Dieser seltene Mann sprach von seinen Leistungen im Interesse des Staatswohles ungefähr so wie ein Retter des Vaterlandes, weshalb ihn ein Kenner der neuesten österreichischen Geschichte leicht auch für einen Bewohner von Agram, Semlin, Titel u. dgl. hätte halten können, in welchen Gegenden nicht leicht irgend ein Mann kein Vaterlandserretter ist, und auf einen selbständigen Paragraphen in der Weltgeschichte gutwillig Verzicht leistet. Hätten wir den Worten des Kubiner Patrioten geglaubt, so würde es für uns schwer gewesen sein einzusehen, zu welchem Ende in dieser Landschaft noch ein anderer Richter außer ihm thätig sei und mit theurem Gelde bezahlt

werde. Ein anderer hübscher junger Mann sprach immerfort nur ungarisch mit slavischem Akzent, wahrscheinlich um dadurch seine Theilnahme an dem großen Nationalschmerze der Magyaren auszudrücken; aber auch sonst gab er sich als malkontenten Sohn hiesiger Gegend zu erkennen, indem er gelegenheitlich die auf das Zerreißen der Herzen abzielende Bemerkung machte, daß man jetzt in Ungarn sogar auch für Unterlassungen bestraft werden könne, welcher Tadel seiner tiefen Gesetzeskenntniß, und hätte er sie auch aus Kossuth's Lehren oder aus dem Tripartitum geholt, alle Ehre machte. Daß wir es an einer kräftigen, wenngleich kurzen Erwiederung nicht fehlen ließen, versteht sich von selbst.

Wahrhaft leid that es uns, daß wir das Schloß Arva nicht besuchen konnten, das von Kubin in anderthalb Stunden zu erreichen ist, und die Mühe einer Fahrt dahin wohl gelohnt hätte. Vielleicht nicht so ausgedehnt, und für die Geschichte des Landes von geringerem Belange, soll das Schloß Arva die Burg Trentschin an Kühnheit der Anlage, an militärischer Festigkeit und malerischem Reiz noch übertreffen. Eine der Hauptverbindungen mit Polen beherrschend, war Arva zu allen Zeiten, bis zur Erwerbung Galliziens herab, ein Punkt von großer Wichtigkeit. Aber auch in den unseligen Bürgerkriegen unter Botskaj, Tököly und dem letzten Rákótzy trat es zu den Ereignissen in nahe Beziehungen, und ward in Folge derselben zweimal belagert. Wie und wann es an die Familie Thurzó kam, ist oben bereits erzählt worden; Barbara Kostka's Vater aber war ein polnischer Kondottiere, den Johann Zápolya zum Hauptmann des Schlosses einsetzte und mit der Vertheidigung desselben beauftragte. In der Schloßkirche befinden sich die Grabmäler des Palatins Thurzó und seines Sohnes Emerich, dann Stephan Tököly's, der des Palatins Enkel war. Durch ein ausnahmsweises, in der k. Donation Kaiser Rudolfs II. vom Jahre 1606 ausgesprochenes Recht vererbte die Herrschaft Arva, unter Festsetzung ihrer Untheilbarkeit, nach dem Aussterben des Thurzónischen Mannsstammes auf die weiblichen Nachkommen, für welche sie noch jetzt durch eine in dem Flecken Arva-Várallya eingesetzte Güterdirektion in concreto verwaltet wird.

Nichts kann anmuthiger sein als das zwischen Kubin und Rosenberg liegende Bergland, das die überall vortreffliche Straße mit sichtli-

chem Behagen durchzieht. Denn bald steigt sie auf einen sanftgewölbten Bergrücken hinauf, und genießt von da der Aussicht in reizende unbekannte Fernen, bald eilt sie wieder in ein geschlossenes, heimliches Thal hinab, und läßt den Wanderer ungewiß, wie er aus den scheinbar durcheinander fahrenden und sich verwickelnden Bergreihen einen Ausweg finden werde. Und hat dieser Wanderer, was wir zur Ehre seines Geschmacks annehmen wollen, seine Freude an recht trotzigen, wildauffahrenden Felsgestalten, so hindert ihn nichts sich linker Hand den hohen Chocs zu betrachten; zieht er aber die sanfteren Schauer der Waldeinsamkeit vor, oder die heitere Idylle des Hirtenlebens, oder freut es ihn, das häusliche Gebahren des hier hausenden, genügsamen Völkleins in der Nähe zu besehen, so findet er auf dieser Strecke bestens seine Rechnung. Und selbst der ernste Grübler über vergangene Zeiten, mit seiner Runzelstirne und seinem Zeigefinger an der Nase, wird hier nicht leer ausgehen. Er wird die Ruinen des Schlosses Likava erblicken und sich dabei erinnern, daß es einst die Grafenburg des Liptauer Komitats gewesen, daß Matthäus Csáak allda gebot, und die Hußiten nachher ihm arg mitspielten; daß Jahre lang der eiserne Giskra seine Hand darüber hielt, und daß Mathias Corvin zuweilen darin residirte, um in den nahen Bergen der frischen Waidmannslust zu pflegen; daß später der Kroate Krussith als Herr und Graf darauf gesessen, und diese Würden durch seine Witwe an Stephan Illyésházy übergingen; daß Stephan Tököly, von seinem, vielleicht doch nicht allzu reinen, Gewissen aufgeschreckt, aus Käsmark hieher flüchtete und auch hier starb, u. s. f. — Kurz, es ist ein nettes Stückchen Land, das der empfängliche Wandersmann hinter sich zu lassen nur deshalb nicht bedauern wird, weil ihm die herrliche Lage des Marktes Rosenberg an der Waag gewiß noch größere Freude macht, als alles, was er seit Kubin mit jedem Schritt erreicht und mit jedem folgenden wieder verlassen hat.

Mittelst einer schönen hölzernen Brücke, an welcher die Russen im Jahre 1849 eine kleine Schlappe davontrugen, als sie den von den Insurgenten vertheidigten Markt in unüberlegter Eile angriffen, setzt die Straße auf das linke Waagufer über, auf welchem die von etwa 2500 Menschen bevölkerte Ortschaft liegt. Mit dem etwas erhöht stehenden Piaristenkloster, das sich von der Ferne wie ein stattliches Schloß

präsentirt, gewinnt der Markt ein viel bedeutsameres Ansehen, als eine nähere Besichtigung zu rechtfertigen vermag. Die Einwohner sind sehr arm, nähren sich durch Flößerei, Salzverfrachtung, Leinwandhandel und Ackerbau, und leben in ihren kleinen Häusern so dicht beisammen, daß auf ein Zimmer oft zwei bis drei Familien kommen. Eben herrschte hier die Cholera in bedenklichem Grade, und da die Leute, ihrer Armuth wegen, die Kosten der ärztlichen Behandlung scheuen, so geschah es, daß Viele von der Krankheit hinweggerafft wurden, ehe der Arzt von ihrer Erkrankung auch nur eine Silbe erfahren konnte. Die herrschende Unmäßigkeit des Volkes im Genusse des Branntweins unterstützt, wie natürlich, jene böse Krankheit in ihren Verwüstungen. Aber auch noch ein anderes, u. z. ein moralisches Uebel, soll hier eine ungewöhnliche Ausbreitung gefunden haben, und das ist das Leben der jungen Leute im Konkubinat. Aus religiösen und moralischen Gründen im höchsten Grade verwerflich, ist diese unausrottbar gewordene Unsitte eine Quelle sozialer Uebelstände, die nirgends deutlicher als hier zu Tage treten. Der Mann, durch keine Pflicht an das Weib gebunden, das sich ihm zugesellt, und an die Kinder, die aus solchen Verbindungen entspringen, trennt sich, wenn er der nöthigen Ehrlichkeit ermangelt, um so leichter von ihnen, folgt mit weniger Bedenken einem lockenden Rufe in die Ferne, der ihm für seine Person eine gesicherte Lebensstellung verheißt, oder er wechselt in seiner Laune und Neigung, und gibt so diejenigen, die er bisher die Seinigen nannte, einem entwürdigten, der Noth und dem Elende verfallenen Dasein preis. Als hauptsächlicher Grund dieser Erscheinung ward uns das Rekrutirungsgesetz genannt, das den jungen Männern gewisser Altersklassen bekanntlich das Heiraten verbietet. — An den unseligen Wirren der letztvergangenen Jahre hat sich die Bevölkerung Rosenbergs lebhafter betheiligt, als mit ihrer Unterthanenpflicht und mit ihrem Vortheile vereinbar war. Die Gemeinde hat nämlich auf eigene Kosten nicht weniger als ein komplettes Honvédbataillon aufgebracht und der Rebellenregierung zur Verfügung gestellt, sich dadurch aber derart in Schulden gestürzt, daß die Gemeindewaldungen, deren ordentliches Erträgniß auf 60,000 Gulden jährlich geschätzt werden kann, unter Sequester gesetzt werden mußten.

Rosenberg, an der Kreuzung zweier Hauptstraßen des nördlichen

Ungarns gelegen, ist ein wichtiger militärischer Punkt, und dürfte eine Befestigung recht wohl verdienen. — Als wir gegen St. Miklós weiter fuhren, hatte sich der Himmel zum ersten Male seit unserer Abreise von Wien — der kurze Regenschauer in Ungarisch-Hradisch kann nicht gerechnet werden — mit dunklen, dräuenden Wolkenmassen bedeckt, die im Vereine mit dem einbrechenden Abende nach einiger Zeit alles Land in den Trauermantel tiefer Finsterniß einhüllten. Zuletzt verloren unsere Augen allen Grund das Vorhandensein von Luft und Erde anzunehmen, und wenn der Wagen nicht gerasselt und das Pferdepaar nicht laut getrabt hätte, wir würden ohne Mühe uns in dem dunklen Raume zwischen Uranus und Neptun schwebend haben denken können. Nur wenn wir durch ein Dorf fuhren, huschte zuweilen die Gestalt eines Hauses an uns vorüber, als wäre sie der Geist einer verstorbenen, und wegen ihres mörderischen Schmutzes bei Lebenszeit zur ewigen Ruhelosigkeit verurtheilten slovakischen Wohnung. Das alles stellte unsere Unterhaltung auf einen sehr mäßigen Grad, der auf halbem Wege zur Nachtstation noch mäßiger ward, als erst ein gelinder und dann ein ganz tüchtiger Regen uns wacker durchwässerte. Unter solchen Umständen hielten wir eine halbe Stunde vor Mitternacht unseren traurigen Einzug in St. Miklós, dem Hauptorte des Liptauer Komitats.

Wie durften wir zweifeln, daß St. Miklós ein sehr lebendiger Ort sei, als wir in der Lage waren, das Vorhandensein eines, zu so später Stunde noch hell erleuchteten, Kaffeehauses konstatiren zu können! Gebildete Leute gehen spät schlafen, und da viele darunter das Kaffeehaus besuchen, so ist ein solches, wenn es spät Abends noch erleuchtet ist, ein untrügliches Zeichen der Bildung. Ist aber die Bildung groß in St. Miklós, so muß das Gasthaus gut sein; und daher kam es, daß uns die Lichter im Kaffeehause Freude machten. Nachdem wir den großen viereckigen Platz, mit seiner schönen katholischen Kirche in der Mitte, durchfahren hatten, bogen wir in eine lange Straße ein, an deren Ende das Kameralgasthaus, das Ziel unserer heutigen Wünsche, liegt. Durch unterschiedliche Wassertümpeln, durch das offenstehende Hausthor, und durch den Hof zogen wir ohne Zeitverlust in eine offene Remise ein, deren Dunkel selbst die berüchtigte ägyptische Finsterniß noch um einige Nuancen der Schwärze übertraf. Ein tiefstimmiger Cer-

berus fuhr uns alsbald grollend an, und zürnte heftig über die unberufene Störung seiner nächtlichen Ruhe. Nichtsdestoweniger legte jetzt der Kutscher die Zügel in meine Hände und machte sich an das Unternehmen, für uns Einlaß in den finstern Gasthof zu gewinnen. Lange klopfte er vergeblich bald an diesem bald an jenem Fenster, bis sich endlich eines öffnete, und eine Stimme erst den Kutscher und dann mittelbar uns mit der Nachricht überraschte: der Gasthof sei eben in allgemeiner Reparatur begriffen, und könne eigentlich für jetzt als gar keiner betrachtet werden. Die tragische Gewalt dieses schönen Abends stieg unverkennbar, und das Verhängniß kam bei uns in den Verdacht der Annäherung. Der Kutscher saß nun wieder auf, fuhr aus der Remise heraus, an einen Pfeiler an, und auf einen lautlos daliegenden Sandhaufen empor, und schüttete uns dadurch beinahe in eine Pfütze des Hofraumes hinein. Nun gings an's Suchen eines anderen Hotels, was blos deshalb eine etwas schwere Sache war, weil St. Miklós eben nur im Besitze des einen war, das wir so eben verlassen hatten. Der Rosselenker aber fand Rath, er fuhr wieder in den Markt zurück, und auf ein beliebiges Wirthshaus los, vor dem er stehen blieb, und aus welchem nach einigem Klopfen eine unhold blickende Maid mit einem Lichte hervortrat, um unsere Wünsche entgegen zu nehmen. Als sie selbe vernommen, warf sie ohne eine Antwort die Thüre vor unserer Nase zu, um sie nach einigen Minuten mit der Erklärung wieder zu öffnen: daß nur ein einziges Gastzimmer im Hause vorhanden, und dieses von zwei Fremden schon in Besitz genommen sei. Dem könne nicht so sein, ward ihr entgegnet; das Gebäude sei für e i n solches Zimmer allein zu groß, und sie möge sich bei dem Wirthe eines Besseren erkundigen. Und wieder schloß sie die Thüre auf gleiche Weise wie zuvor, und wieder kam sie in Bälde zum Vorschein, mit der seltsamen Antwort: der Wirth habe gesagt, es sei gewiß nur e i n einziges Gastzimmer, und daher für uns unmöglich ein zweites da.

Obgleich nun nicht einzusehen war, aus welchem Grunde die besagte unhold blickende Maid auf unsere Requisitionen, wenn sie wirklich nicht befriedigt werden konnten, jedesmal nachfragen ging, so war dennoch, wollten wir nicht Sturm laufen auf dieses ungastliche Haus, nichts anderes zu thun, als anderswo nachzufragen. Und wieder fand

der Rosselenker Rath. Ich muthmaße, die eigene Erfahrung sei es gewesen, die ihn, den Slovaken, gelehrt hatte, daß gleich nebenan an der Ecke eine Schnapskneipe lag, in der vielleicht unseren Nöthen abgeholfen werden konnte. Die Thurmuhr der großen Kirche brummte mittlerweile die Geisterstunde; aber anstatt daß Geister uns heimsuchten, sprachen jetzt wir bei ihnen ein — bei Weingeistern nämlich, die jedoch hierorts, im offenbaren Nachtheile gegen ihres Gleichen in alten Burgen und Königsschlössern, ein sehr ärmliches Quartier besaßen. Nach kurzem Pochen ward uns aufgethan, worauf wir, zwar mit gebrochenem Muthe, aber gehoben durch das Bewußtsein der Schuldlosigkeit, ein großes niederes Gemach betraten, das stark nach den erwähnten Geistern duftete, und unter dem spröden Schimmer einer dünnen Kerze sehr grau, sehr unwohnlich und fast abschreckend aussah. Alsbald aber ließ sich aus einem der Betten eine klare, angenehme, etwas fett klingende weibliche Stimme in deutsch gesprochener Entschuldigung vernehmen, daß es ihr, d. h. der Besitzerin der Stimme und Schenke, herzlich leid thue, uns so nicht aufnehmen zu können wie sie gerne wünschte; ihre Wohnung bestehe bloß aus diesem einzigen Zimmer, aber sie werde es an der nöthigen Sorge nicht fehlen lassen, uns für diese Nacht mit erträglichen Betten zu versehen. Diese einfachen Worte klangen so freundlich, daß alles unversehens eine gemüthliche Stimmung gewann. Freilich herrschte überall wenig Ordnung und Reinlichkeit; auf dem langen, derben Tische in der Mitte des Zimmers lagen Frauenkleider, Strümpfe, Trinkgeschirre, Brotkrumen, Tischgeräthe u. dgl. in bunter Verwirrung durcheinander. Auf dem Boden waren Betten für die Mägde hergerichtet, die nach unserem Eintreten allsogleich aufsprangen, sich ankleideten und ihre Bettgeräthe mit sich forttrugen. Auf einem kleinen Tische am Fenster lagerte eine Schaar einfacher Blumentöpfe mit ärmlichem Inhalt, und neben dem Ofen stand das Lager der Frau Wirthin, mit jenen ihrer vier Kinder zur Seite. Während nun eine der Mägde erst etwas Ordnung auf dem Tische machte, und dann die Betten für uns zurichtete, gingen die beiden anderen an die Bereitung des Thees. Die Frau Wirthin leitete alle diese Vorkehrungen aus dem Bette heraus mit ihrer Stimme, und ihr freundlicher Wille übertrug sich gleichmäßig auf jede ihrer Mägde. Drum war auch die Pfanne

rein, in der das Wasser gekocht wurde, und daher der Thee gut; nicht minder trefflich waren Milch und Butter, und das frische, flaumige Brot schmeckte köstlich. Die Gemüthlichkeit der Situation nahm sichtlich zu, und fast waren wir des abweislichen Bescheides im Kameralgasthof und in der Judenwirthschaft nebenan, froh. Und als die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war, nahmen die beiden geistlichen Herren das durch angerückte Stühle erweiterte, am Fenster stehende Bett des abwesenden Hausherrn, ich aber ein, in einer winzigkleinen offenen Kammer zubereitetes Lager in Besitz. Aber nicht die exzentrischen Erlebnisse dieses Abends, und das unverantwortliche Gebahren der kleinen privilegirten Nachtpeiniger, verringerte die Zeit des Schlafens, sondern es trat jetzt noch ein anderes Hinderniß ein, das zu seltsam war, als daß ich es hier nicht erwähnen sollte. Gleich nach dem Auslöschen der Lichter eröffnete nämlich eine Gesellschaft von zehn bis fünfzehn Heimchen ihr lautes, melancholisches Konzert. Obgleich sich nun in den Einzelleistungen dieser Tonkünstler, sowohl mit Rücksicht auf die Stimmlagen, als auf die Länge der Töne und Pausen, ein deutlicher Unterschied erkennen ließ, so war's doch kein rechtes Konzert, und wenn ich dies behaupte, so geschieht es in Folge langer und sorgfältiger Beobachtung. Es waren unverkennbar lauter Autodidakten, ohne Schule, Takt und Modulation, die immer nur Forte spielten, obgleich das Piano und Pianissimo weit eher am Platz gewesen wäre. Auch fühle ich mich genöthigt, über einen dieser Musici in meinem Kämmerlein meinen Tadel unumwunden auszusprechen; denn bin ich auch ungewiß, ob er ein allzu alter Sänger war, oder ein viel zu junger ohne hinreichende Vorbildung, oder ob er endlich an Katarrh und Heiserkeit litt, so steht doch so viel fest, daß er mehr mühselig kreischte, als wirklich sang.

Des anderen Morgens war zwar im Zimmer die herrschende Unordnung nicht geringer, eher größer, aber es blickte unter dem hellen, sonnigen Tageslichte — zu einem solchen hatte sich das Unwetter des gestrigen Abends umgewandelt — und unter dem Schalten der trefflichen Wirthin doch alles viel heiterer. Jetzt erst zeigten sich einige alte gute Kupferstiche an den Wänden, und das Bild des Kaisers in einem schmucken Rahmen an dem Ehrenplatze, oberhalb einer altehrwürdi-

gen Stockuhr von evidenter, chronischer Verläßlichkeit. Vor allem aber verdient die Frau Wirthin, daß man von ihr mit Achtung spreche. Sie ist groß, stark, von etwas runden Formen, und etwa vierzig Jahre alt; aber dennoch ist bei ihr vom sear and yellow leaf noch lange keine Rede, denn die Rosen der Gesundheit und des Seelenfriedens blühen unbeirrt auf ihren frischen Wangen. Ihr Kopf kann wahrhaft schön genannt werden, aber seine Schönheit ist, betrachtet man ihn näher, doch noch sein geringstes Verdienst. Man muß den tiefen Ernst der Redlichkeit, der aus ihren großen, ruhigen Augen blickt, und den Ausdruck von Güte, Liebe und Sanftmuth in ihren Zügen gesehen haben, um zu begreifen, daß wir diesem einfachen Weibe unsere Theilnahme und Achtung nicht versagen konnten. Wäre für uns, nach allem was wir seit gestern gesehen und erfahren hatten, noch eine weitere Rechtfertigung dieser Empfindungen erforderlich gewesen, so hätte sie sich uns während des Frühstücks dargeboten; es trat nämlich ein Mann in die Stube, trank ein Gläschen Schnaps, und begehrte dann ein zweites, ward jedoch von der Wirthin mit dem Bemerken abgewiesen, daß er ein zweites Glas nicht wohl vertragen könne; sie wisse das wohl und würde es für eine Sünde halten es ihm darzureichen. Wir bedurften nun keiner weiteren Erklärung über die Aermlichkeit dieses Hauses. Und als es zuletzt zum Zahlen kam, betrug unsere Rechnung: für den Thee von gestern, für das Nachtquartier und das heutige Frühstück, alles für drei Personen berechnet, etwas über E i n e n Gulden. — Der Mann dieser wackeren Frau heißt Rebula, sie selbst aber ist eine Deutsche aus Eperies oder Bartfeld.

St. Miklós, zur Unterscheidung auch Liptó-St. Miklós (slovakisch Swiati Mikulasch) genannt, hat 1700 Einwohner, worunter 800 Juden. Der viereckige Platz, auf welchem die stattliche katholische Kirche und das hübsche Komitatshaus stehen, ist groß und ansehnlich. Der Markt ist ein Eigenthum der gräflichen Familie Pongrácz, die von ihm ihren Beinamen entlehnte. Die Pongrácz sind ursprünglich Böhmen, und seit König Andreas II. in Liptau ansäßig und reich begütert; die Erwerbung von St. Miklós aber fällt in's Jahr 1424. Der merkwürdigste Sprößling dieses Hauses, und einer derjenigen, die am meisten zu seinem Ruhme und Emporblühen thätig gewesen, ist unstreitig Pankraz

Pongrácz, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, und zu Giskra von Brandeis hielt. Er war ein Raubritter in großem Style, und hauste nach seiner Art nicht bloß in Liptau, sondern erstreckte seine Raubzüge auch über das übrige Ungarn, über Polen und Oesterreich. Als dann die ungarischen Stände 1444 mit Giskra des Friedens wegen unterhandelten, erschien auch Pongrácz unberufen als kontrahirende Macht auf dem Reichstage zu Ofen, ward aber hier ergriffen, und seiner Keckheit und früheren Landfriedensstörung wegen zur Kerkerhaft verurtheilt, aus der ihn jedoch Johann Hunyady bald wieder entließ, und ihn sogar, mit Michael Országh, zum Distriktskapitän in Oberungarn einsetzte. Wenig beirrte ihn auf diesem Platze die Autorität des Gubernators; er nahm vielmehr im Bunde mit Giskra seine frühere Lebensweise wieder auf, bemächtigte sich der Burgen Ovár, Strecsno und Berencs in Neutra, fiel in Oesterreich ein, eroberte auch hier mehrere Schlösser, bis er von Ulrich Cilli geschlagen und wieder vertrieben ward, und blieb zuletzt bei der Anno 1462 durch König Mathias Corvin zu Stande gebrachten Versöhnung der Parteien, im erblichen Besitze von Ovár und Strecsno. Ja noch in demselben Jahre ernannte ihn der König, der ohne Zweifel seine Tapferkeit und Kriegserfahrung schätzte, zum Woiwoden von Siebenbürgen.

Was wir gestern nicht gekonnt, das ließ uns heute das freundliche Wetter beinahe vollkommen genießen: das schöne, herrliche Land nämlich, mit seinen unzähligen Ortschaften, dem raschen Wechsel der Bilder im Thale und den stolzen Bergen zu beiden Seiten. Nur der volle ungetrübte Anblick des Gebirges war uns entzogen, denn die Höhen rauchten gewaltig und schickten schwere Dunstmassen über das Land hinweg. — Der schönste Punkt in dieser Gegend ist Hradek, wo die Waag zuerst aus den oberen Schluchten in's freiere Land heraustritt, und von diesem mit allem verfügbaren Schmucke von Bäumen, lachenden Wiesengründen, Dörfern u. dgl. in reizvoller Zusammenstellung empfangen wird. Und auch ein altes Schloß, Liptó Ujvár, kommt ihr da rechter Hand zu Gesicht. — Hradek ist ein Markt und der Hauptsitz einer großen kaiserlichen Forstwirthschaft, deren Pflege ein Urwald von nicht weniger als sechsthalb Quadratmeilen, sammt Sägemühlen, großen Holzlegstätten, Triftung und Flößerei untersteht. Wie wir lesen, werden hier jährlich nicht

weniger als 300,000 Bretter erzeugt. Die für alle diese Zwecke erforderlichen ärarischen Gebäude, einst unter Kaiser Josef II. durch den Direktor Wiesner von Morgenstern erbaut, blicken stattlich auf die Straße herüber.

In der Nähe von Hradek, und ebenfalls dicht an der Straße, liegt ein schönes, großes, jetzt Sr. k. Hoheit dem Erzherzog Albrecht angehöriges Eisenwerk, das sowohl durch sich selbst, als durch seine Umgebung zu den Zierden dieser Gegend gehört. Bald darauf übersetzt die Straße den Hibbitzabach, verläßt nun das Thal der Waag, und erhebt sich sachte, immer an dem felsigen Ufer jenes Baches hinziehend, auf ein wellenförmiges Hochland empor, das sich dicht an dem Fuße des Gebirges ausbreitet und bis zum Hochwalde hinter Vasecz an Höhe zunimmt. Der Markt Hibbia (deutsch Geib), den wir jetzt erreichten, ist eben nur ein großes Dorf, worin nichts anderes merkwürdig, als die biblischen Namen seiner Straßen; da gibt es z. B. eine Jericho-, eine Emaus-, eine Samaria-, eine Bethlehemsstraße u. dgl. m. Wer denkt dabei nicht an die Puritaner, zu welchen übrigens auch einiges Material vorhanden, da die Bewohner des Marktes bereits zum größten Theile dem protestantischen Bekenntnisse angehören.

Die wachsende Seehöhe der Gegend machte sich uns schon dadurch bemerkbar, daß man hier mit der Einheimsung der Ernte jetzt erst anfing. Auch ist der allgemeine Eindruck des Landes fühlbar ernster; die Fruchtbäume in den Feldern und Dörfern sind selten, die Vegetation ist ärmer geworden, und der gewaltige Bergstock zu unserer Linken schaut uns aus fast unmittelbarer Nähe mit finsterem Ernste an. Ungeachtet des Nebels, der die Spitzen des Gebirges verhüllt, unterschieden wir deutlich den großen Krivan mit der tiefen Kammscharte links, von welcher an, nach östlicher Richtung fortziehend, die eigentliche Tatra, das höchste und rauheste Gebirge dieses Landes, seinen Anfang nimmt. — Das nächste Dorf Vichodna liegt bereits 2319, und Vasecz (sprich Waschetz) 2521 Fuß über dem Meere, und hier erreicht die Straße abermals die Waag, wenngleich nur jenen Theil, den man die „weiße Waag" nennt; er ist an dieser Stelle nur ein armseliges Flüßchen, von kaum meilenlangem Alter, und nicht einmal noch einer Brücke würdig.

In dem jüdischen Wirthshause zu Vasecz aßen wir zu Mittag,

und mußten für zwei Brathühner, die zum Ueberfluß nach ranzigem Gänsefett (das dogmatisch untadelhafteste Fett nach jüdischen Begriffen rochen), zwei Gulden C. M. zahlen. Mit der Suppe, einigen noch ranziger schmeckenden und verbrannten Pfannkuchen und etwas Wein, belief sich unsere Rechnung auf 3 fl. und etliche Kreuzer. Wie stieg da unsere Achtung noch höher vor der guten Frau Rebula in St. Miklós! Die Juden sind im Allgemeinen ein gewissenloses Volk, das nur die Furcht, das Gesetz oder allenfalls noch die Scham, in gewissen Schranken hält.

Gleich hinter Vasecz erhebt sich die Straße mit sehr geringer Steigung auf den sogenannten Hochwald empor, worunter zur Zeit durchaus kein waldiges, sondern ein mehr kahles, meist als Weideland benütztes und nur mit etwas Gestrüpp und einigen Hafer- und Buchweizenäckern versehenes Plateau zu verstehen ist. Es ist deshalb merkwürdig, weil hier die Straße die europäische Hauptwasserscheide kreuzt, die, etwa eine halbe Meile nördlich, den Kamm des Centralgebirges verläßt, zwischen Vasecz und Csorba einer südliche Richtung folgt, bald aber wieder nach Osten sich wendet, um zwischen der Popper einerseits und den Quellen des Hernad und der Tarcza anderseits, die Grenze zwischen Ungarn und Gallizien wieder zu gewinnen. Der Hochwald selbst ist die Fortsetzung eines an der Wissokahora von der Centralkette sich ablösenden und südwärts streichenden Gebirgszweiges, der jedoch sehr bald steil abstürzt, und sich zu einem breiten, sanftgewölbten Rücken erniedrigt, dessen höchste Stelle dort, wo ihn die Straße übersetzt, die Seehöhe von 2689 W. F. besitzt, was mit dem Niveau von Vasecz verglichen, einen Höhenunterschied von nicht mehr als 168 Fuß gibt. Hat man nun die höchste Stelle des Rückens erreicht, so steht man an der Grenze des Quellengebiets der Donau und der Weichsel, zweier Ströme, die sich in entgegengesetzte Meere ausmünden. Faßt man aber auf diesem Punkte die hohe, gewaltige Masse des Tatragebirges, vor dessen entwickelter Front man hier steht, etwas näher in's Auge, und sieht man sich's an, wie dies Gebirge als ein mauerähnlicher, geschlossener Kamm sich meilenweit nach Osten und Westen unverändert fortsetzt, und dabei von der europäischen Hauptwasserscheide, mit allen ihren Abstechern gegen Süden, nicht die mindeste Notiz nimmt, so wird es hier auffallend klar,

welche geringe geologische Bedeutung die Flüsse besitzen, und wie wenig die Rücksicht auf ihre Vertheilung und ihren Lauf zur Aufstellung eines orographischen Systems werth ist. — Noch niedriger ist übrigens der, gleichfalls die Hauptwasserscheide Europa's kreuzende Vorypaß in der Arva, und der Uebergang über dieselbe zwischen der Stadt Poprad und Ganócz; ersterer liegt 1954 und letzterer gar nur 1860 W. F. ü. d. M.

Das nächste Dorf, Csorba oder Strba, liegt schon auf der östlichen Seite des Hochwaldes und ist die letzte Ortschaft des Liptauer Komitats, das wir nun, bevor wir es völlig verlassen, mit einem kurzen Ueberblicke bedenken wollen.

Die Liptau wird durch jenes große, etwa 11 bis 12 Meilen lange und 3 bis 4 Meilen breite Thalbecken gebildet, welches nördlich von den Liptauer Alpen und einem Theile des Tatragebirges, und südlich von jenem hohen Gebirgsrücken umschlossen wird, der sich in östwestlicher Richtung vom Königsberge (Kralowa-hora) bis zum Fatragebirge erstreckt; der Hochwald grenzt dieses Becken auf der östlichen, und die Schlucht bei Kralovan auf der westlichen Seite ab. Es ist demnach ein mit physikalischer Bestimmtheit abgeschlossener Landstrich. Die Mitte dieses breiten und schönen, meist bergigen Gebietes ist flach, wird die Liptauer Ebene genannt, und erscheint von Natur aus in zwei deutlich unterschiedene ungleiche Hälften getheilt. Die westliche, etwas größere Abtheilung reicht von Rosenberg bis Hradek herauf, liegt etwas tiefer, hat ein weniger rauhes Klima, ist fruchtbarer und sehr dicht bevölkert, und kann theilweise eine Ebene im eigentlichen Sinne des Wortes genannt werden; indeß die andere östlich gelegene Hälfte von Hradek bis zum Hochwalde entschiedener ansteigt, um einige hundert Fuß höher liegt, eine wellenförmige von Querthälern durchzogene Bodengestaltung zeigt, und daher mehr den Charakter einer Hochebene besitzt. Das Klima ist hier wie dort rauh und kalt; doch gedeiht in der unteren Ebene noch der Roggen, in der oberen nur mehr Hafer und Gerste; Flachs und Kartoffeln werden in beiden Theilen mit Vorliebe gebaut. Die Abhänge des Gebirges sind, so weit die Blicke reichen, von unermeßlichen Waldungen bedeckt, deren übrigens unzureichende Kultur eine wichtige Erwerbsquelle der Einwohner ausmacht. Auf den grünen Hochstrecken und Grashalden der Liptauer Alpen wird die Viehzucht mit Vorliebe getrieben

und jener gute Schafkäse bereitet, der einen gesuchten Ausfuhrartikel bildet. Der stark betriebene Flachsbau liefert das Mittel zur Linnenweberei, und das gewonnene Produkt wird theils im Lande durch Zwischenhändler aufgekauft und weitergeschafft, theils durch die bekannten Hausirer in der Fremde abgesetzt. Wer kennt nicht jene meist großen, kräftigen Männer, mit den Ledergürteln von erstaunlicher Breite, und den schweren Holzkästen auf den Rücken, unter deren Last sie gebeugt und mühsam einherschreiten und ihre Linnenstoffe feilbieten? Diese Leute sind durchweg Liptauer, und so groß und rüstig wie sie, sind fast alle ihre Brüder in der Heimat. Weit minder kräftig sind die Frauen, und ihre Tracht hat, mit Ausnahme der rothen Strümpfe, wenig Auffallendes in Schnitt und Farbe. Eine besondere Eigenthümlichkeit der hiesigen Slovaken ist die Gewohnheit, nie ohne die Axt das Haus zu verlassen. Sie wird gewöhnlich am Arme getragen, nöthigenfalls als Waffe gebraucht, und selbst beim Tanze, in Momenten lebhafterer Erregung, über dem Kopfe geschwungen. Leider ist auch hier die Neigung zum Genusse gebrannter Wässer herrschend, so zwar, daß wir schon des frühen Morgens betrunkenen Leuten begegneten, und daß unser Kutscher von Vasecz weg, ein kaum fünfzehnjähriger, blaß aussehender Bursche, von nichts anderem als von Branntwein schwärmte, und uns einige Male mit seinen Betteleien um Bezahlung eines Fläschchens Schnaps belästigte.

Von Csorba geht es nun abwärts, erst durch eine enge, felsige Schlucht, dann durch ein stilles, freundliches Wiesenthal, nach Lucsivna, dem ersten Dorfe des Zipser Komitats. Es ist ein Eigenthum der Familie Szakmáry, die hier ein hübsches Schloß besitzt. Ein paar Zugochsen, die im Dorfe, vor ihren Wagen gespannt, daherzogen, erregten durch die ungeheure Länge ihrer Hörner unsere Aufmerksamkeit; wir ließen den Wagen stille halten, und maßen an einem dieser beiden Exemplare die Entfernung der Hörnerspitzen mit 52½ W. Zollen. — Lucsivna liegt bereits am Anfange der großen Zipser Ebene, deren Länge, 7 bis 8 Meilen weit, fast bis zu der Stelle reicht, wo sich die Popper durch das Gebirge ihren Durchgang nach Gallizien erzwungen. In beinahe gerader Richtung läuft nun die Straße auf die Stadt Poprad los, und läßt rechts und links eine Zahl kleiner Städte und Dörfer erblicken,

die jedoch die Entfernung und der, von dem Düster einer trüben Atmosphäre unterstützte sinkende Abend allgemach verschlang. Mit dunklem, erschrecklichem Ernste schaute der nahe, hochgethürmte Gebirgskoloß zu uns herüber, und schien im höchsten Grade mißvergnügt über die schwarzen Wolkenlasten, die ein frischer Nordwind ihm über die Schultern warf, und die er von da weg in gewaltigen, bleifärbigen Massen in südlicher Richtung dahinjagte. Und wenige Augenblicke nachdem wir in Poprad von einem netten Zimmer für die Nacht Besitz genommen hatten, ging ein tüchtiger Regenguß prasselnd auf die Erde nieder, und rechtfertigte auf diese Weise die ahnungsvolle, schwarz umwölkte Mißlaune des Gebirges.

Auch hier in Poprad, in der gesundesten Lage von der Welt, und dicht am Fuße des höchsten Theiles der Karpathen, war seit einigen Tagen die Cholera mit großer Heftigkeit aufgetreten, und schreckte die armen Leute entsetzlich. Der Vorspannskommissär, seines Zeichens ein Lederer, ein alter Mann mit weißen Haaren, schien aufs Höchste niedergeschlagen. Am Tage unserer Ankunft hatte man 7 Menschen zu Grabe getragen, und 4 andere lagen zur Bestattung am nächsten Tage in Bereitschaft; die Bevölkerung des Städtchens kann sich jedoch kaum auf 1000 Seelen belaufen. Ich hatte gut reden von Muth und Standhaftigkeit, als die besten Schutzmittel gegen die Krankheit. Der alte Mann erwiederte traurig: „Ach, lieber Herr! wie wollen Sie, daß wir muthig und standhaft seien, wenn wir fast stündlich sehen, wie Leute, deren Gesundheit unverwüstlich schien, in wenigen Stunden auf die Bahre gestreckt werden!" — Poprad oder Deutschendorf zählt zu den ehemals privilegirten sechzehn Zipserstädten, ist durchaus von Deutschen bewohnt, und trägt in der Bauart seiner Häuser, und in seinem netten, behäbigen Aussehen überhaupt, das Gepräge eines von dem slavischen völlig verschiedenen Volkselements. Auf dem Platze, oder vielmehr mitten in der breiten Hauptstraße, steht die katholische und die protestantische Kirche, letztere ein neues, ziemlich unkirchlich blickendes Gebäude, erstere ein interessanter, altromanischer Bau, dessen freistehender Glockenthurm mit seinen Zinnen, Konsolen, Bogenfriesen und gekuppelten Rundbogenfestern überraschend und angenehm in's Auge fällt. Dieses Verhältniß ist in den meisten, wenn nicht in allen Zipserstädten und

Ortschaften das gleiche. Die Katholiken sind, als Bekenner der ursprünglichen Konfession, billigerweise im Besitze der alten Kirchen geblieben, während die Protestanten neue bauten. Ein großer Theil jener alten Gotteshäuser stammt aber uns vorgothischer Zeit, und hat getrennt stehende Glockenthürme, die, weil sie meist aus Quadern erbaut wurden und keine bedeutende Höhe hatten, der Zerstörung zu widerstehen und ihre, der romanischen Bauweise huldigende Form und Ausschmückung zu bewahren vermochten, während die Kirchen, zu denen sie gehören, im Laufe der Zeiten entweder umgebaut oder renovirt und modernisirt wurden. Diese Glockenthürme haben die Gestalt vierseitiger Prismen und sind etwa 60 bis 80 Fuß hoch; die schönsten, die wir in diesem Theile der Zips sahen, sind jene von Poprad, Georgenberg und Käsmark.

Als wir des Morgens weiter fuhren, „goß unendlicher Regen herab," aber unendlich nur in der Menge, nicht in der Dauer; denn noch denselben Vormittag verkroch sich das Unwetter und lauerte auf den kommenden Tag. Georgenberg und Matzdorf sind zwei freundliche kleine Städtchen, und Lomnitz und Hunzdorf zwei große, reiche Dörfer. Letztgenannte Ortschaft hat ihren Namen ersichtlicherweise von niemand anderem erhalten als von den Hunnen, denen die Römer hier im Jahre 441, unter den Feldherren Macrinus und Tetricus, zu ihrem eigenen Schaden eine große Schlacht geliefert haben sollen. Den Beweis über die Wahrheit dieses Berichtes scheinen die Felder der Umgebung zu liefern, aus denen bisweilen beim Umackern römische und hunnische Waffen, Münzen und andere Alterthümer zum Vorschein kommen. Auf dem Kirchthurme zu Hunzdorf wird noch überdies eine aus Blech geformte Henne, die gegen Lomnitz sieht, und auf dem Thurme zu Lomnitz ein gleichartiger Hahn, der gegen Hunzdorf blickt, gezeigt, was von Freunden romantischer und räthselhafter Begebenheiten auf ein zärtliches Verhältniß zwischen einem Edelherrn in Lomnitz und einer Edelfrau in Hunzdorf (oder auch umgekehrt, worüber sich eine schöne Kontroverse führen ließe) gedeutet wird. Ist dem also, so sind Hahn und Henne als Symbole für zwei liebende Herzen, von großer ästhetischer Wirkung, und der Hahn mehr noch als die Henne. Von dem fraglichen Liebesverhältniß war nun nichts Geschichtliches auszumitteln, wohl aber fand sich, daß ein Nachkomme jenes Rutker, der mit Gertruden von Meran,

Gemahlin des nachherigen Königs Andreas II., aus Tirol nach Ungarn gekommen, 1209 Komitatsgraf der Zips geworden, und als Ahnherr der Familie Berzeviczy betrachtet wird — daß also ein Nachfolger dieses Rutker den Namen „Magister Kokosch" (Hahn) führte, in dem Thronstreit zwischen Wenzel von Böhmen und Karl Robert von Anjou eine Rolle spielte, und Herr von Lomnitz war, das noch heut zu Tage auf ungarisch Kakas-Lomnitz oder Hahnen-Lomnitz heißt. Hiedurch bleibt aber freilich die Henne in Hunzdorf unerklärt.

Als wir um 10 Uhr Vormittag in Käsmark anlangten und im Gasthause „zur Krone" abstiegen, floß eben der letzte Regen dieses Tages herab, was indeß unseren touristischen Eifer so wenig abkühlte, daß wir uns dem ungeachtet zur Besichtigung des Städtchens auf den Weg machten. Der Platz, in dessen Mitte das Rathhaus und die Hauptwache stehen, ist groß und ansehnlich, die Hauptstraße ist gut gebaut, durchaus gepflastert, ziemlich belebt und mit manchen artigen Kaufmannsläden ausgestattet. Kurz, Käsmark macht einen wirklich städtischen Eindruck und sieht reinlich und wohlhabend aus. Die durchaus deutsche, auf beiläufig 6000 Seelen sich belaufende Bevölkerung ist fleißig und betriebsam, und hat sich durch den Handel mit ungarischen Weinen nach Polen, und durch den jährlichen Export von 2 bis 300,000 Ellen Leinwand einheimischen Produktes nach Pesth und Debreczin reichfließende Quellen des Wohlstandes eröffnet. Der Leinwandhandel ist überhaupt ein uraltes Lieblingsgeschäft der Deutschen in Oberungarn, und war vordem die Quelle mancher Streitigkeiten und Fehden zwischen ihnen. Käsmark und Leutschau sind die beiden Hauptstädte des Zipserländchens, und die Centren seines volksthümlichen, sozialen Lebens; ihnen muß daher hauptsächlich das Verdienst zuerkannt werden, in den siebenhundert Jahren seit der Abtrennung dieses Völkleins von seinem großen deutschen Mutterstamme, trotz dem feindseligen Andringen widriger Verhältnisse, deutsche Sprache, Kultur, Gesinnung und Sitte aufrecht erhalten zu haben. — Eine kleine Artigkeit gegen den Stadthauptmann Herrn von Dullovich, den wir wegen Beistellung des Vorspannswagens nach Schmecks besuchten, verschaffte uns bei der Besichtigung der Stadtmerkwürdigkeiten seine eben so angenehme, als lehrreiche Begleitung.

Wir lenkten unsere Schritte zuerst dem Tököly'schen Schlosse zu,

das am nördlichen Ausgange der Stadt und mit ihr in einer Ebene liegt. Die eigenthümliche Entstehungsweise dieses Schlosses, seine Lage innerhalb der ehemaligen starken Befestigungs-Enceinte der Stadt, und der Umstand, daß Käsmark schon seit Ludwig I. Zeiten eine reiche, kräftige, und fast von allen nachfolgenden Königen mit Vorliebe privilegirte k. Freistadt war, machten es ihm unmöglich, sich in eine eigentliche Feste und Zwingburg umzustalten, obgleich seine Herren es nicht unterließen, der Stadt zeitweise das Recht der Macht und des Schwertes fühlen zu lassen, wozu namentlich ein und der andere Tököly sich geneigt zeigte. Die Burg blickt selbst noch in ihren Trümmern groß und stattlich; noch steht fast ungebrochen die äußere Wand des Gebäudes und wird durch eine ungemein zierliche Zinnenbekrönung geschmückt, die allenfalls mit dem ausgespannten Reifen einer Marquisenkrone nach heraldischer Konvention, einige Aehnlichkeit besitzt. Die Architektur des Schlosses zeigt überhaupt ein jüngeres Gepräge, und das vereinigte Tököly'sche und Thurzónische Wappen über dem Hauptthore bezeichnet den Ausgang des sechzehnten, oder den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts als die Zeit der Wiedererbauung oder totalen Umstaltung des alten Schlosses. Der Grundriß des Gebäudes, das übrigens keine ungewöhnliche Größe hat, bildet ein unregelmäßiges Fünfeck, von welchem drei Seiten der Stadt zugekehrt sind. Das Innere liegt im Verfall, mit Ausnahme des Kellers, der als Magazin, und der östlichen Schloßfront, die als Gemeindespital benützt wird. Bis vor etwa dreißig Jahren war auch noch die Schloßkapelle wohl erhalten; seither ist aber auch diese den Wirkungen der Zeit überlassen, die das Werk der Zerstörung mit überraschender Eile betreibt. Sie ist im luxuriösen Renaissance-Styl erbaut, und ihr Altar war ein zwar überladenes, zur Zeit seines Glanzes aber gewiß ein effektvolles Kunstwerk. Sechs Thürme zierten einst die Außenseite der Burg, und noch stehen deren fünf aufrecht; der größte und festeste jedoch wurde, weil sich das nördliche Stadtthor an ihn lehnte, vor drei Jahren abgebrochen; zur Zeit nämlich, als man die alten städtischen Ringmauern zu Boden warf, und die Orte wo sie standen in Krautgärten verwandelte. Wer erkennt nicht darin den Geist der Gegenwart, die den klingenden Nutzen, Kohlköpfe und Runkelrüben, höher schätzt als alle Poesie und geschichtliche Erinnerung! Neben dem Schlosse sahen wir auch die

7

Stallungen, wo die gräflichen Rosse aus schwarzmarmornen Krippen ihren Hafer fraßen.

Der Ort, auf dem jetzt diese Ruine steht, hat eine alte Geschichte. Schon im Jahre 1190 soll auf derselben Stelle ein Nonnenkloster erbaut worden sein, das später in die Hände der Tempelherren gerieth, die das stille, friedliche Klösterchen in den rauschenden Wohnsitz kriegerischer Männer verwandelten. Als dieser Orden (im Jahre 1307) aufgelöst wurde, kamen Schloß und Güter in königliche Hand, und unter Uladislaus I. scheint hier eine Weile lang auf königlichen Befehl der Zipsergraf residirt zu haben, dem jedoch durch Giskra, der sich der Stadt bemächtigte, sehr bald ein Ende gemacht wurde. Nachher erscheinen die Zápolya als Herren des Schlosses, und Johann, der Pseudokönig, schenkte es seinem Freunde Hieronymus Laszki, dem Woiwoden von Syradin und Haupturheber der verhängnißvollen Herbeirufung der Türken, die sich bei der Hilfe, die sie ihrem Schützling angedeihen ließen, den Löwenantheil des Gewinns zueigneten. Laszki trat später bekanntlich in den Dienst des Kaisers über, und war in dessen Interesse mit demselben Eifer und derselben Geschicklichkeit thätig, die er früher seinem Freunde gegenüber bewiesen. Von den Kaiserlichen genommen, hatte nun das Käsmarker Schloß verschiedene Herren, unter denen auch ein General Ruber, der es für 13,000 fl. an Sebastian Tököly verkaufte. Dieser Mann war ein Plebejer, dessen Familie aus der Insel Csepel stammte und den Ort Telek in Slavonien besaß; er selbst bekleidete die Stelle eines „Questor equorum inter Rascianos," die ihm wahrscheinlich das zum Kaufe von Käsmark erforderliche Geld eintrug. Die k. Donation hierüber stammt vom Jahre 1579, sein Adel aber erst von 1580, woraus denn hervorgeht: daß die Tököly damals, als ihr Ehrgeiz seine Flügel am mächtigsten spreitete, in die Klasse der Parvenus gehörten. Sebastians Sohn, Stephan I., erwarb die Würde eines Beisitzers der königlichen Tafel und den Freiherrnstand, und ehelichte Katharina Thurzó, die sechste Tochter des Palatins Georg. Er war es ohne Zweifel, der das Schloß in Käsmark zu jenem Glanze emporhob, von dem die Nachrichten aus jener Zeit so viel erzählen, und der jetzt noch aus seinen Trümmern blickt. Stephan II. sein Sohn erscheint bereits unter dem Titel eines Grafen von Käsmark, und stand bei seinem Könige so hoch

in Ehren, daß er von diesem im Jahre 1655, mit Vesselényi, Stephan Csáky und Franz Rédey, dem Landtage zur Verleihung der Palatinswürde in Vorschlag gebracht wurde; er ward zugleich einer der reichsten Herren Oberungarns genannt, dessen Einkünfte die große, für die damalige Zeit sogar außerordentlich hohe, Summe von 300,000 Gulden erreichten. Bei der Vesselényi'schen Verschwörung der Theilnahme verdächtigt, wovon er jedoch später freigesprochen wurde, flüchtete er nach Arva und starb zu Likava, nachdem er früher seinen Sohn Emerich nach Polen gerettet hatte. General Spork hielt mittlerweile Käsmark und sein Schloß mit kaiserlichen Truppen besetzt. Die Thaten und wechselnden Schicksale Emerich Tököly's sind zu bekannt, als daß sie hier einer näheren Auseinandersetzung bedürften. Man weiß, daß er von Siebenbürgen aus alles Mögliche zur Insurgirung Ungarns gegen seinen rechtmäßigen Herrn und König that; daß er seit 1678, als er von den Rebellen zu ihrem Haupte ernannt worden war, erst mit französischer Hilfe, und dann ohne dieselbe, den Krieg nach Ungarn spielte, 1680 Käsmark wieder besetzte, 1682 sich selbst zum Fürsten und Gouverneur des Landes ernannte, und das Jahr darauf durch die Niederlage seiner türkischen Freunde vor Wien, seinen Glücksstern erbleichen sah. Aber das Unglück machte den Kurutzenkönig, so hieß man ihn damals spottweise, nicht klüger; von Schultz bei Eperies überfallen und total geschlagen, ward er von den Türken eingesperrt, wieder entlassen und zuletzt nach Bythinien verwiesen, wo er im Verein mit seiner hochherzigen Gemahlin Helena Zrinyi Zeit hatte, seine eben so verbrecherische als unglückliche politische Thätigkeit zu bereuen. — Zum Schlosse gehörte in jenen Zeiten auch das in der Mitte des Hauptplatzes liegende, jetzt als Rathhaus verwendete Gebäude, das man damals das Herrenhaus nannte, und als Kaserne des 300 Mann starken Korps der gräflichen Fußsoldaten diente. Es ist einleuchtend, wie sehr dieser starke, im Centrum der Stadt befindliche militärische Posten, besonders in Zeiten der Spannung, die Freiheit des städtischen Verkehrs beeinträchtigen konnte. Deshalb ergriff die Stadt die dargebotene günstige Gelegenheit, und brachte im Jahre 1702 Schloß und Herrenhaus käuflich an sich, mit der Absicht ersteres zu zerstören, um sich auf diese Weise für die Zukunft jeden unberufenen Machthaber innerhalb ihrer Mauern fern

zu halten. Der Absicht folgte unverzüglich das Werk. „Die vormalige Pracht und Herrlichkeit dieses Schlosses brauchte eine sehr weitläufige Beschreibung, weil es an Zierde in Ungarn keines seines Gleichen hatte; aber dieser, wegen voriger Drangsalen, auch wegen des Tököly'schen Namens verhaßte, Ort ist mit Willen der Stadt meistens verwüstet worden, da denn die kostbaren Oeffen, Fenster, Steine, Getäffelwerk, kupferne Rinnen nebst den schönen Pflastern- und Thürsteinen, Portalen, Treppen und dgl. verkauffet, und nebst anderen Schräncken, Leuchtern und Mobilien distrahiret worden, damit auch das Gedächtniß des dem Ungarlande fatalen Tököly'schen Namens ausgerottet würde." *)

Die Pfarrkirche ist ein ansehnliches, dreischiffiges, gothisches Bauwerk des fünfzehnten Jahrhunderts, mit zwar sehr einfachen Fenstern und schwacher innerer Ausschmückung, aber sehr schönen, kunstvoll construirten Gewölben, deren Gurten in neuester Zeit, nach Uebertünchung der Mauerfüllungen, grasgrün angestrichen wurden, was einen unglaublich abgeschmackten Effekt hervorbringt. Neben dem Hochaltar steht rechter Hand ein altes, zierliches Sakramenthäuschen; die früheren gothischen Altäre aber wurden von den Protestanten, die während der revolutionären Wirren einige Male im Besitze der Kirche waren (die Gruft der protestantischen Tököly befindet sich darin), sammt und sonders beseitigt, und durch höchst unbedeutende, kümmerlich aussehende Werke neueren Styls ersetzt. Es liegt im Geiste des Protestantismus, alles Alte, Ueberkommene gering zu achten, und das Neue, Selbstgemachte an dessen Stelle zu setzen. In einem Magazine neben der Kirche sind noch die Holzskulpturen jener alten Altäre aufbewahrt; es sind schlichte Werke in deutscher Weise, oft voll tiefen Ausdrucks, voll Innigkeit und Würde. Im Innern der Kirche liegen Hieronymus Laszki und der berühmte kaiserliche General Lazar Schwendi begraben. — Ein halbstündiger Besuch bei dem Stadtpfarrer, Herrn Mihalik, verschaffte uns die Bekanntschaft dieses eben so freundlichen, als intelligenten und gebildeten Priesters.

Nicht uninteressant sind die wechselnden Schicksale dieses Gotteshauses. Sein Bau fällt zwischen die Jahre 1444 und 1486, und ward derselbe durch Emerich Zápolya, der in dieser Zeit Herr des Zipser

---

*) Zedlers Universal-Lexikon, Band 15. pag. 319.

und Käsmarker-Schlosses und der ganzen umliegenden Gegend war, thätig unterstützt. Anno 1533 geschah der Abfall der, von ihrem Pfarrer Georgius von Leutschau verführten, Gemeinde zur protestantischen Lehre, wodurch denn auch die Kirche dem häretischen Dienste zufiel, bis sie erst wieder im Jahre 1673, also hundert und vierzig Jahre später, in Folge Regierungsbeschlusses den Katholiken zurückgestellt, und dem, fünfzehn Jahre früher hier eingeführten Orden der Paulaner übergeben wurde; das jetzige Pfarrhaus war ihr Konvent. In der Verschwörnng des jüngeren Franz Rákótzy wurden 1705 die Katholiken abermals vertrieben, und die Kirche wieder den Protestanten überliefert, die zum Danke dafür alle städtischen Güter verkauften, und den Erlös zur Unterstützung des Aufstandes verwendeten. Doch nicht lange dauerte diesmal der Sieg der ungerechten Sache; General Heister erschien 1709 vor Käsmark, beschoß die Stadt, zwang sie zur Kapitulation, und machte die 1200 Mann starke Besatzung kriegsgefangen. Dies geschah am 2. Dezember und schon am Tage darauf ward in der Kirche wieder der erste katholische Gottesdienst gehalten. —

Nun war's Ein Uhr und daher Essenszeit in dem Gasthause zur „Krone.“ Das Dinner war gut und mit neuen Bekanntschaften, die sich bei Tische machen ließen, angenehm gewürzt. Der Fremde ist in Ungarn so gut wie in Deutschland ein Gegenstand absonderlichen Interesses, dem man sich gerne nähert, und welchem gegenüber man sich freier gibt und leichter öffnet. Mittlerweile aber hatte Herr von Dullovich, der würdige Stadthauptmann, für einen trefflichen Wagen, mit noch trefflicheren Pferden bestens gesorgt, so daß wir um ½ 3 Uhr Nachmittags auf die angenehmste Art unsere Reise nach dem Badeörtchen Schmecks fortsetzen konnten.

Zu diesem Ende mußten wir wieder nach Hunzdorf und Lomnitz zurückkehren, bis sich erst hinter der letztgenannten Ortschaft unser Weg von der Hauptstraße nach der rechten Seite hin abbog. Und jetzt kam es, daß der noch immer wehende Nordwind die Wolkenhülle, welche uns das Gebirge seit St. Miklós unablässig verborgen hielt, von dannen jagte, und uns den von dem Schöpfer aufgeworfenen, granit'nen Riesendamm, den die Menschen Tatra nennen, mit allen seinen zahllosen, phantastischen Hörnern, Zinnen und Scharten aufdeckte. Einige tau-

ſend Fuß von dem Kamme herab, ſah alles weiß, ſteinig und öde aus, ſo daß man den Fels für Kalk hätte nehmen können, indeß ſich unterhalb ein dunkelgrüner Gürtel herrlichen Waldes über die ganze Länge des Gebirges hinzog, und die Wirkung eines die Fahlheit der Höhe erhebenden Schlagſchattens hervorbrachte. Wir hatten uns das Gebirge höher und maſſiger gedacht, aber nicht ſo wild. Einer Mauer ähnlich, die ſich aus ebenem Grunde erhebt, lag es vor uns, und ſeine höchſten Gipfel, die Lomnitzer-, Eisthaler- und Gerlsdorferſpitze, ſtanden ſcheinbar dicht am vorderen Rande des gewaltigen Bildes. Keine langſam herabſteigenden Bergfüße, und keine grünen Querthäler dazwiſchen, rückten den Hauptkamm in die Ferne, und übten, mit dem Verbergen des Einen, und dem Zeigen des Anderen, jenes reizende Spiel, das die Phantaſie in fortwährender Thätigkeit hält. In ſeiner ſtarren Ueberſichtlichkeit und großartigen Wildheit, reizte es den Blick mehr als es ihn erfreute und befriedigte; und ſo viel ließ ſich ſchon jetzt herausfühlen, daß es dieſen Bergen an dem freundlichen, und die Schroffheit der Gegenſätze verſöhnenden Schmucke der Alpenregion gebreche. Dafür aber ward es uns klar, daß wir es hier mit einem ſcharfen, durchaus geſchloſſenen Hochgebirgskamme, und nicht mit iſolirten Gipfeln, wie in der Arva, zu thun hatten; auch war mir der Umſtand intereſſant, daß ich hier zum erſten Male in die Lage gerieth, ein höheres, aus Granit zuſammengeſetztes Gebirge in unmittelbarer Nähe ſehen und unterſuchen zu können; der ſchmale Granitgürtel oberhalb Brixen, und die niederen Granitberge in Oeſterreich und Böhmen, verdienen in dieſer Beziehung kaum einer Erwähnung.

Nachdem wir, über die ſanften Terrainwellen des linken Popperufers hinziehend, das Dorf Mühlenbach paſſirt hatten, bog unſer Weg rechts ab, trat dann bald in einen Nadelwald ein, und führte nun in einer ſchnurgeraden Linie auf Schmecks zu, deſſen Hauptgebäude und Kurſaal alle Ankommenden wohl mehr als eine halbe Stunde lang ſcharf im Auge behält, wozu ihn ſeine Lage in der Verlängerung des erwähnten Waldweges vollkommen befähigt. Endlich langten wir an, frugen im Wirthſchaftshauſe nach, wurden von einer Dienerin höher hinauf in das ſogenannte Neugebäude geführt und in ein anſtändiges Zimmerchen einquartiert.

---

4. Aufenthalt in Schmecks.

Allgemeines über Schmecks. Gesellschaft daselbst. Exkursion zum Räubersteine. Besteigung der Lomnitzer Spitze. Kohlbach oder Kahlbach. Zweite Exkursion zum Räubersteine. Partie in das Felkathal.

Wie herrlich ist die Lage des langen weißen Hauses, das uns nun einige Tage lang ein heiteres, gemüthliches Asyl gewähren sollte! Dicht vor seiner Front hatte man, einige Stufen tiefer, ein kleines Parterre eingerichtet, das aus zwei großen ovalen Blumenbeeten, einem Wasserbecken mit sprudelndem Rohrbrunn dazwischen, und aus hinreichenden Kieswegen zum Promeniren, bestand. Von dieser kleinen Anlage angefangen fiel ein freier, sammtener Wiesengrund, auf beiden Seiten von hohen Waldbäumen eingeschlossen, sanft nach vorne ab, und war beiläufig 200 Schritte vor dem Neugebäude, von einer Kapelle und drei kleinen Häusern unterbrochen, die aber schon so tief standen, daß sie den Blick aus den Fenstern des oberen Gebäudes nicht im mindesten daran hinderten, erst über den prachtvollen Wald in der Nähe, und dann über die grüne, prangende Ebene des Zipserländchens, bis zu den fernen Bergketten des Gömörer und Sohler Komitats hinwegzuschweifen. Mit Freude genossen wir der fesselnden Aussicht, und eilten sodann ins Freie hinaus, um noch vor Abend des lockenden Waldgrüns und des Einblicks in die Lage und Beschaffenheit des schmucken Bergdörfleins froh zu werden. Ein aufs Geradewohl gewählter, gutgepflegter Weg führte uns nach einigen Minuten zu den zwei oberen Sauerquellen, die wir in dem Thalgrunde nebenan, auf einem geebneten, mit Grassitzen und Bänken versehenen Platze fanden. Sie waren zylindrisch in den Boden eingetieft, entbehrten jeder Bedachung, und waren mit konischen, an Schnüren befestigten Trinkgläsern versehen, mit deren Hilfe wir beide Quellen verkosteten. Sie hatten einen schwach sauern, angenehmen Geschmack, und eine unter ihnen roch unbedeutend nach Schwefelwasserstoff. Von da weg schlugen wir den Weg längs des linken Thalhangs gegen den Kursaal ein, trafen in der Nähe auf einen kleinen Steinbruch im Gneißfels, und erstiegen im raschen Anlauf den nahen, wenige hundert Fuß höheren Rücken des Bierbrunnberges, der

von Bäumen mehr entblößt, uns die Aussicht auf das Gebirge, auf die nahe Lomnitzer- und Käsmarkerspitze eröffnete, um die jetzt neuerdings die aufgescheuchten Wolken, wie schwebende, bald anschwellende, bald wieder zerrinnende Phantome, ihre launenhaften Spiele trieben. Die Lomnitzerspitze, von der wir auf diesem Punkte gewiß keine halbe Meile entfernt standen, präsentirte sich uns jetzt als ein dünnes, grimmig wildes Horn mit etwas stumpfem Gipfel, über dessen entsetzlich schroffe Abfälle von hier aus freilich kein möglicher Pfad abzusehen war. Die Lomnitzerspitze, wenngleich als die Königin des Gebirges gerühmt, macht indeß noch immer nicht den imponirenden Eindruck des Watzmanns bei Salzburg oder der Waldraststpitze bei Innsbruck, denen sie an Höhe nahe steht, von ihnen aber an Massenhaftigkeit und Adel der Gestalt übertroffen wird. Neben uns, und gerade ober Schmecks, lag breit und kräftig die ihrer Höhe wegen nicht zu verachtende Schlagendorferspitze wolkenfrei in der kühlen Luft.

Des nächsten Tages regnete es vom Morgen bis zum Abend unabläßig in Strömen. Standen wir doch jetzt auf dem Sockel der „großen Wettersäule Osteuropas" *) und empfingen ihre Wirkungen aus erster Hand. Dies vereitelte wie natürlich jede Unternehmung, und nichts anderes ließ sich thun, als auf besseres Wetter warten, und die Langeweile mit Geduld ertragen. Zum Unglück fand sich unter den Schmeckser Badegästen auch nicht ein Schachspieler vor, was unverantwortlich ist und zur Frage berechtigt, wie ein im majorennen Alter stehender Mann es wagen dürfe irgend ein Bad zu besuchen, ehe er sich noch in die nothwendigen gesellschaftlichen Fähigkeiten, als da sind: heitere Laune, Humor, Schach- und Whistspielen, politisches Kannegießern und angenehmes Wesen überhaupt, gehörig eingearbeitet hat. Diese touristische Pause will ich nun, zum Vortheile des geneigten Lesers, dazu benützen, das eigenthümliche Badeörtchen Schmecks etwas näher zu skizziren.

Zuerst etwas vom Namen desselben. In dieser Beziehung kann ich meines Orts erwähnen, daß mir über die Derivation desselben keine

*) Ausspruch des Geographen Karl Ritter. Siehe Albr. v. Sydow: Bemerkungen über die Beskiden und Centralkarpathen. Seite 176.

verläßliche Kunde zugekommen. Ist diese Auskunft einerseits nicht erheblich, so läßt sie anderseits der Phantasie des Lesers freien Raum, was ihm besonders dann angenehm sein wird, wenn er erfährt, daß ein tüchtiger, knorriger Felsriff, der auf der Schlagendorferspitze, gerade oberhalb Schmecks, in die Luft vorspringt, die „Königsnase" heißt. — Seine Lage hat das Badedörfchen zwischen den Ausgängen des Kohlbach- und des Felkathales gefunden, doch steht es jenem weit näher als diesem. Es liegt daher auf dem Fuße der mehrerwähnten Schlagendorferspitze, die die letzte beträchtliche Erhebung des, zwischen jenen beiden Thälern vom Hauptkamme herabstreichenden kurzen Bergzweiges darstellt. Dieser Gebirgsfuß hat eine Breite von etwa anderthalb bis zwei Wegstunden, nimmt eine halbe Stunde oberhalb Schmecks, wo das Gebirge sich plötzlich mit großer Steilheit erhebt, seinen Anfang, und ist seinerseits von einigen seichten Depressionen durchschnitten, in denen der Wasserertrag der Quellen dem Popperflusse zueilt. Die Häuser von Schmecks gruppiren sich nun um eines dieser Thälchen, und sind dabei auf allen Seiten von einem hochstämmigen Nadelwalde umgeben, der, mit zierlichen Lerchbäumen häufig untermischt, und von vielen, vortrefflich geführten und eben so vortrefflich gepflegten Fußwegen durchzogen, einem großen Parke gleicht, der den herrlichsten Naturgenuß ohne die mindeste Mühe erreichen läßt. Für heimliche, schattige Ruheplätzchen, für lohnende Aussichtspunkte, für kleine Wildnisse, für Kaskaden, schwindelnde Brücken über geringe Tiefen, und andere Parkwitze ähnlicher Art, ist nicht minder hinreichend gesorgt. Das Oertchen an sich ist ganz und gar Eigenthum eines Herrn Reiner aus Georgenberg, der die Quelle mit einer guten Strecke Waldes von der Gemeinde Matzdorf käuflich an sich brachte, und dem das ganze Etablissement seine, den Gebrauch der Heilquelle vermittelnde, Gründung verdankt. Es besteht aus acht oder neun Wohngebäuden, die zum Theile aus Stein, zum größeren Theile aber aus Holz erbaut und zur Aufnahme von Gästen nach Landesart eingerichtet sind. Ein kleines hölzernes Kapellchen, in welchem zur Badezeit der Pfarrer von Mühlenbach wöchentlich einmal die heilige Messe liest, befriedigt so viel als möglich die religiösen Bedürfnisse der katholischen Gäste in Schmecks.

Das Hauptgebäude und Centrum des Schmeckser Badelebens ist der Kursaal. Er besteht aus einem ziemlich großen, fast eben so breiten als langen Gemach, das, in seiner weißen Tünche und mit seinem braunen Holzplafond, nicht eben sehr einladend blickt. Ein Kamin sorgt für die Erwärmung dieses Raumes an ungewöhnlich kühlen Spätsommertagen. Nach vorne mündet der Kursaal auf eine breite, gedeckte Terrasse, auf der das Auge einer hübschen Fernsicht genießt, und nach rückwärts grenzt er unmittelbar an das lange, holzgetäfelte Speisezimmer, in welchem regelmäßig um Ein Uhr, nach vorhergegangenem dreimaligen Läuten, dem jedoch die vorhandenen Damen üblicherweise niemals die gebührende Aufmerksamkeit zollen — gut, kräftig und wohlfeil gespeist wird. Hinter dem Speisesaale, und von ihm nur durch einen Gang getrennt, befindet sich die Wohnung und Menage des Herrn Reiner, der, Eigenthümer von Schmecks und Restaurant zugleich, in einfacher, wahrhafter Aufmerksamkeit und Dienstbeflissenheit für seine Gäste, und in uninteressirter und freundlicher Thätigkeit, ohne Anstand als Muster aufgestellt werden kann. Er ist auch kein Gastwirth gewöhnlicher Bildung. Seine naturhistorischen Kenntnisse, und namentlich seine Leistungen zur Erforschung der Fauna in den Karpathen, haben ihm den Titel eines Mitgliedes der ungarischen gelehrten Gesellschaft eingetragen, welcher Ehre er sich dadurch würdig machte, daß er dem naturhistorischen Museum in Pest eine Sammlung von etlichen Hunderten ausgestopfter Thiere, die er selbst mühsam im Gebirge sammelte und nachher präparirte, aus freiem Antriebe zum Geschenke machte, ungeachtet ihm gleichzeitig für diese Sammlung, von zwei jungen Magnaten des Landes, der Preis von 4000 fl. angeboten wurde. Nicht minder tüchtig, als Vorsteherin des so ausgedehnten Haushaltes, und nicht minder gut, freundlich und dienstbereit gegen ihre Gäste, ist Herrn Reiners Gattin — eine biedere, deutsche Hausfrau in jedem Sinne. Leider hat der Himmel die Ehe der beiden guten Leute mit keinem Kinde gesegnet, und so wird denn die Frucht ihrer redlichen Bemühungen einst einem lachenden Erben in den Schooß fallen.

Das Neugebäude, in welchem wir unsere Wohnung aufschlugen, liegt auf der anderen Seite des kleinen Thals, auf einem flachen Berg-

rücken, etwa 100 Fuß höher als der Kursaal, und kann von diesem aus in 6 bis 8 Minuten ohne Anstrengung erreicht werden. Das Haus hat, wenn ich nicht irre, zwölf Fenster und eben so viele Zimmer in seinem oberen Stockwerke. Das Ameublement ist einfach. Fensterrahmen, Tische, Stühle und Bettstellen sind von weichem, unangestrichenem Holze; Schränke zur Aufbewahrung von Wäsche und Kleidungsstücken fehlen gänzlich und sind durch Holzrechen ersetzt. Eine eigenthümliche Sitte aber, die wir überall in dem von uns durchreisten Theile Oberungarns fanden, wird bezüglich der Wasch-Requisiten befolgt; sie besteht darin, ein jedes Zimmer, ohne Rücksicht auf die Zahl seiner Bewohner, mit einem einzigen Waschbecken und einer einzigen Flasche Wasser zu betheilen, welches Einheitssystem auch hinsichtlich anderer Utensilien befolgt wird, und dadurch Uebelstände herbeiführt, die näher zu bezeichnen unter die überflüssigen Dinge gehört. Auf unser Ansuchen ward zwar von dieser Sitte unverzüglich abgegangen, aber das Bestehen derselben wirft ein Streiflicht auf die Bedürfnisse und die Genügsamkeit der hiesigen Landeskinder. Ein wichtigerer Uebelstand des Neugebäudes liegt aber darin, daß mit einbrechendem Abende alles Bedienungspersonale sich aus dem Hause entfernt, und den Fremden, der ohne eigene Dienerschaft hergereist, während der Nacht von jeder oft vielleicht dringend nothwendigen Hilfeleistung und Bedienung entblößt zurückläßt. Ich bin der Meinung, es wäre nicht schwierig, irgendwo ein Kämmerchen herzustellen, in welchem ein dienendes Individuum, zum mindesten während der Nacht, sein Standlager aufschlüge.

Den hygäischen Zwecken dienen in Schmecks vier Quellen, von denen zwei etwa 300 bis 400 Schritte oberhalb des Kursalons liegen; von ihnen ist oben vorübergehend bereits Erwähnung geschehen. Die dritte und Hauptquelle befindet sich unter der Terrasse des Kursaals, und die vierte einige Schritte davon im Freien. Nach einer qualitativen Analyse bestehen die festen Bestandtheile der Quellen aus kohlensaurem Eisenoxydul, aus kohlensaurem und salzsaurem Natron, und die flüchtigen aus freier Kohlensäure, und, bei einer der zwei oberen Quellen, aus einer geringen Menge Schwefelwasserstoff. Die Quelle ist demnach ein Säuerling, aber von schwacher Art, und kann zu jeder Tageszeit und in jeder beliebigen Menge — eine allzu große etwa aus-

genommen — ohne Nachtheil getrunken werden. Ihre Wirkung ist eine schwach auflösende und für die Harnwege heilsame. Die geringe Abhängigkeit ihrer Temperatur von jener der Atmosphäre charakterisirt sie als Therme, deren mittlerer Wärmestand für die Tage unserer Anwesenheit in Schmecks mit 7° C. angenommen werden kann. *) Neben dem Kursaal befindet sich auch eine Anstalt für den Gebrauch von Wannenbädern.

Die Quelle in Schmecks hat ihrer gedeihlichen Wirkungen wegen weit und breit schon viele Anerkennung gefunden, und die Zahl der Kurgäste steigt von Jahr zu Jahr; so daß Herr Reiner vielleicht in kurzer Zeit sich veranlaßt sehen wird, dem wachsenden Andrange der Fremden durch den Bau eines neuen Hauses zu genügen. Ein Hinderniß ist die hohe Lage des Oertchens (3014 W. F. Seehöhe), die der früh eintretenden Kälte wegen der Badesaison eine kurze Frist setzt. Die untenstehende Anmerkung enthält eine Vergleichung der mittleren Tagestemperatur zwischen Schmecks und Käsmark für die unseres Aufenthaltes in Schmecks, wobei der tiefe Temperaturstand in Käsmark die Beachtung des Lesers in Anspruch zu nehmen geeignet ist. **) —

*) Temperatur der unter der Terrasse liegenden Sauerquelle, und der süßen Quelle im Badehause:

Datum.	Sauerquelle.	Süße Quelle.
6. September	7·1°C.	6·9°C.
7. „	6·9 „	6·9 „
8. „	6·9 „	6·5 „
9. „	6·8 „	6·2 „
10. „	7·0 „	6·4 „
Mittel	6·94°C.	6·52°C.

**) Seehöhe von Schmecks 3014', von Käsmark 1983'. Unterschied 1031 W. F.

Datum	Mittlere Lufttemperatur in Schmecks	Mittlere Lufttemperatur in Käsmark
6. September	10·92°C.	12·96°C.
7. „	4·66 „	8·25 „
8. „	4·38 „	8·50 „
9. „	6·42 „	10·21 „
10. „	6·08 „	10·71 „
5tägiges Mittel	6·49°C.,	10·12°C.

Unterschied für Schmecks = — 3·63°C.

Anderntheils aber ist die frische reine Bergluft und der Harzgeruch des umliegenden Waldes kein unbedeutendes akzessorisches Mittel für die Heilung manches Uebels leichterer Art. Diese Vorzüge von Schmecks, im Verein mit der reichen und großartigen Natur umher, locken indeß auch andere Leute, die eben keiner Kur bedürfen, dahin, und lassen das kleine Bergdörflein mit seinem frischen, frohen Wald- und Bergleben den Reicheren der Umgebung als das geeignetste Plätzchen zu einem vergnüglichen Sommeraufenthalte erscheinen.

Die vorgerückte Jahreszeit hatte bereits den größten Theil der Badegäste von dannen gescheucht, doch gab es ihrer noch etwas über ein Dutzend, zu denen wir später theilweise in einige Beziehung traten. Da fand sich zuvörderst ein Graf K. aus Lemberg, ein kleines, ältliches Männchen, das einst als Oberst in der Napoleon'schen Kaisergarde diente und deshalb noch manche, durch feinere Sitte und Weltbildung veredelte Soldatenmanier an sich trug. Er sprach französisch und deutsch mit prononcirter polnischer Betonung, spielte gerne Whist, gab uns eines Abends, in höchst amüsanter Weise, einige artige Kartenkunststückchen zum Besten, und trippelte mit unglaublicher Geschwindigkeit vom Kursaal ins Neugebäude oder von da in den Kursaal zurück. Er hatte auch seine Frau bei sich, was jedoch der Gesellschaft wenig Gewinn brachte, da sie eine Art Nonnenleben führte und sich unter Leuten niemals sehen ließ. — Dann kam ein Herr von Sch...., Privatier

---

Die mittlere Jahrestemperatur betrug im Jahre:

1853 für Wien 8·85°C., für Käsmark 5·71°C.
1854 „ „ 10·16 „ „ „ 5·73 „
2jähriges Mittel, für Wien 9·50°C., für Käsmark 5·72°C.

Das 80jährige Mittel für Wien beträgt indeß 10·06°C., daher der Unterschied für Käsmark = — 4·34°C.

Eben so belief sich das Temperaturmittel des Septembermonats

1853 für Wien auf 15·21, für Käsmark 12·02
1854 „ „ „ 14·70 „ „ 9·82
2jähriges Mittel, für Wien 14·95, für Käsmark 10·92°C.,

woraus denn hervorgeht, daß der September dieses Jahr eine sehr ungünstige Witterung hatte, indem das Mittel aus den oben benannten fünf Tagen der ersten Monatshälfte schon um 0·8°C. tiefer steht, als das durchschnittliche Mittel des ganzen Monats.

aus Igló oder Neudorf in der Zips, ein biederer, gelassener, etwas starkleibiger Mann, der nicht viele Worte machte und in seinem Gesichte den Stempel der Ehrenhaftigkeit trug; seine junge, schöne Frau aber war die eigentliche Zierde der Gesellschaft — eine schlanke, blühende Gestalt, mit offenen Zügen, kindlichen Augen und unbefangenem, anmuthig-natürlichem Benehmen. Als Magyarin von Geburt spricht sie das Deutsche zwar flüssig und ohne störende Fehler, aber mit einem Anfluge des ihren Landsleuten eigenthümlichen Akzents. Anfänglich etwas kalt und zurückhaltend, ward sie nachher, als wir es niemals an der ihr als Dame gebührenden Achtung fehlen ließen, in ihrer Haltung frei und natürlich, und da auch ihr Gemahl sich uns näherte, so kam sie, gewiß ohne Absicht, in kurzer Zeit dahin, nahezu der Mittelpunkt unserer gesellschaftlichen Bewegung zu sein. So gut als wir diesem Ehepaar ein freundliches Andenken bewahren, so gut wird auch dasselbe uns — so hoffen wir — nicht in das todte Meer des Vergessens senken. — Folgt ferner ein Herr Ludwig D.... aus Pest, der als ungarischer Trauerspieldichter bereits einen Namen sich gegründet haben soll. Nebst zwei anderen Dramen, auf deren Titel ich mich nicht mehr entsinne, ist eines, Namens „Johann Gutenberg" das Produkt seiner Muse. Diesmal war er damit beschäftigt, an ein großes historisches Trauerspiel aus der ungarischen Geschichte, dessen Inhalt er mir gelegenheitlich einer Morgenpromenade auseinandersetzte, die letzte Feile anzulegen. Es heißt „Ladislaus IV." und umfaßt den letzten Lebensabschnitt dieses zwar hochbegabten, aber in den Schlamm entwürdigender Lüste versunkenen Königs. Herr von D.... selbst ist ein artiger, freundlicher, anspruchsloser Mann, etwa 35 Jahre alt, schwunghaft in seinen Ideen, natürlich in seiner Sprache, und von jener Lebhaftigkeit und Elastizität in seinen Bewegungen, die seine Landsleute auszuzeichnen pflegt. — Auch eine ziemlich zahlreiche Sippschaft aus dem Reiche Israel fand sich vor, u. z. ein Herr W..... aus Hunzdorf, mit Frau, zwei netten Töchtern, Schwiegersohn u. dgl. — durchaus noble Leute, mit hübschen Toiletten, feinen Redensarten und gesegnetem Säckel. Zuletzt will ich noch eines Arztes aus Igló, und eines jungen Bergbeamten sammt Schurzfell und gepufften Aermeln erwähnen. — So klein übrigens auch diese Gesellschaft war, so fehlte es ihr doch nicht

an einer gewissen Chronik mit pikanten Einzelheiten, wie sie vielleicht vorgekommen sein mochten, von der Mißgunst und Schadenfreude der Menschen aber wie gewöhnlich vergrößert, und als ganz zweifellos, gerne erzählt und umhergetragen wurden.

Der zweite Morgen ließ sich so trüb und regnerisch an, als es der vorige Tag gewesen, doch gab es später auch einige regenfreie Intervalle, die ich mit unserem Dichter zu einer kleinen Promenade nach der „Aussicht" benützte. Nachher kam neues, doppelt übellauniges Unwetter. Dies hielt jedoch die beiden Pfarrer von Mühlenbach und Groß-Schlagendorf nicht ab nach Schmecks zu kommen, um meinen geistlichen Reisegenossen ihren Besuch abzustatten, mit uns zu diniren, und des Nachmittags in unserer Gesellschaft, der sich auch das Sch....sche Ehepaar anschloß, eine Partie nach dem sogenannten Räubersteine zu unternehmen. Der Regen hatte nämlich aufgehört, die Temperatur der Luft war beträchtlich gefallen, und auf den höheren Theilen des Gebirges zeigte sich, als nun auch die Wolken von dannen flogen, frisch gefallener Schnee; ein sicheres Zeichen der gesunkenen Spannung der Dünste, und daher ein Vorbote besseren Wetters. Der Räuberstein besteht aus einigen, in zwei Partien zusammengetragenen, durchaus scharfkantigen Gneißblöcken von sehr ansehnlicher Größe, unter welchen einst, als die Gegend weniger bewohnt, und dieser Ort selbst noch nicht wie jetzt abgeholzt war, Räuber gehaust haben sollen. Sie liegen auf dem östlichen Abhange des Bierbrunnberges, vielleicht einige hundert Fuß höher als Schmecks, und gewähren eine ziemlich umfassende Uebersicht der Zipser Ebene in der Richtung gegen Käsmark. Nahe dem Ausgange des von der Eisthaler- und Lomnitzerspitze herabkommenden Kohlbachthales gelegen, gestattete dieser Punkt einen anziehenden Einblick in die Wildnisse desselben, mit ihren unzähligen, wie gothische Thürme aufstrebenden, und in wilder Verwirrung übereinander gehäuften Hörnern, den hängenden Schroffen darunter und den grauen, langgestreckten Schutthalden dazwischen. Es war ein Bild von nicht geringer Wirkung. An der Thalmündung ließ sich ein Stück des großen Kohlbachfalles sehen, dessen Geräusch der Wind zeitweise bis zu uns herübertrug; er scheint ein mäßiges Naturwunder zu sein, obgleich sein Ruf in der Gegend sehr hoch steht. Der Einschnitt endlich, mit welchem sich

das Kohlbachthal durch den platten Fuß des Gebirges in die Ebene hinaus fortsetzt, und der hier unmittelbar vor unseren Blicken lag, ist ein höchst unebenes, mit Felstrümmern von jeder Größe, in der Breite von reichlich 3000 Fuß, nicht sowohl überdecktes, als ganz und gar aus ihnen zusammengesetztes, und von Pflanzen nur kümmerlich überzogenes Land, durch welches sich der Bach ein tiefes Rinnsal gegraben. Obgleich minder verwüstet und mit einer reicheren Vegetation bedeckt, reicht es bis zum Räuberstein und noch höher hinauf, und kann daher unmöglich durch das von den Bergen abstürzende Gewässer zusammengeschwemmt worden sein. Der Annahme eines Bergsturzes steht die nach Meilen zu messende Längenerstreckung dieses Bergfußes, der neben der ganzen Front des Gebirges sich hinzieht, seine nahezu gleiche Breite, und sein, bei gleicher Entfernung vom Gebirge, nicht sehr wechselndes Niveau, im Wege. Und so bliebe denn zur Erklärung seines Entstehens nur mehr die Hypothese einer vormaligen Gletscherwirkung übrig, die durch spätere Wahrnehmungen über die Zusammensetzung dieses Bergfußes an anderen Stellen, und über das Vorhandensein von Gletscherschliffflächen, in höherem Grade noch gerechtfertigt würde.

Noch muß ich erwähnen, daß Abbé P..... weder an dieser, noch an einer der folgenden Exkursionen in die Umgebungen von Schmecks Theil nehmen konnte. Das jüdische Diner in Vasecz hatte es ihm angethan. Gleich am ersten Abende unseres Schmeckser Aufenthaltes befielen ihn Ekel und Krämpfe im Unterleibe, die indeß nach dem Gebrauche von Bastler'schen Tropfen alsbald aufhörten, dafür aber eine allgemeine Indisposition zurückließen, die den Patienten zum Hüten des Zimmers und zu strenger Diät nöthigten. Ich bin überzeugt, daß die gesunde Luft in Schmecks allein ihn vor einem wirklichen Cholera-Anfalle bewahrte.

Des folgenden Morgens, es war der des 8. Septembers, hatte sich endlich das Wetter so weit aufgeheitert, und die Luft so beträchtlich abgekühlt, daß wir uns für diesen Tag, der der Besteigung der Lomnitzerspitze gewidmet wurde, eines dauernd günstigen Zustandes der Atmosphäre versichert halten konnten. Schon Tags vorher hatte Herr Reiner für zwei verläßliche Führer, und die treffliche Wirthin für die Zusammenstellung eines genügenden Viktualienvorraths bestens gesorgt.

Die Führer weckten uns um 5 Uhr, worauf Herr Kanonikus H..... des Festtages wegen die Messe las, von uns beiden nachher das Frühstück eingenommen, und etwas nach ½7 Uhr Morgens der Ausflug angetreten wurde.

Die Luft war rein und frisch, und das Thermometer gab ihre Temperatur um 6 Uhr Früh mit — 1°,6 C. an, weshalb auch ein ziemlich dicker Reif auf dem Grase lag, dessen Krystalle unter dem Sonnenlichte, das ihm freilich ein schnelles Ende bereitete, gleich unzähligen winzig kleinen Diamanten funkelten. Der Weg erhebt sich, von den zwei oberen Sauerquellen angefangen, in nordöstlicher Richtung auf den waldigen Rücken des Bierbrunnberges, den wir jetzt mit raschen Schritten überwanderten. Den Boden deckte allenthalben, bis nahe an die Grenze der Baumregion hinauf, das niedere Strauchwerk der Heidel- und der Preiselbeere (Vaccinium myrtillus und V. Vitis Idaea) in dichter, wenig unterbrochener Masse. Hat man den jenseitigen, gegen das Kohlbachthal schauenden Abhang des Berges erreicht, so senkt sich der gutgehaltene Weg mit einigen Zickzack in das genannte Thal hinab, und bald erreicht man auch den Kohlbach selbst, der wild und lärmend über größere und kleinere Granittrümmer hinwegschäumt. Nun geht es eine Weile lang über ebenen, zum Theil sumpfigen Grasboden; dann kommt wieder Wald, aber er ist dünn, und seine Bäume sind, auf ihrer gegen Norden gewendeten Seite, durch die aus dem oberen Thale hervorbrechenden Stürme meist arg zugerichtet und der Aeste ledig. Nun währt es auch nicht mehr lange, bis man eine Brücke über den Kohlbach betritt, ober welcher sich der sogenannte „kleine Kohlbachfall“ befindet, der sein Renommé dem merkwürdigen Ereignisse verdankt, daß hier der Bach in zwei Absätzen etwa 30 Fuß tief herabstürzt, und nebenbei ein wenig Lärm macht. Wollte man in Tirol, im Pinzgau und in Kärnthen dasselbe System befolgen, und jeden 30' hohen Wasserfall zu einer Berühmtheit machen und mit einem eigenen Namen belegen — es käme da der menschliche Verstand bald an sein Ende, und selbst die Gebrüder Grimm würden an einer solchen Aufgabe zu Schanden. Das Kohlbachthal ist übrigens an dieser Stelle schon beträchtlich enge, mit Trümmermassen bedeckt, und von wildem, unwirthlichem Aussehen. Zur Linken des nordwärts gewendeten Blickes stürzt die Schlagendorfer-

spitze mit steilen, fast senkrechten Wänden zu Thal; rechter Hand steigen, kaum weniger schroff, die bunten Granitmauern des Lomnitzerkamms empor, und in der Mitte ziehen die unsäglich zerscharteten Zinken und Nadeln des, beide Kohlbachthäler trennenden Mittelgraths, mit ihrer Entfernung an Höhe und Kühnheit immer wachsend, dem Zentralkamme zu. Mit Rücksicht für diejenigen, die die Lomnitzerspitze ersteigen, oder auch nur das kleine Kochbachthal besuchen wollen, ist es ein großer Nachtheil, daß sich der Weg vom Bierbrunnberge so tief zu Thal senkt, indem dadurch ein großer Theil der gewonnenen Höhe verloren geht, und durch neues Bergansteigen wieder eingebracht werden muß. Bei der vorhin erwähnten Brücke ist man dem Vereinigungspunkte des großen und kleinen Kohlbachthales bereits vorübergegangen, weshalb sich der Steig jetzt auf den waldigen Fuß des hier endigenden Mittelgraths erheben, und bald darauf wieder zu dem Bette des kleinen Kohlbaches herablassen muß, den er vermittelst einer leichten Brücke übersetzt. Das große Kohlbachthal bleibt sofort linker Hand, als eine öde, traurige, trümmererfüllte Wildniß liegen. Hier, wenn ich nicht irre, oder vielleicht auch schon früher, kommt dem Wanderer ein anderes, vielgerühmtes Wasserkunststück der Karpathen zu Gesicht, das den hochtrabenden Namen „Riesenfall" trägt, und dazu dient, das „kleine" Kohlbächlein über eine senkrechte Felswand, mit einem Ruck, 60 bis 80 Fuß tief hinabfallen zu lassen; eine Sache, die ganz geeignet ist, alle gewohnten Vorstellungen über das Kraftvermögen der Riesen zu Grunde zu richten. Von der kleinen Kohlbachbrücke angefangen, wird die Neigung der Thalsohle eine Weile lang etwas stärker, und der Weg steigt jetzt dieselbe Thalstufe hinan, die den Bach zu dem eben erwähnten Wasserfalle nöthigt. Dieses kleine Hinderniß ist nun ebenfalls der Ehre eines eigenen Namens theilhaftig geworden; es wird nämlich „Treppe" genannt, und ist in der That so unbedeutend, daß wir auf dem Rückwege, als wir unseren Führern voraneilten, es ganz und gar übersahen. Noch immer ist hier der Baumwuchs kräftig und der Boden von dem dichtesten Heidelbeergestrüppe überwuchert. Hat man die Höhe der Treppe erreicht, so liegt dem Auge die hohle Gasse des kleinen Kohlbachthales offen, eine tiefernste, schauerliche Steinwüstenei; ein altersgrauer, vom Zahn der Zeit zernagter und verschründeter Felsspalt, voll rauher, abschreckender Größe.

Für ernste Wand'rer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal versteinert ihre Träume. (Lenau.)

Nach einer kleinen Weile wird der Weg wieder etwas ebener; doch ist er, der zerstreut oder theilweise auch in chaotischer Unordnung übereinander liegenden Felsbrocken wegen, noch immer holprich genug. Nach und nach werden auch die Bäume seltener, und die letzten Exemplare, zwei ehrwürdige, vom Schimmel des Alters überzogene Fichten, sahen wir, etwa eine Viertelstunde abwärts des Feuersteins, am rechten Ufer des Baches. Nach Wahlenberg liegt in den Karpathen die obere Grenze der Baumregion 4200 Fuß über dem Meere, und nur in einzelnen Fällen vermag sie sich bis zur Höhe von 4700 F. zu erheben. *) Schon dieser Umstand allein ist im Stande, die rauhe Natur der Karpathen ins Licht zu stellen. Im Salzburgischen liegt dieselbe Grenze 5800 bis 5900, in den östlichen Centralalpen (Tirol) 6200 bis 6300 und im Berner Oberlande 6000 P. F. über dem Meere. *) — Das Thal ist hier auf beiden Seiten von sehr steilen, fast senkrechten Felswänden eingeschlossen, und nur auf der linken Thalhälfte zieht sich ein langes, an das Gebirge gelehntes, mit Krummholz und spärlichem Graswuchs überdecktes Schuttprisma hin, und reicht bis zum Bache herab. Auf der andern Seite aber steigen, vom Thalgrunde angefangen, die steilen und zerrissenen Felsgebilde des Mittelgraths ohne Vermittlung bis zu den Gipfeln empor, die in den kühnsten und bizarrsten Formen gegen den Himmel aufstarren; und nur in den tiefern Einschnitten und Sinuositäten dieser aller Vegetation ledigen Granitwand hängen hie und da ein- bis zweitausend Fuß hohe Schuttkegel ins Thal herab, und verstärken nur noch mehr den melancholischen Eindruck, den diese wilde Schlucht hervorruft. — Nach anderthalb Stunden seit unserem Aufbruche von Schmecks langten wir bei dem sogenannten Feuersteine an, der nichts anderes ist als ein ungeheurer, neben dem Bache liegender Granitblock, auf einer Seite etwas zugeschärft, und unter sich einen hohlen Raum bildend, in welchem, wenn nöthig, 6 bis 8 Menschen einen leidlichen Unterstand gegen losgebrochenes Unwetter finden.

*) Sydow, Beskiden und Centralkarpathen. Seite 192.

**) Siehe die Tabelle, Seite 498, in den „Untersuchungen über die östlichen Alpen ꝛc." der Brüder Schlagintweit.

Ich halte es für unnütz, bei der Nähe von Schmecks, an diesem vor Kälte, Wind und Nässe doch nur dürftig geschützten Orte zu übernachten, wie dies Manche thun, die, ihrer Kräfte nicht sicher, die Ersteigung der Lomnitzerspitze beabsichtigen. Ein anderthalbstündiger Marsch, von Schmecks bis hieher, wird keinen auch nur halbwegs geübten Bergsteiger wirklich ermüden können; ist dies aber bei Diesem oder Jenem eingetreten, und ist er früh Morgens von Schmecks aufgebrochen, so gönne er sich bei dem Feuersteine eine anderthalb- bis zweistündige Ruhe, um seine Kräfte wieder zu sammeln, da er nicht fürchten darf mit der noch übrigen Zeit zu kurz zu kommen. In solchem Falle aber ist es am besten, er lasse von seiner Absicht gänzlich ab, denn alle Mühsal bis zum Feuersteine ist nicht der hundertste Theil derjenigen, die ihn von hier an bis zum Gewinn des Gipfels erwartet. Unter dem Feuersteine ward das in Schmecks eingenommene Frühstück, nach Bergwandererart, mit hartgesottenen Eiern, Liptauer Käse, kaltem Fleische und gutem Hegyallya-Wein fördersam ergänzt. Noch war die Luft frisch; das Thermometer gab ihre Wärme um 8½ Uhr Morgens mit + 2.° 8, die des Baches nebenan mit + 4.° 4, und die einer schönen Quelle einige hundert Schritte oberhalb des Feuersteins mit + 4.° 2 C. an. — Nach halbstündigem Aufenthalte ward aufgebrochen, erst etwa 1000 Schritte im ebenen Thalgrunde aufwärts gegangen, und dann rechtsab die Richtung gegen die Höhe genommen, wobei ein mäßig steiler, mit Krummholz und Steinschutt bedeckter Abhang betreten wurde. Hier trafen wir auch bald auf den am vorigen Tage gefallenen Schnee, der, im raschen Wegschmelzen begriffen, die Pfade naß und glatt machte, und bis auf die Höhe des Lomnitzerkamms, wo ihn die Sonne bereits gänzlich weggeschmolzen hatte, ein Hinderniß unserer Bewegung war. Nach etwa einer halben Stunde geraden Ansteigens bog der Weg gegen die rechte Seite ab, und führte bald darauf zur sogenannten „Probe", d. i. zu einem sehr steilen, mit glatten und wenig gangbaren Gneißtafeln bedeckten Felsspalt, der, obwohl von nur geringer Länge, einige Schwierigkeiten bot, namentlich in Beziehung auf die, durch die Vorangehenden unwillkürlich aus dem Gleichgewicht gebrachten und ins Rollen gerathenden Steine, wodurch, bei Mangel an Vorsicht, die Rückwärtsgehenden leicht beschädigt werden konnten. Früher schon hatten sich auf dem Ge-

birge Nebel gezeigt, die nach und nach an Menge, Umfang und Dichtigkeit zunahmen, meist aus der Tiefe heraufzogen, uns einholten, über uns weghuschten, und zeitweise an den höheren Theilen des Gebirges hängen blieben. Diese Wahrnehmung betrübte uns einigermaßen; doch hofften wir, es werde die Sonne, wenn sie gegen Mittag an Kraft gewonnen haben wird, diese Dunstmassen zur Auflösung bringen. Wir überlegten damals nicht, daß eben diese Wärme der eigentliche Grund der Nebelbildung war, wie dies aus den weiter unten zu erklärenden Zuständen der Atmosphäre deutlich hervorgehen wird. Jetzt geschah es, daß wir nach einer neuen Wendung den, hoch über einer Wolke schwebenden, schrecklich gescharteten, und wie eine ungeheure Säge blickenden Lomnitzerkamm vor uns sahen. War er etwa ein vergessenes Werkzeug der Titanen, mit dem sie einst, ehe Ordnung ward in der Welt, dieses Gebirge so jämmerlich zersägten und verwüsteten? Bei der geringen Entfernung des Kamms von unserem damaligen Standpunkte, bei seiner Höhe, und bei dem Umstande, als ihm der Nebel unterhalb gleichsam den Boden unter den Füßen wegzog, schien er bereit, sich im nächsten Augenblicke auf unsere Köpfe herabzustürzen. Wenn wir nun auch nicht wirklich an die Möglichkeit eines so außerordentlichen Ereignisses glaubten, so verursachte uns doch die etwas schwindliche Perspektive des Lomnitzerkamms, von dem uns bekannt war, daß wir ihn auf unserem Wege ersteigen mußten, einiges Mißbehagen. — Um 1/4 nach 9 Uhr standen wir bereits auf der „Kanzel,“ die aus einigen seltsam vorspringenden, phantastisch hingestellten Granitsäulen besteht, von welchen weg man frei in den Abgrund unter sich, und in viele Schrecknisse des Kohlbachthals nach Vogelart hineinblicken kann. Nebenan zog sich jetzt eine tief in die Bergwand einschneidende Kluft, die Lomnitzer-Kammschlucht genannt, von der Höhe ins Thal; wir selbst standen auf ihrer rechten Seite, während der vorbeschriebene Sägekamm mit nackten, unsäglich schroff abfallenden Felswänden sie auf ihrer linken Seite begleitete. Nach weiterem, dreiviertelstündigem Klettern in den verworrensten Windungen, über tiefe Wasserrünste, über lockere Schutthalden, und theilweise über mageren Grasboden, erreichten wir endlich den Lomnitzerkamm, u. z. an einer Stelle, die der Richtung der Lomnitzerschlucht entsprach, einen tiefen Einschnitt in den Berggrath bildete, und den eigent-

lichen Lomnitzerkamm, der sie um mindestens 1500 Fuß überragte, zur rechten Hand liegen ließ. Von diesem Punkte aus, auf welchem wir uns eine 15 Minuten lange Rast gönnten, hätten wir uns eines Blickes in das Steinbachthal erfreuen können; aber dergleichen war jetzt unmöglich, denn die Tiefen lagen alle unter der Hülle einer grauen Nebelmasse verborgen, die wohl hin und wieder rückte, sich jedoch niemals derart verschob, um uns den Boden des Thals sehen zu lassen. Eine eigenthümliche Konduite beobachteten um diese Zeit unsere beiden Führer, die bezüglich ihrer Verdauungsorgane einen entsetzlichen horror vacui an den Tag legten, wodurch sie also bedingungsweise mit der Natur im Allgemeinen verglichen werden konnten. Denn obgleich sie nicht allein in Schmecks, sondern auch beim Feuersteine, tüchtig gefrühstückt hatten, so fühlten sie jetzt, also kaum anderthalb Stunden später, neuerdings den bewußten horror, und trachteten sonach angelegentlichst, das frisch entstandene vacuum mit Brot, Käse und Schnaps wieder auszufüllen. Da sie hierin dem Beispiele der Natur folgten, so konnten sie billigerweise nicht getadelt werden.

Ich fand nirgends, weder die Höhe des Feuersteins noch des Lomnitzerkammsattels angegeben. Erstere schätze ich nach der Nähe der Baumgrenze und nach der durch die Temperatur der erwähnten Quelle sich aussprechenden Bodenwärme auf 4300 bis 4400 — letztere aber, die des Lomnitzerkammsattels nämlich, auf 6000 bis 6200 Fuß. *) Von hier aus wendete sich jetzt unser Weg gegen die linke Seite der Lomnitzerspitze zu, die nun ganz in der Nähe, wohl noch etwa 2000 Fuß und darüber hoch, sich wild und trotzig in die tiefblaue Luft aufthürmte. Die Rauheit dieses Gipfels war so arg, daß er von hier aus angesehen, ein riesiges Agglomerat von losen, mit möglichster Steilheit kegelförmig aufgeschichteten Granitblöcken schien, die, in ihrer beispiellosen Zerrissenheit und weißgrauen Nacktheit, einen nahezu unheimlichen Eindruck hervorbrachten. Ein eigenes Gefühl bemächtigt sich des Berg-

*) Karl Reyemhol, in einem Werkchen unter dem Titel: „Vierzehn Tage in den Central-Karpathen ꝛc." gibt Seite 48 die Höhe des Kamms mit 5000 Fuß an, was offenbar zu wenig ist, da in diesem Niveau, und noch weit höher, die Legföhre gut fortkommt; auf dem Lomnitzerkammsattel aber war von Krummholz nirgends etwas wahrzunehmen.

wanderers bei dem Anblicke einer hohen und unnahbar scheinenden Spitze, die er erklimmen soll; die Gefahren, von denen er las oder reden hörte, regen seine Phantasie an; er denkt nach, ob ihm das Unternehmen der Ersteigung gelingen werde, und ein frommer Gedanke zieht vielleicht erhebend durch seine Seele. Es war 1/4 über 10 Uhr als wir den Sattel verließen. Nach kurzer Zeit erreichten wir ein kleines Bächlein, das für die Höhe, auf der wir es fanden, und für die fast absolute Vegetationslosigkeit der oberen Theile des Gebirges, alle Anerkennung verdient. Es hatte sich einen tiefen Runst durch das Gestein gefressen, in welchem wir, etwas unterhalb unsers Weges, einen Fleck alten, körnigen Schnees sahen, der ungefähr die Ausdehnung von zwei bis drei mäßig großen Zimmern hatte, und wahrscheinlich einer jener Gletscher war, die der Tatra den Ruf eines Eis- und Schneegebirges zu Wege brachten. Weiter oben sahen wir in engen, von der Sonne abgekehrten Schluchten noch einige Schneeansammlungen dieser Art. In der Nähe jenes Bächleins hörte selbst der bisher ziemlich karge Graswuchs auf, und unsere Füße betraten fortan nur mehr den nackten, kaum hie und da von dünnen Flechten überzogenen Fels. Jeden, der das fröhliche Grün der Alpen gesehen, jene üppigen, zusammenhängenden Grasmatten, die oft bis zur Höhe von 7000 Fuß hinauf eine förmliche Wiesenkultur gestatten, und bis zu 8000 und 9000 Fuß den Heerden ein reichliches Futter gewähren, den wird die Grasarmuth und Sterilität der Karpathen überraschen. Und doch ist es ein Urgestein mit reichem Feldspathgehalt, aus dem dies Gebirge besteht. Selbst den Kalkalpen im Norden Tirols, im Salzburgischen, in Oesterreich und Steiermark, mit ihren schroffen Klippen und scharfen Kämmen, muß in Beziehung auf Vegetation der Vorrang vor der Tatra eingeräumt werden. Wahlenberg erwähnt, daß hier über 6500 Fuß hinauf alles kahl und leer sei, und daß man im Tatragebirge an das dürre Antlitz der lappischen Berge erinnert werde. Unverständlich aber sind die Worte Sydow's, mit denen er, in seiner bereits mehrmals angeführten Schrift, den Ausspruch des berühmten schwedischen Naturforschers zu widerlegen sucht. Mag in den Thälern an einzelnen Stellen, wo etwas mehr Dammerde sich angesammelt, ein lebhafterer Pflanzenwuchs sich zeigen oder nicht, so viel steht dennoch fest, daß das Tatragebirge, von 6000 Fuß

aufwärts im Allgemeinen ein höchst vegetationsarmes, nur von kahlem Gestein beherrschtes Gebiet aufweist, und daß auch abwärts dieser Linie, auf den Abhängen bis zur Waldregion, der Pflanzenwuchs ärmlich ist, und das Gras meist nur in isolirten Büscheln, und kaum irgendwo als dichte geschlossene Alpenmatte von einiger Größe angetroffen wird. Die Ursachen dieser Pflanzenarmuth des Tatragebirges aber sind, nebst dessen beziehungsweise ungünstigen klimatischen Verhältnissen und der langsamen Verwitterung seines meist sehr festen Granits, hauptsächlich die großen Abfallswinkel seiner Abhänge, die überall eine bedeutendere Ansammlung der Verwitterungsprodukte des Gesteins, und dadurch mittelbar eine kräftigere Entwicklung des Pflanzenwuchses verhindern.

Die Gesteinsart, aus welcher die Lomnitzerspitze besteht, kann nicht unbedingt für Granit erklärt werden. Haben auch kleinere Handstücke und selbst kleinere Blöcke allemal ein streng granitisches Gefüge, so ist doch die Bergmasse im Ganzen deutlich geschichtet, und der Parallelismus der Schichtflächen unverkennbar. Dies tritt besonders da klar zu Tage, wo der Fels einen auf die Schichtung senkrechten Abbruch bildet. Diese Schichten, deren Dicke oft zwei bis drei Fuß und darüber beträgt, sind dagegen nirgends durch eine vermehrte Anhäufung eines oder des anderen Bestandtheils des Granits von einander getrennt, sondern es wird die Schichtung einzig und allein durch feine Kontinuitätsstörungen in der Masse hervorgebracht, die auf die innere Textur der Felsart keinen Einfluß nehmen, dem Ganzen aber ein blätteriges Ansehen geben. Ich möchte die Felsart G n e i ß g r a n i t nennen. Die Schichtung streicht beiläufig von Ost nach West und erscheint auf der nördlichen Seite, d. h. gegen die Spitze zu, gehoben, was denn zur Folge hatte, daß der größte Theil der unzähligen Klippen und Nadeln, sowohl hier als auf dem Lomnitzerkamm, gegen Norden hin geneigt erscheinen, und manche unter ihnen oft weit überhängen und die abenteuerlichsten Gestalten zeigen; bald sind es Sägezähne, bald schiefe Zacken und Zinnen, bald hängende Thürme und dgl. Diese Schichtung des Granits ist aber auch der Hauptgrund der, beziehungsweise zur ungeheuren Schroffheit, nicht allzu schwierigen Ersteigung der Lomnitzerspitze. Durch die Abschälung der oberen Schichtentheile geht fast allenthalben ein Schichtenkopf zu

Tage, wodurch sich die Abhänge zu einem verworrenen Stufenwerk gestalteten, das, seiner Festigkeit wegen, das Emporklimmen weder sehr ermüdend noch gefährlich macht. Mühsam bleibt es indeß in allen Fällen, besonders für den Ungeübten; und wer seinen Kopf nicht vollkommen schwindelfrei weiß, der könnte hier an manchen Stellen allerdings in kritische Lagen gerathen. Auch ist es wahr, daß man oft genug mit den Händen zugreifen muß, um sich über manche hohe Stufe hinüberzuhelfen, und daß sich zuweilen für den Tritt nur eine schmale Felsenkante darbietet; aber eine wesentliche Gefahr geht daraus für den muthigen und kräftigen Bergsteiger doch nirgends hervor. Denn wo dem Fuße für einen Augenblick auch die nöthige Stütze fehlt, da finden die Hände hinreichende Gelegenheit, die erforderliche Sicherheit wieder herzustellen. Wahrhaft lächerlich ist deshalb all dasjenige, was Karl Reyemhol, ein kühner Mann aus preußisch Schlesien, über die schrecklichen Obstakeln und Gefahren der Besteigung des Lomnitzergipfels weitläufig von sich gibt. Zuvörderst stellt er die bescheidene Meinung auf, daß nur wenige außer ihm die Spitze erstiegen haben können; denn viel, so lauten seine Worte, höre man rechts und links von dem Besteigen der Lomnitzerspitze schwatzen, forsche man aber etwas näher nach, so werde man finden, daß nur selten Einer das Wagstück wirklich unternommen hat. Auf dem Wege zum Gipfel aber schlägt das Herz hörbar in der Brust; heimlich und laut spricht man sich und den Kameraden Muth zu, und der angstvolle Zweifel an ein Herunterkommen bei lebendigem Leibe soll umwillkürlich werden. Auch schlauer Mienen sogar muß sich jetzt der Führer befleißen, um die Courage der Reisenden förderlichst zu stimuliren, und frägt ihn Einer um das Ende der grausen Noth, so bleibt er die Antwort schuldig. Dabei ist aber immer alle Aufmerksamkeit darauf gerichtet, daß man den eigenen rechten Fuß genau auf die Stelle setze, auf die der Führer den seinigen setzte, und eine gleiche Vorsicht wird auch bezüglich des linken Fußes beobachtet; u. s. f. — Ist uns bei solchen Worten nicht der Wunsch verzeihlich, es möchte Herr Karl Reyemhol im vorigen Jahre die Partie auf den Großglockner in unserer Gesellschaft mitgemacht haben? Die erwähnte Schilderung trug übrigens die Schuld daran, daß uns, vor der That, die Besteigung der Lomnitzerspitze weit mehr imponirte, als die Höhe derselben, die in den

Centralalpen der Schweiz und Tirols nur wenig beachtet würde, und die nachherige Erfahrung zu rechtfertigen vermochte.

Längere Zeit hindurch hielt sich unser Weg auf der östlichen Seite des von der Spitze zum Lomnitzerkammsattel herabstreichenden Felsrückens, bis wir ihn, etwa eine halbe Stunde vor dem Gewinn des Gipfels, überschritten, und nun auf dem, dem Kohlbachthale zugekehrten Abhange weiter kletterten. Am steilsten ist unstreitig das letzte Stückchen des Weges, d. h. die letzten hundert oder zweihundert Fuße zur Spitze hinauf, und hier befindet sich eine Stelle, die kaum um ein Merkliches steiler ist als manche andere Strecke, und „Matirka's Umkehr" heißt. Der Name rührt daher, daß Herr Matirka, der würdige Pfarrer von Groß-Schlagendorf, derselbe, in dessen Gesellschaft wir Tags vorher die Promenade zum Räubersteine unternahmen, bei Gelegenheit einer vor wenigen Jahren ausgeführten Besteigung der Lomnitzerspitze, hier vom Schwindel ergriffen wurde und zurückbleiben mußte. Durch die Führer wird diese Bezeichnung ohne Zweifel fortgepflanzt werden, und erreicht sie die Nachwelt, so wird Herrn Matirka's Name diesfalls aus ähnlichem Grunde Berühmtheit erlangen, aus welchem der Name manches Generals nur deshalb in der Geschichte fortlebt, weil er da oder dort eine Schlacht verloren.

Noch fehlten einige Minuten auf halb zwölf Uhr, als wir den Gipfel des Berges betraten. Es waren daher nicht volle drei Stunden seit unserem Aufbruche von dem Feuersteine, und kaum 5/4 Stunden seit jenem vom Lomnitzerkammsattel verstrichen. Die Führer hatten die Artigkeit uns zu versichern, daß noch nie ein Fremder unter denen, die sie bisher geführt, den Gipfel in so kurzer Zeit erreichte. Die Höhe der Lomnitzerspitze ist verschieden angegeben worden. Bei der im Jahre 1842 ausgeführten Katastralvermessung Galliziens, wurde sie mit 8530½ W. F. berechnet. Die Anmerkung unten enthält die übrigen aus barometrischen Messungen hervorgegangenen Bestimmungen. *) — Leider aber bot uns dieser hohe

*) Siehe Sydow's Beskiden und Centralkarpathen, Seite 383.

7470 P. F. nach Beudant,	8200 F. nach Andern.
7942 „ „ „ Wahlenberg,	8316 „ nach Andern.
8133 „ „ „ Oesfeld,	9180 „ nach Andern.
8100 „ „ „ Townson,	

Punkt jetzt nicht jene umfassende und herrliche Fernsicht, die er unter anderen, günstigeren Umständen zu bieten vermag. Weder von dem reichen, blühenden Tieflande der Zips, noch von der unermeßlichen polnischen Ebene war diesmal irgend etwas sichtbar. Obgleich der höhere Theil des Gebirges im hellsten Sonnenlichte stand, so war dafür die Tiefe, u. z. die nahen Thäler so gut wie die entfernteren Ebenen, von einer dichten, vollkommen zusammenhängenden, überall scheinbar gleich hohen, und auch in ihrer Farbe nur sehr unbedeutende Verschiedenheiten aufweisenden Nebelschichte bedeckt, die auch keinen Augenblick lang auseinander rückte, um uns irgend ein Objekt des tieferen Landes erblicken zu lassen. Nur der die Zipser Ebene südlich abgrenzende hohe Bergkamm, welchem der Königsberg angehört, und auf der nördlichen Seite irgend ein hoher Punkt der Arvaer Karpathen, etwa die Babagura, waren diejenigen entfernteren Gegenstände, die aus der allgemeinen Nebelhülle mit klaren und sicheren Umrissen heraustraten. Dafür aber bot diese einförmige, stockende Dunstdecke eine Täuschung, deren Reiz vielleicht dem Genusse des reinsten Wetters nahe kam. Sie gab nämlich allem tieferen Lande, hüben wie drüben, das Ansehen, als sei es von einer ungeheuren, weißleuchtenden See bedeckt, aus deren Mitte das Tatragebirge als eine wilde, felsige Insel emporragte. Besonders gegen Süden hatte dieses Meer, dessen Wogen unter dem wehenden Nordost langsam dahintrieben, einen durch nichts gestörten Zusammenhang, und hier war denn auch die Illusion so vollkommen, wie sie nicht besser zu wünschen gewesen wäre. Es würde zu weit führen, den Grund dieser schönen, wenn auch nicht seltenen, Erscheinung auseinander zu setzen. Dem Meteorologen aber werden folgende Daten genügen: Auf der Spitze blies der Wind heftig und kalt aus Nordost, und die Temperatur stand daselbst auf — 1° 6 C., während in Schmecks windstilles Wetter herrschte, und das Thermometer um 2 Uhr Nachmittags 12° R. = 15° C. zeigte. Die mittlere Höhe dieser Wolkenbank mochte ungefähr, nach den fünf Seen im kleinen Kohlbachthal beurtheilt, von denen sich zeitweise einer oder der andere erblicken ließ, 6200 bis 6500 Fuß betragen haben.

Was sich aber ungeachtet des Nebels in der Tiefe in hinreichendem Grade übersehen ließ, das war der Bergstock selbst, mit dem größten Theile seiner Spitzen, einem guten Stücke seines Hauptkamms, mit

mehreren Seitenkämmen, und den Thaldepressionen dazwischen. Die Lomnitzerspitze nimmt in diesem Gebirge durchaus keine so weitaus dominirende Stellung ein, um eine vollständige Uebersicht aller Theile gewähren zu können. Liegt sie doch nicht selbst im Centralkamme, sondern etwas südwärts desselben, wodurch ihr von einigen hochragenden Spitzen, der ganze nördliche, gegen Gallizien gewendete Abfall des Gebirges bis weit ins Land hinein verdeckt wird. Doch war dasjenige, was unser Auge von hier aus umspannen konnte, durchaus nicht wenig, und schloß im Allgemeinen fast die ganze, vierthalb Meilen betragende Längenentwicklung des Tatrasystems in sich ein. Nicht minder hieße es der Wahrheit ihr Recht entziehen, wenn wir den pittoresken Effekt dieses Felsenlabyrinths nicht in hohem Grade großartig nennen wollten. Wie fuhren sie da durcheinander diese nackten, schneidigen Kämme, mit ihren unsäglich wilden Umrißlinien, und den tiefen, spaltartigen, trümmererfüllten Thälern dazwischen, aus denen hie und da ein grünblaues Meerauge, d. h. ein kleiner See, hervorblickte! Und diese grauen Felsenscheitel, die sich den Stolz des Gebirges nennen, wie ernst und düster strecken sie nicht ihre Häupter zum Himmel auf, und wie grimmig ist nicht ihr Antlitz, als sännen sie auf Selbstmord durch einen Sturz in die nahen Abgründe! Da steht rechter Hand, wenn wir uns mit dem Gesichte gegen Norden wenden, erst der Durlsberg, dann etwas näher der weiße Seethurm, der rothe Seethurm, und gerade vor uns der schreckliche, nie erstiegene Karfunkelthurm, von dem im Volk die Sage geht, daß einst des „alten Teikels Suhn vom Schloß“ aus Liebe zu einem wunderschönen Hirtenmädchen ihn dennoch erklomm, — denn was kann die Liebe nicht — und von seiner Spitze den, durch eine Fee dortselbst befestigten, unschätzbaren Karfunkel mit seinem Pistol herabschoß, darob aber in den See hinabstürzte, wo er in dem Zauberkreise der Feen alsbald sein Erdendasein und Hirtenmädchen vergaß. — Nebenan, doch schon etwas westlich, steht die Eisthalerspitze oder der schwarze Seethurm, der König unter allen diesen Thürmen, ein nadelartig zugespitzter Gipfel, an dessen südlichem Fuß aus einigen Firnflecken im Geklüft, das kleine Kohlbachthal entspringt. Dann folgen, noch immer im Hauptkamm oder ihm sehr nahe stehend, der Kastenberg, der ins große Kohlbachthal hineinsieht, die Wissoka, und als Schlußstein der stolzen Bergbaute, das schöne Krummhorn des großen Krivan.

Am Südrande des Gebirges kommen sofort der Csabi, die Mengsdorfer- und Gerlsdorferspitze, letztere kaum niedriger als die Höhe auf der wir stehen, die Schlagendorferspitze, dann in südlicher Richtung neben uns die Käsmarkerspitze, als der höchste unter den vielen Zacken den Lomnitzerkammes, und zuletzt etwas östlich desselben, auf der andern Seite des Steinbachthals, der grüne Seethurm. *)

Anderntheils aber konnte sich uns nirgends mehr als hier der Charakter dieses eigenthümlichen Gebirges offenbaren: jene allgemeine grause Zerissenheit, Zertrümmerung und Nacktheit, die ihm den Anschein gaben, als ob alle zerstörenden Kräfte der Urwelt Jahrtausende lang sich abgemüht hätten, um es aufs Aergste zu verwüsten. Deshalb aber auch nirgends eine breite, in sanfteren Linien sich erhebende Masse; deshalb alles Unruhe in dem Bilde, und gegensatzlose, unvermittelte Wildheit. Nirgends durfte das Auge auf dem heiteren Frieden einer unter dem Sonnenlichte grünleuchtenden Alpenmatte haften; nirgends sich an der silbernen Pracht eines schimmernden Eis- oder Schneefeldes erfreuen. Die Alpenwirthschaft ist in diesem Theile des Gebirges, zum mindesten auf der ungarischen Seite, völlig unbekannt. Da gibt es keine Sennhütten und keine lustigen Sennerinnen; kein Gesang ertönt auf den rauhen Berghalden; kein gellender Alpenruf und kein schallendes Heerdengeläut verkündet hier jenes poetische Bergleben, das die Alpen so reizend macht und deshalb zur Winterszeit in den Träumen des Aelplers lebt. Hier scheint die Natur alt und krank, und erschöpft von den zerstörenden Gluten einer leidenschaftlich durchlebten Jugend. Und so mag denn die Summe aller dieser Eigenthümlichkeiten dem Tatragebirge eine gewisse rauhe Großartigkeit verleihen, aber

*) Die Höhen aller dieser Berge sind wie folgt gemessen oder geschätzt worden:

Durlsberg	5586	Fuß	Mengsdorfer Spitze	7800	Fuß
Weißer Seethurm	6700	„	Batsdorfer „	7800	„
Rother Seethurm	7200	„	Gerlsdorfer „	8000	„
Karfunkelthurm	7200	„	Schlagendorfer „	7200	„
Eisthalerspitze	8146	„	Käsmarker „	7974	„
Kastenberg	7200	„	Csabi	7800	„
Wissoka-hora	7800	„	Grüner Seethurm	7700	„
Gr. Krivan	7668	„			

schön und anziehend konnte es dadurch nicht werden. Seit ich die Tatra gesehen, sind mir die Alpen noch viel lieber geworden.

Die Oberfläche des Gipfels ist so beschränkt und schmal, daß höchstens zwölf Personen nothdürftig und ohne Gefahr darauf stehen könnten. Einen ansehnlichen Theil dieses Raumes nimmt die Triangulirungspyramide ein. Dieses einfache, von Holz erbaute, und an den Felsgrund befestigte Gerüst, das bisher jahrelang den Stürmen auf dieser Höhe so wacker widerstand, bot jetzt einen sonderbaren, äußerst merkwürdigen und, wie ich glaube, nicht ganz leicht erklärbaren Anblick dar. Sie war nämlich auf der nördlichen Seite aller einzelnen Bestandtheile mit weißen, horizontal gestellten, dicht aneinander gerückten Eisnadeln besetzt, welche an den oberen Theilen der Pyramide eine Länge von 4 bis 5, und an den unteren von 1 ½ bis 2 Zoll hatten. Die Dicke dieser Nadeln stand dort, wo sie am Holze aufsaßen, und wo allein eine Berührung derselben unter sich statt hatte, im Verhältnisse zu ihren Längen, und wechselte von ¾ bis zu ¼ Zoll; doch war ihr Querdurchschnitt nur an den bemerkten Stellen kreisförmig; gegen die Spitze aber liefen sie ohne Ausnahme lamellenförmig zu, wurden da oft auch etwas breiter, und hatten, ebenso ausnahmslos, ihre scharfen Seiten nach oben und unten gekehrt. Sie glichen daher einigermaßen gewissen stumpfen Tischmessern mit runden Heften. Alle südlich exponirten Flächen des Gerüstes waren von jedem atmosphärischen Niederschlage vollkommen frei, auf den östlichen und westlichen aber lag eine dünne Reifschichte.

Der heftige und schneidig kalte Wind, der über das Gebirg fegte, litt indeß kein langes Verweilen auf dem Gipfel, und nöthigte uns, einige Fuß tiefer auf dem südlichen Abhange ein dem Luftstriche weniger zugängliches Plätzchen aufzusuchen, wo wir unser Mittagmahl einnehmen konnten. Nachdem dies geschehen und alles Mögliche gesehen und beobachtet war, traten wir um ½1 Uhr Nachmittags unseren Rückweg an, den wir, selbst über die schwierigeren Partien des rauhen Steiges, ohne Anstand fortsetzten. Da war, wir müssen dies leider abermals Herrn Karl Reyemhol aus preußisch Schlesien zu Gehör reden, weder von einer frequenten Hilfe seitens eines nicht leicht nennbaren „praktischen" Körpertheiles, noch von zerrissenen Beinkleidern und

Handschuhen die Rede, und ich erinnere mich bloß eines einzigen Falles, wo ich mit meinem Körper etwas hart an eine Felsenkante streifte. Auch bedurften wir nicht dreier, sondern einer einzigen Stunde, um den Lomnitzerkammsattel wieder zu erreichen, wo unser aszetisches Führerpaar, ungeachtet der so eben abgehaltenen Mahlzeit auf der Spitze, neuerdings von dem bewußten horror befallen wurde. Ich glaube es ist überflüssig zu bemerken, daß das Medikament, welches diese Anfälle besänftigte, aus unserer Reiseapotheke stammte, die von der erfahrenen Wirthin in Schmecks zu diesem Ende bestens bestellt worden war. Um 3 Uhr, genau dritthalb Stunden seit unserem Aufbruche von der Spitze, saßen wir wieder unter dem Feuersteine im kleinen Kohlbachthale und gönnten uns eine halbstündige Rast, die unsere Führer zu abermaligen Kauübungen und reichlichen Schnapslibationen benützten. Ich maß indeß die Temperatur des Baches und der Quelle, und fand beide zu 4°,6 C. *) — Mit raschen Schritten gings sofort dem Bade Schmecks zu, so daß die beiden Führer, die ob des Druckes ihrer internen Belastung keuchten, weit hinter uns zurückblieben, und wir, unter den vielen das Waldrevier des Bierbrunnberges durchkreuzenden Wegen, den rechten errathen mußten, was uns auch glücklicherweise gelang. Unsere Uhren zeigten 10 Minuten vor 5 Uhr Nachmittags, als wir das Neugebäude, und damit unsere Wohnung wieder erreichten. Erst eine starke halbe Stunde später langten die beiden Führer an, und hatten mittlerweile, zu meinem Bedauern, das von mir mit vieler Mühe abgebrochene Handstück jenes sehr festen, röthlichen Granits verloren, der den höchsten Theil der Lomnitzerspitze zusammensetzt.

Wie freuten wir uns, wieder in gewöhnlichem Kleide und ohne die schweren Bergschuhe unter Menschen erscheinen zu können! Ich war ungeachtet des raschen Ganges nicht sehr ermüdet; wie denn diese Tour überhaupt, wenn auch nicht unter die kleinen, doch auch nicht unter die großen und sehr beschwerlichen gehört.

Zum Schlusse bezüglich des Kohlbachs noch eine kurze Notiz. Dieses Thal wird bald Kahlbach- und bald Kohlbachthal genannt. Die

---

*) Die Temperatur des Baches war daher seit Morgens halb 9 Uhr um 0°,2, und die der Quelle um 0°,4 C. gestiegen.

Gelehrten, die gewöhnlich alles anders nennen, als es wirklich heißt, schreiben Kahlbach, während man an Ort und Stelle durchweg Kohlbach sagt. Aus diesem Grunde habe ich meines Orts mich an die letzterwähnte Bezeichnung gehalten. Nun ist aber ein Diplom vorhanden, laut welchem König Bela IV. im Jahre 1258 den Ansiedlern unter der Zipserburg, weil es den Bürgern nützlich zu sein befunden worden (ein allerdings sehr plausibler Grund), die Länderei „Kaldbach" im Gebirge schenkt, und ihre bisherigen Besitzer durch andere Ländereien entschädigt. Daraus geht denn hervor, daß man weder Kohlbach noch Kahlbach, sondern Kaltbach zu sagen hätte.

Der heiterste Himmel lachte dem nächsten Morgen und dem ganzen übrigen Tage, und ließ uns fast bedauern, daß wir die Partie auf die Lomnitzerspitze nicht um 24 Stunden später unternommen. Doch das war nun nicht mehr zu ändern, und so ließen wir uns denn über diesen relativen Verlust kein graues Haar wachsen.

What cannot be repaired,
That shall not be regretted.

Der Spruch ist zwar nicht sehr gemüthvoll, aber praktisch, und hielt Stich für diesmal. — Erst ward, des Sonntags wegen, die heilige Messe besucht, und dann eine Weile lang im Freien flanirt, was sich jedoch in Bälde, Angesichts der offensiven Haltung rauher Lüfte, als völlig unkomfortable erwies. Mehr war unter solchen Umständen die Allianz mit dem Kamin im Kursalon vorzuziehen, dessen Kundgebungen wärmster Freundschaft wir mit geziemender Anerkennung entgegennahmen. Für den Nachmittag war eine Kavalkade nach dem Felkathale vorgeschlagen worden, aber das Diner und der schwarze Kaffee nahmen zu viel der schönen Zeit hinweg, weshalb jenes Projekt für diesmal unausgeführt blieb; dafür aber eine Promenade nach dem Räubersteine unternommen wurde. Die Gesellschaft bestand aus unserem Kanonikus, aus Frau von Sch….., aus meiner Person und aus Herrn Reiner, der so gefällig war die Rolle des Wegweisers zu übernehmen. Der Spaziergang war zwar nur die Wiederhohlung eines früheren, aber das helle Wetter, und die reine, wundervolle Aussicht in die Zipser Ebene hinab, machten ihn uns dennoch neu, und stimmten alles heiter und vergnügt. Auf dem Räubersteine angelangt, ward von mir die Besteigung einer

nahen kahlen Kuppe vorgeschlagen, die mir ganz geeignet schien, unseren sichtbaren Horizont nach der westlichen Seite hin erweitern zu können. In einem Viertelstündchen war die Höhe erklommen, und der Gewinn augenscheinlich. Alles Land von Teplitz zur Rechten bis Lublau, und all das bunte, reizende Hügelwerk südlich der Popper, lag, mit allen seinen zierlichen Städtchen und freundlichen Dörfern, offen vor unseren Blicken. Wir sahen von hier aus mit freiem Auge nicht weniger als 11 Städte und 32 Dörfer. Es war eine Fernsicht so schön und reich, wie sie ohne innige Freude gewiß nicht hätte genossen werden können.

Eben so reizend war der Heimweg, wobei wir oberhalb Schmecks eines wenn auch räumlich beschränkten, dafür aber intensiv um so schöneren, höchst malerischen Anblickes des Königsberges uns erfreuen durften. Auf dem hohen Kamme dieses Berges lagen jetzt niedrige, leichte Haufenwolken, die von der untergehenden Sonne tief rosenroth gefärbt, in ihrer scheinbaren Unbeweglichkeit ganz und gar entfernten, im Abendglühen begriffenen, eisbedeckten Bergdomen glichen, vor deren hellem energischen Schimmer das vordere, tiefliegende Land bereits in die ruhigen, kalten, fast schwermüthigen Farbentöne der abendlichen Schatten versank. Ein zierlicher, baumreicher Vordergrund vollendete die pittoreske Anmuth dieses reizenden Bildes.

Der nächste und letzte Tag unsers Aufenthalts in Schmecks brachte die, schon für den vorigen Nachmittag beantragt gewesene, Exkursion in das Felkathal, an der, außer dem Kanonikus und mir, noch Herr und Frau von Sch . . . . ., ein Maler Namens Canty aus Schlesien, und des Letzteren Freund und Begleiter, Herr Jurkovitsch, Beamter zu Käsmark, Theil nahmen. Diese beiden Herren kannten wir bereits von dem Diner in Käsmark her. Um 7 Uhr Morgens sollte von Schmecks aufgebrochen werden; aber es dauerte beträchtlich länger bis sich die Gesellschaft zusammenfand, und billigerweise zuletzt erschien Frau von Sch . . . . ., der indeß als Dame ein kleiner Zeitverstoß nicht hoch angerechnet werden durfte. Es waren vier Pferde bestellt worden, die, als sie sich präsentirten, außerordentlich wenig Figur machten, struppicht und ungewaschen drein sahen und der Kavalkade nicht eben viel Glanz und Lebhaftigkeit zu verleihen versprachen. Um 8 Uhr ward endlich aufgebrochen. Ich hatte einen dickhalsigen, starkknochigen, häßlichen

Schweißfuchs unter mir, dem eine unbestimmte Zahl Kletten in den Mähnen stak; H. . . . . saß auf einem mißgestalteten Pony, Herr von Sch. . . . . bekam einen dicken, ungeschlachten Schimmel, und nur der Lichtbraun, auf dem die junge, schöne Frau saß, konnte sich etwas gefälligerer Formen rühmen. Aber die Figur war am Ende bei diesen Pferden doch nur Nebensache; es waren Saumthiere, die über den rauhen Bergsteig mit wunderbarer Sicherheit hinschritten, und dann am besten gingen wenn man sie mit den gewöhnlichen Hilfen so wenig als möglich hofmeisterte. — Gleich der Beginn des Unternehmens ließ sich ein wenig kritisch an; denn Frau von Sch. . . . ., des Reitens ungewohnt, griff ihrem Zelter etwas zu stark in die Zügel, worauf derselbe zu schreien und mit den Hinterfüßen auszuschlagen begann. Seine Reiterin blieb jedoch fest im Sattel, und eine kleine Belehrung reichte hin, es in geordneten Gang zu bringen. — Das Felkathal kommt westlich von Schmecks aus dem Gebirge herab, weshalb unser Weg, vom Neugebäude weg, seine Richtung gegen Westen nahm. Dicke Nebel hatten sich früher schon auf der Schlagendorferspitze angesammelt, doch schienen sie uns, da die Sonne noch immer heiter drein sah, von keiner üblen Vorbedeutung. Und so gings, unter allerlei Aeußerungen der Fröhlichkeit, lustig vorwärts in den Wald hinein, der, dicht und verworren, den breiten Bergfuß bedeckt. Aber schon nach einer halben Stunde fing es zu nieseln an, und noch eine halbe Stunde später brach ein förmlicher Regen los, der bald etwas schwächer bald wieder stärker wurde, und neben unsere heutige Absicht ein bedeutendes Fragezeichen hinstellen zu wollen schien. — Das elegante weiße Kleid der schönen Frau litt sichtlich; mein eigener grauer Paletot ward noch viel grauer; H. . . .'s leiser Melodienschatz verstummte, und des Maler's Zeichenrequisiten hatten fast einen besseren Schutz vonnöthen, als ihnen die Mappe gewähren konnte. Da wurden Stimmen laut, die zur Umkehr mahnten, wogegen andere wieder zum Ausharren aufforderten, weil, wie sie meinten, auf eine baldige Besserung des Unwetters zu hoffen sei. Da machte Johannes Breuer, der leitende Genius der Gesellschaft, derselbe, der uns auch den Weg zur Lomnitzerspitze gezeigt hatte, den Vorschlag, den Schutz eines tüchtigen, breitästigen Baumes aufzusuchen, um da mit mehr Ruhe eine entschiedene Wendung des Wetters abwarten

zu können. Der Antrag wurde angenommen. An der Lisiere des Waldes fand sich eine hochstämmige Fichte, und neben ihr ein Haufen trokkenen Reisigs, das zur Niederlassung einlud. Bald war für die junge Frau, deren Fuß die Kälte des Steigbügels bereits schmerzlich empfand, ein leidlicher Sitz hergerichtet, und gleichzeitig loderte nebenan das zusammengetragene dürre Unterholz in mächtigen Flammen auf. Des Malers großer Sonnenschirm mußte als Schutzmittel gegen den hin und her wehenden Rauch herhalten, und der mitgeführte Wein bekam die Aufgabe, unser Blut in eine der herrschenden Kälte mehr angemessene Temperatur zu versetzen. Wir anderen nahmen rund um den Baum Platz, und ließen es an allerlei Scherzen, Gesängen, Witzen und anderem aufmunternden Schnickschnack nicht fehlen. Der Regen hatte gut prasseln, der Wind gut rauschen — sie überwältigten die muthwillige Laune dieses lustigen Nomadenvölkleins nicht. Johannes ging indeß immer ab und zu, und brachte bald neues Feuermaterial, bald ganze Gebüsche von Himbeer- und Heidelbeersträuchern herbei, deren Vertheilung viele Großmuthsübungen und Galanterien weckte, und manchen Spaß hervor rief. Dann und wann hörte wohl auch der Regen auf, und die Sonne ließ sich zur Sünde der Heuchelei verleiten, indem sie uns Momente lang ein freundliches Antlitz zeigte, das jedoch von der schwarzen Wolkenmasse auf dem nahen Gebirge oft sehr bald nachdrücklichst verläugnet wurde.

Nachdem wir nun auf diese Art etwa anderthalb Stunden lang im improvisirten Bivouak gestanden hatten, und das Wetter zuletzt eine Neigung zum Besseren an den Tag legte, ward nach vorhergegangener Entscheidung durch das Loos die Fahrt in das Felkathal von neuem angetreten. Fast that es mir leid um die romantische Lagerszene, mit ihrer frischen Waldluft, mit ihrer Abstraktion von allem Firlefanz der großen Welt, und dem sprungweisen geistigen Naherücken von Personen, die einige Tage vorher nicht einmal eine Ahnung von einander hatten. Uebrigens war die Fortsetzung des einmal begonnenen Unternehmens ganz nach meinem Sinne. Vorerst gings noch eine nicht bedeutende, abgestockte Höhe hinan, deren jenseitiger Abhang schon dem Felkathal angehörte, und von wo sich bereits ein gutes Stück der unteren Thalstrecke übersehen ließ. Wie im kleinen Kohlbachthale, war hier der Thal-

grund erst mit Wald und dann mit dem Gestrüpp der Legföhre bedeckt, das aus rauhem Trümmerboden aufrankte, und den armen Pferden durch die Ueberkleidung des oft unbeschreiblich unebenen Weges nicht wenig Ungemach bereitete. In diesem Gestrüpp fanden wir die wilden Johannisbeeren, deren Früchte eben in ihrer Reife standen und sehr sauer schmeckten. Wie im kleinen Kohlbachthale, so hingen auch hier von allen Seiten wilde Schroffen ins Thal herein, und drüber starrten dann dieselben weißgrauen, vegetationsleeren Felszähne und Spitzthürme in räthselhaftem Durcheinander empor. Die höheren Theile des Thals waren jedoch unsichtbar, denn dort lagerte ein schweres, finsteres Gewölk, das von einem heftigen Nordwind getrieben in Sturmeseile näher zog, und einen grauen, mißfärbigen Streif, der bis zur Tiefe herabhing, hinter sich herschleppte. Endlich ward's dunkel ober uns, und gleich darauf stürzte ein dichter Schneeschauer mit unbarmherziger Heftigkeit auf uns herab. Jetzt fuhr auch der Wind mit verdoppelter Kraft einher, pfiff durch die dicken Nadeln des niederen Krummholzes, schlug treibende Wogen durch das Gestöber, und warf uns die spitzigen kleinen Eisnadeln, aus denen der Schnee bestand, mit solcher Heftigkeit in das Gesicht, daß uns die Haut prickelte und sogar schmerzte. Und dennoch sprach jetzt niemand von Rückkehr. Mir that es wahrhaft leid um die junge Frau, die an solche Wetterunbilden nicht gewöhnt, heftige Kälte an den Füßen empfand, und, in ihrem dünnen Tuchmantel eingehüllt, als ein Bild stiller Resignation auf ihrem Pferde saß. Sie klagte nicht, war immer heiteren Muthes, und litt es auch nicht, daß man ihretwegen von Heimkehr sprach; und dennoch verkündete die starke Röthe ihrer Wangen den besorglichen Eindruck, den der kalte Wind und der treibende Schnee bereits hervorgebracht hatte. Nach einer halben Stunde verzog sich wieder das Unwetter etwas, die Sonne trat sogar hervor, aber Wind und Kälte hielten an, bis wir, oberhalb des kleinen Sees, eine etwa 500 Fuß hohe, ziemlich steile Felswand erreichten, die den Thalgrund plötzlich um die bezeichnete Höhe emporhebt und den Felkabach schäumend und rauschend in ein tieferes Bett herabführt. Dieser hohe Felshang bot gegen den rauh daherfahrenden Nordwind eine Art Hafen, dessen wohlthätige Wirkung wir alsbald dadurch erhöhten, daß wir uns hinter einem großen freiliegenden Granitblock lagerten, aus den Sätteln und Pferdedecken bequeme Sitze

bereiteten, und ein kurzes, frugales, aber trefflich mundendes Dejeuner einnahmen. Zu unseren Füßen schimmerte jetzt eines von den vielen Meeraugen des Gebirges, der Felkasee, oder auch der blaue See genannt, eine kleine, etwa 4 bis 500 Schritt lange und 100 bis 120 Schritt breite Anstauung des Felkabaches, deren Seehöhe von Wahlenberg mit 4997' berechnet worden ist. Dieser See hat seine Entstehung offenbar einem, das Thal bogenförmig durchziehenden, mit der Kehle nach aufwärts gewendeten Schuttwall zu verdanken, der aus locker agglomerirten, durchaus scharfkantigen, und auch petrographisch mannigfaltigen Trümmern besteht, aus denen unser Maler ein schönes Stück dichten Glimmerschiefers auflas, das etwas Feldspath und viele Granaten einschloß, und dessen Glimmer von dunkelbrauner Farbe war. Nicht minder sind die benachbarten Felswände an vielen Stellen deutlich abgeschliffen und sehr eben, doch allenthalben mit einer dichten Algendecke überzogen, die eine Streifung der glatten Oberfläche zu erkennen verhinderte. Diese Schliffflächen befinden sich an Stellen, die 150 bis 200 Fuß über der Thalsohle liegen, und wo sie durch Wasserwirkung offenbar nicht hervorgebracht werden konnten. Wem genügen diese Zeichen nicht zur Annahme einer vorweltlichen Gletscherthätigkeit!

Während ich nun kurze Zeit abwesend war, um die bemerkten Felsschliffe etwas näher zu untersuchen, hatte der Führer Johannes ein mächtiges Feuer angefacht, das besonders unseren etwas hart mitgenommenen Füßen sehr wohl that. Das düstere, dräuende Gewölk auf den Bergen verbannte jeden Gedanken an eine Fortsetzung unserer Partie über die höhere Thalterrasse, und auf den polnischen Gratz, der von hier aus in zwei Stunden zu erreichen gewesen wäre. Wir mußten uns deshalb mit dem bisher Erreichten begnügen, und nach einem einstündigen Aufenthalte am See den Rückweg nach Schmecks antreten, was jetzt der Kälte wegen, selbst von dem berittenen Theile der Gesellschaft, durchweg zu Fuß geschah. Von der Höhe, oberhalb unseres früheren Bivouaks, genossen wir jetzt zum letzten Male der schönen Aussicht über die herrliche Ebene der Zips, auf die das helle Gestirn des Tages seinen eben etwas kalten, aber dafür um so reineren und durchsichtigeren Nimbus legte. Um ½ 3 Uhr saßen wir bereits wieder am Mittagstische zu Schmecks, wo wir der Ansicht waren, daß nur ein tüchtiges Zu-

greifen die möglichen Nachwehen dieser kalten, und für die zarteren und etwas kränklichen Mitglieder der Gesellschaft vielleicht gewagten, Tour verhindern könne.

Der Nachmittag verging unter Geschwätz im Kursalon und der Lektüre neu angekommener Zeitungen; und den Schluß des Tages endlich machte ein gemüthliches Beisammensein am Theetisch im Kreise der Sch.....'schen Familie, die, in ihrer gewinnenden Natürlichkeit und Anspruchslosigkeit, wohl kaum die Störung ahnen mochte, die die Nähe des Abschieds in die Heiterkeit dieses Abends warf. Wer schließt sich nicht gerne an gute, freundliche Menschen an, und ist betrübt, von ihnen auf immer scheiden zu müssen? So läßt der Schwimmer, der an's Ufer tritt, die Welle hinter sich, die ihn eine Weile lang freundlich getragen; er blickt ihr nach, und niemand kann ihm sagen, ob und wie er sie wiederfinden wird.

V. Rückreise nach Wien über Neusohl und Schemnitz.

Gr. Schlagendorf. Die Zips und die Zipser. Vernarth. Telgarth. Der Königsberg. Die Rußniaken Das obere Granthal. Polomka. Abbé P....'s Erkrankung. Bries. Toth-Lipcse. Neusohl. Szliacs. Altsohl. Putsch. Dilln. Schemnitz. Windschacht. Gran-Nana. Ankunft in Wien.

Durch die Erfahrungen auf unserer Herreise belehrt, hatte ich zwei Tage bevor wir Schmecks verließen an den Herrn Stuhlrichter in Poprad brieflich das höfliche Ansuchen gestellt, er möge für uns in allen Stationen auf der Straße gegen Neusohl bis zur ersten Nachtruhe den erforderlichen Vorspannswagen in Bereitschaft setzen lassen. Dieser Bitte ward bereitwillig und in pünktlicher Weise entsprochen, so daß wir diesen Tag mit ungewohnter Schnelligkeit vorwärts kamen.

Nachdem erst die ungemein billige Rechnung im Gasthause berichtigt worden war, nahmen wir freundlichen Abschied von Herr Reiner und seiner Frau, und zuletzt von Herrn von Sch....., der die besondere Aufmerksamkeit hatte, uns am Wagen nochmals zu begrüßen, und fuhren sofort um 7 Uhr Früh von Schmecks ab.

Der Tag hatte jetzt die Ironie, sich zur Feier unserer Abreise in sein strahlendstes Gewand zu hüllen. Die Luft war klar und mild, im

Grase funkelte der Thau, und im Gebirge konnte man jeden kleinsten Felsenzahn mit voller Deutlichkeit unterscheiden. Dieser Spott verwundete jedoch unser Gefühl nicht merklich; im Gegentheil, wir belobten ihn, denn er leuchtete uns in das liebliche Land hinein, das wir jetzt fast zu eilig durchzogen. Bald war Groß-Schlagendorf erreicht, wo wir eine Weile lang anhielten, um Herrn Matirka, den würdigen Pfarrer daselbst, zum Abschiede noch einmal zu begrüßen. Eben aber hatte ihn eine seelsorgliche Funktion auf kurze Zeit aus seiner Wohnung abgerufen, wodurch sich mir die Gelegenheit darbot, einige der nächsten Bauernhäuser in näheren Augenschein zu nehmen. Da sah nun alles freilich ganz anders aus, als bei den guten Slovaken in Tyerhova, Hibbia und Vasecz. In den Zimmern herrschte Ordnung und Reinlichkeit, und stellenweise selbst ein anständiger Komfort. Die Fenster waren mit Vorhängen und Blumentöpfen geschmückt; in der Mitte des Zimmers stand ein politirter Tisch, Stühle, Bänke und Kästen waren von hartem Holze; an den Wänden hingen Schränke mit blankem Zinngeschirr und steinernen Krügen; die Betten, mit einer Unzahl schwellender Kissen bedeckt, ragten in unerreichbare Höhen auf, und irgendwo fand sich sogar ein alter kleiner Flügel vor, dessen Klang dem vereinigten Gesumme vieler Hummeln glich, und auf dem mir ein Knäbchen von 10 bis 11 Jahren das Kaiserlied und den Radetzkymarsch mit ziemlicher Fingerfertigkeit zum Besten gab. Die Küche dieses Hauses und die Branntweinbrennerei waren, als feuergefährliche Stellen, von Stein gebaut und überwölbt. Kurz, aus Allem blickte deutsche Ordnung, deutsche Behäbigkeit und deutscher Sinn hindurch. — Groß-Schlagendorf war einst, d. h. vor der Verpfändung eines Theils der Zips an Polen, eine von den vierundzwanzig Zipserstädten; da es jedoch nicht zu dem verpfändeten Distrikte gehörte, so konnte es von König Mathias Corvinus, nebst acht anderen Zipserstädten, an Emerich Zápolya verkauft werden, wodurch es seine städtischen Rechte einbüßte und ein Dorf wurde. Unter den nicht verpfändeten Städten des Zipser-Ländchens konnten bloß Käsmark und Leutschau als k. Freistädte ihre städtischen Privilegien behaupten, obwohl auch diese in den Zeiten der Bürgerkriege durch einzelne Machthaber vorübergehend unterdrückt wurden.

Nach herzlicher Verabschiedung von dem würdigen Pfarrherrn

ward die Reise ohne Aufenthalt fortgesetzt. Hinter Poprad überschritten wir, diesmal ohne es zu merken, die europäische Hauptwasserscheide zum zweiten Male, und traten nun in das Flußgebiet des Hernad über, der hier ein noch ganz unbedeutendes Flüßchen ist und in einem offenen, sammtglatten, fruchtbaren Thale dahinzieht. Von Grenitz ging's dann wieder in's Gebirge hinein, und gegen Vernarth aufwärts, durch ein grünes, liebliches Thal voll Waldesfrische und Einsamkeit. Grenitz ist auf dieser Seite die letzte dem Zipser-Komitate angehörige Ortschaft, und deshalb wird es mir jetzt, ehe wir die Zips hinter uns lassen, noch vergönnt sein, etwas Allgemeines über dieses, in so vielen Beziehungen sehr eigenthümliche Ländchen zu erzählen.

Die Zipsergespannschaft, oder gemeinhin die Zips genannt, besteht der Hauptsache nach aus den Thalgebieten der Popper und des Hernad, und reicht demnach vom Hochwald bis unterhalb Lublau, und von dem Kamme des Tatragebirges bis unterhalb Göllnitz, wo die, den Hernad rechts vom Sajo und links von der Tarcza trennenden Höhenzüge sich am Hernad selbst als Seiten einer und derselben Thalenge zusammenschließen. Ein kleiner Theil des Komitats liegt jenseits der Karpathen, und ist durch die Bialka und den weißen Dunajec von Gallizien geschieden. Das Klima ist kalt und rauh, besonders im Gebirge oder in der Nähe desselben, und interessant erscheint in dieser Beziehung der beträchtliche Unterschied in den Temperaturverhältnissen zwischen Käsmark und dem kaum zwei Meilen davon entfernten Leutschau. Denn, wenn sich uns dort, aus zweijährigen Beobachtungen, der mittlere Jahresstand der Temperatur mit 5°, 72 C. ergibt, so steigt hier dieser Stand für dieselben beiden Jahre auf 7°, 45 C. Was kann deutlicher die abkühlende Wirkung des Hochgebirges zeigen, als dieser einfache Zahlenvergleich! Das ebenere Land ist nicht unfruchtbar, aber die Berge herrschen vor, und sind weit und breit mit mächtigen Waldungen bedeckt. Hafer und Gerste gedeihen gut, minder der Roggen, am besten der Flachs. Seen und Flüsse beherbergen köstliche Fische, unter denen der Lachs, der aus der Ostsee, durch die Weichsel, den Dunajec und die Popper hindurch, seine sommerlichen Exkursionen bis zur Stadt Deutschendorf ausdehnt. In den Wäldern haust Edelwild in Menge, und im Hochgebirge findet sich die Gemse

und der Auerhahn, das Birkhuhn, Schneehuhn, das Murmelthier und der Bär.

Das Volk, das die Zips bewohnt, ist indeß wohl nur zum dritten Theile deutscher Abstammung, und dieser Theil mag sich auf etwas über 60,000 Seelen belaufen. Es ist ein ruhiges, betriebsames, nüchternes und ausdauerndes Völklein, das hier im fremden Lande, mitten zwischen scheelsüchtige, geistesmatte Slaven eingelagert, und von stolzen, weit über allem Rechte sich dünkenden, Magyaren beherrscht, eine deutsche Insel bildet, mehr als sieben Jahrhunderte lang Sprache, Recht und Sitte der Väter festzuhalten, frühzeitig eine nach germanischer Weise geordnete Munizipalverfassung in diese Völkerwildniß einzupflanzen, und ungeachtet aller Hindernisse die natürliche Berechtigung des bürgerlichen Elements, dem selbstsüchtigen Uebergreifen der Oligarchie gegenüber, geltend zn machen verstand.

Wie sie hieher kamen diese deutschen Männer, darüber kann jetzt wohl kein Zweifel mehr obwalten, obgleich manche, mit klaren geschichtlichen Zeugnissen nicht zufrieden, und bloß um der Erklärung des Namens Zips wegen, die absurde und durch nichts gerechtfertigte Hypothese aufstellten, es stamme dieses Volk von den Gepiden ab, die zur Zeit Alboins in Slavonien saßen, und von den Longobarden geschlagen und vernichtet wurden. Uns aber kümmert der Name wenig, mehr das Volk selbst, dessen größter Theil, wie alle Welt weiß, durch die Bemühungen der, um die Kultur ihres Landes hochverdienten, Königin Helene, im Jahre 1143 einwanderte. Um Gewerbfleiß, Handel europäische Kultur und höheren Wohlstand im Lande zu verbreiten, ward von der klugen Fürstin und ihrem Sohne König Geysa II. die Herbeiziehung der Fremden in Masse veranlaßt, und ihre Ansiedlung in der Zips, in Siebenbürgen, in den Bergdistrikten und fast in allen Städten des Landes bewirkt. Neuen Zuwachs erhielten diese Kolonisten hundert Jahre später, als König Bela IV. den großen Menschenverlust, den das Reich durch den verheerenden Einbruch der Tartaren erlitten hatte, zu ersetzen, und das Land wieder zu bevölkern suchte. Von dieser Zeit an begannen jene Krystallisationen der, unter dem Namen der hospites angesiedelten, und meist dem königlichen Schutze direkt unterstehenden, Fremden zu geschlossenen städtischen Gemeinden mit gewissen

Rechten, die ihnen von den Königen mit Vorliebe verliehen wurden, weil sie damals, der Natur der Sache nach, eine wichtige Stütze der landesherrlichen Macht gegen den unruhigen Geist des Adels wurden. So ward zuerst Varasdin in Kroatien ein privilegirter Ort, dann in ziemlich rascher Folge: Stuhlweißenburg, Preßburg, Kremnitz, Ofen, Leutschau, Neusohl, Altsohl, Käsmark, Schemnitz u. A. m.

Uebrigens war es begreiflich, daß die Einwanderer, bei dem scharfausgeprägten aristokratischen Charakter der ungarischen Verfassung, gleich von vorneherein gewisse Forderungen stellten, die, wo sie gewährt wurden, ihnen eine Art kommunaler Autonomie sicherten. So wurden denn auch den Deutschen in der Zips, als sie aus Sachsen, Franken, Thüringen, vom Ober- und Niederrhein, aus Lothringen und Flandern herbeiströmten, die Belassung ihrer Sprache, ihres heimischen Rechtes ,und eine eigene Gerichtsbarkeit garantirt. Der erste, von Andreas II. aus dem Jahre 1224 herrührende, Freiheitsbrief setzt diese Verhältnisse urkundlich fest, doch bestimmte er noch immer die Unterwerfung der Ansiedler unter das Forum des Gespanschaftsgrafen, der seinen Sitz in dem Zipserhause bei Kirchdorf hatte. Dennoch erscheinen schon wenige Jahre später einzelne Zipsergemeinden, so namentlich Tornau und Käsmark, mit allerlei städtischen Rechten, unter welchen auch die freie Richterwahl und die selbständige Entscheidung in Civilsachen, ausgestattet. Leutschau endlich ward unter König Bela IV. von den herbeigerufenen Fremden, im Jahre 1245 von der Stelle weg zu einer freien königlichen Stadt erbaut. Von allgemeinerem Belange aber ist die Handveste König Stephan V. vom Jahre 1271, wodurch, unter Festsetzung des terragium's, d. i. des städtischen Geldtributs an die Krone, und unter der Verpflichtung der Abstellung von 50 Bewaffneten zum Heere, die Gesammtheit (universitas) der 24 Zipserstädte von der Gerichtsbarkeit des Komitatsgrafen entbunden, und ihr in der Person eines selbst zu wählenden Provinzialgrafen ein eigener, nahezu selbständiger Richter bestellt wird, der seinen Sitz zu Leutschau (der civitas provinciae capitalis) haben sollte. *) Dieselbe Ur-

*) Diese 24 Zipserstädte waren folgende: Käsmark, Donnersmark, Wallendorf, Neudorf, Laibitz, Rißdorf, Eisdorf, Matzdorf, Felka, Michelsdorf,

kunde verleiht der Gesammtheit auch noch die freie Pfarrerwahl, und die Befugniß der freien Holzung, Jagd und Fischerei und des freien Bergbaues.

Mit diesen Privilegien war die städtische Ordnung nicht allein vollendet, sondern sie wuchs sogar zu einem eigenthümlichen, höheren Gliede in dem Organismus des Staates empor. Aehnliches geschah auch an anderen Orten, und so befestigte sich immer mehr das Ansehen und die gesetzliche Bedeutung des Mittelstandes. Die wohlthätigen Folgen dieser Institutionen blieben nicht lange aus. Die Städte wuchsen rasch an Größe, Industrie, Handelsthätigkeit und Reichthum. Durch Zunftgesetze geregelt, hob sich die Produktion bald zu hoher Blüthe empor, und der schwunghaft betriebene Handel sicherte ihr einen lohnenden Absatz. In der Zips war es vor allem die Leinweberei und Tuchfabrikation, die den Gewerbsfleiß von Alters her beschäftigte und das Land bereicherte; Käsmark und Leutschau aber wurden blühende Handelsplätze u. z. nicht allein für den Vertrieb der einheimischen Erzeugnisse, sondern auch für den Transit zwischen Süd und Nord. Aber da ihr Flor nur unter friedlichen und rechtlichen Verhältnissen gedeihen konnte, so waren sie die natürlichen Bundesgenossen der königlichen Macht, was die Zipser-Sachsen thatsächlich in dem Kriege Karls I. Robert gegen den mächtigen Matthäus Csáak von Trentschin bewiesen. Denn ungeachtet jener stolze, eigenwillige Mann seine Streitkräfte in ihrem Lande sammelte, hielten sie dennoch treu zu ihrem Könige; ihr Fähnlein war unter den Vorkämpfern in der Schlacht bei Rozgony, und seiner Tapferkeit wird der glückliche Ausgang jenes Treffens für die Sache des Königs zugemessen.

Der dankbare Monarch ließ es nicht an schneller und ehrender Anerkennung so großer Treue und Anhänglichkeit fehlen. In seinem, schon im Jahre 1312 den Zipser-Sachsen ausgefertigten, höchst merkwürdigen Freiheitsbriefe, der, als er verloren gegangen, Anno 1328 in deutscher Sprache erneuert wurde, spricht er sie, mit Ausnahme der Leistung eines mäßigen Terragiums, von allen übrigen Lasten frei,

Mühlenbach, Deutschendorf, Durlsdorf, Bela, Menhardsdorf, Georgenberg, Gr.-Schlagendorf, Kabsdorf, Oderin, Kirchdorf, Sperndorf, St. Kirn, Eulenbach und Leutschau.

entbindet sie in allen Rechtsfällen von jedem anderen Gerichte, als dem ihres eigenen Grafen, verbürgt ihnen den Gebrauch ihres alten, herkömmlichen Rechtes, und spricht sie selbst von jeder Heerfahrt frei, den Fall eines feindlichen Angriffes auf ihre eigenen Grenzen ausgenommen, wo dann sie mit ihrer ganzen Kraft für pflichtig erklärt wurden. „Und sie sollen," so spricht die Urkunde, „in Gnad und königlicher Gewalt wider Jeglichen gubernirt und regiert und in Rechten behalten werden, da erkannt worden ihre Treue und Dienste, beide demüthiglich und begierlich in Streiten die wir hatten wider Matthäum von Trentschin und Demetrium, und wider Omodeus Sohn auf dem Feld bei Rozgony, und dieselbigen Zipser, unsere Getreuen, männlich stritten und schonten nicht ihre Güter, noch eigene Person, sundern sich vor unser kuniglicher Majestett dargeben haben, in Fertigkeit und Blutvergissen bis in den Todt, so wollen wir ihren getreuen Dienst und Blutvergissen, und vor den Todt ihrer Feinde mit Beheglichkeit begaben, wiewohl daß sie mehr würdig weren, so sein sie doch bereit die vorgenannte Freynten vor Gutte zu haben, und zu bestettigen ohn Hinderniß kuniglicher Rechten und andere."

Unter König Sigismund, dem das ungarische Städtewesen eine allgemeine Reorganisation verdankte, und der den Bürgerstand, durch dessen Vertretung auf dem Reichstage, zur Standschaft emporhob, erwarb Käsmark das Stapelrecht und die Befugniß zur Abhaltung einiger Jahrmärkte. Leider aber schlug er dem Zipser Ländchen durch die Verpfändung eines großen Theils desselben auf mehrere Jahrhunderte hinaus eine tiefe Wunde. Diese Verpfändung bezog sich auf 13 Städte aus der alten Universitas *), auf die kurz vorher zur k. Freistadt erhobene Gemeinde Pudlein, dann auf die Herrschaften Pudlein und Lublau. Durch Pudlein, dann durch die von der polnischen Regierung zu Städten erhobenen Märkte Lublau und Kniesen, wurden jene 13 Städte auf die nachmaligen XVI vermehrt. Die Verpfändung geschah im Jahre 1412 um den Preis von 37,000 Schock böhmische

*) Diese 13 Städte waren nachfolgende: Neudorf, Laibitz, Kirchdorf, Wallendorf, Bela, Georgenberg, Deutschendorf, Felka, Matzdorf, Michelsdorf, Menhardsdorf, Durlsdorf und Rißdorf.

Groschen, welche Summe dem Werthe von 740,000 Gulden Konventions-Währung gleich berechnet worden ist. — Vielleicht rührt auch von diesem Könige, der für das Reich eine ausgedehnte Vertheidigungsnorm (Regesta circa modum defensionis regni) aufstellte, das Institut des sogenannten Zipser Lanzenträger-Distrikts, oder des kleinen Komitats her. In früheren Urkunden konnte ich bisher von dieser Einrichtung keine Spur auffinden. Dieser Distrikt, der in Bethelsdorf sein Komitatshaus hatte, bestand aus 14 Ortschaften und war in Kriegszeiten zur Stellung von zehn bewaffneten Adeligen, die eine Art Leibwache des Königs bildeten, verpflichtet. Mit dem Uebergange des Ländchens in Privatbesitz erfolgte die Auflösung des Lanzenträger-Distrikts von selbst.

Unter der Regierung dieses, in seinem Streben allzu weit greifenden, Königs und Kaisers begann für die Zips die Zeit der Unruhe und der Bedrängniß, die es, kurze Unterbrechungen abgerechnet, bis in das achtzehnte Jahrhundert nicht wieder verließ. In früheren Zeiten hatte es nur einige Male vorübergehend durch die Einfälle der Tartaren gelitten. Als damals die Horden Batu-Chans im Jahre 1241 in das Land einbrachen, flüchtete sich alles Zipser Volk mit seiner Habe auf den Schutzberg bei Kabsdorf, umgab die Höhe mit Verschanzungen, und widerstand unter dem Kastellan des Zipserhauses, Jordanus, muthvoll den Angriffen des wilden Volkes. Nachher, im Jahre 1284, zog ein Schwarm nogaischer Tartaren verwüstend durch das Land und zerstörte Leutschau, das nun auf Kosten aller Zipserstädte mit starken Befestigungswerken umgeben, und dadurch zu einem Stützpunkte der Landesvertheidigung umgeschaffen wurde. Seit jener Zeit ward fast anderthalb Jahrhunderte lang die Ruhe nicht wieder wesentlich gestört. Da erschienen 1433 zum ersten Male die Hußiten, erstürmten, plünderten und verbrannten Käsmark, und übten alle Greuel der Verwüstung und der blinden Rachsucht. Wenig Besseres erfuhr die Zips nicht lang darnach durch die Banden Giskra's und die Zügellosigkeit seiner Feldhauptleute. Namentlich war es der tapfere Aramith, der hier siebzehn Jahre lang mit räuberischer Wildheit hauste. Er eroberte das Zipserhaus sammt allen dahin geflüchteten Schätzen des Erlauer Bischofs Simon Rozgony, und brandschatzte und plünderte sofort von dieser Zwingburg

aus alles umliegende Land nach seinem Gefallen. In dem, 1450 reichstäglich abgeschlossenen Waffenstillstand verblieb Giskra auch im Besitze der Zips; doch als bald nachher der Krieg von neuem losbrach, eroberte Ladislaus Hunyady 1453 das Zipserschloß; und Martin Thurzó, der bestellte Kastellan, erhielt es bis zum Abschlusse des Friedens mit den Böhmen in k. Gewalt.

Im Jahre 1465 überging, wie wir wissen, die ganze Zips, mit alleiniger Ausnahme der beiden königlichen Freistädte Käsmark und Leutschau, auf dem Wege des Kaufs in die Hände Emerich Zápolya's, nach dessen kinderlosem Tode sie seinem Bruder Stephan zufiel. Diese Erwerbung erstreckte sich daher auch auf die übrigen 9 Zipserstädte, welche dem Rechte nach unveräußerlich waren, und nun, ihrer städtischen Privilegien stillschweigend beraubt, zu unterthänigen Dorfgemeinden herabsanken, in welchem Verhältniß sie noch heut zu Tage stehen.

In dem Kriege zwischen Ferdinand I. und Johann Zápolya war diese Gegend, ihrer natürlichen Festigkeit wegen, ein Hauptstützpunkt der Macht des Letzteren. Doch die Schlachten bei Tokay und Szinnye nöthigten ihn zur Flucht nach Polen, und General Katzianer bemächtigte sich des Zipserschlosses und der ganzen Grafschaft. Von Polen aus verlieh Zápolya die ganze Zips, sammt Schloß, Käsmark und Leutschau, seinem Freunde und Rathgeber Hieronymus Laßki, der auch von den Umständen begünstigt, seinen neuen Besitz antreten und ihn durch Gewaltthätigkeiten und Erpressungen bezeichnen konnte. Zápolya aber, dieser Afterkönig, hatte gut schenken, was nicht ihm gehörte. Bald räumten jedoch die Kaiserlichen in der Gegend wieder auf, nachdem die Türken vor den Mauern Wiens durch ihre Niederlage die Sache ihres Schützlings nur noch mehr verdarben. Und so sehen wir schon 1531 Alexius Thurzó mit dem Titel eines Erbgrafen von der Zips im Besitze der schönen Herrschaft, um sie bald darauf seinem Neffen abzutreten, dem sie durch Andreas Báthory bloß aus dem Grunde vorenthalten wurde, weil er Alexius Thurzó's Schwiegersohn gewesen. Die Geschichte des ungarischen Rechtslebens ist unerschöpflich reich an Fällen solcher Art.

Ein eigenthümliches Intermezzo, wie es sich in Ungarn wohl kaum zu einer anderen Zeit vor und nachher zugetragen hat, ereignete

sich hier während des Kampfes zwischen König Ferdinand und Johann Zápolya. Lange schon waren die beiden Städte Käsmark und Leutschau, wegen des Niederlagsrechtes der aus Polen kommenden Güter, unter sich in Hader; jetzt aber ersahen sie die günstige Gelegenheit und führten förmlich Krieg mit einander, wobei Käsmark den Vortheil hatte, sich der Unterstützung H. Laßki's zu erfreuen, der dieser Stadt ein Auxiliarkorps von 400 Mann zukommen ließ. Im Jahre 1532 fiel zwischen beiden Heeren die erste große Schlacht vor, in welcher 114 Leutschauer gefangen und viele andere getödtet wurden. Hierwegen wollten nun die Geschlagenen Rache nehmen, fielen in das Käsmarker Gebiet ein, trieben die Heerden fort, wurden jedoch bei dieser Gelegenheit überfallen, und mit einem Verluste von 44 Gefangenen in die Flucht geschlagen. Nicht gering mochte der Zorn der Käsmarker Rathsherren über den arglistigen Frevelmuth der Leutschauer Bürgerschaft und Kriegführung gewesen sein; denn als jene Gefangenen nach Käsmark geschleppt worden waren, ließ der hochlöbliche Magistrat, in der eigenen Sache als Richter einschreitend, acht dieser Unglücklichen öffentlich enthaupten. Die Moral dieses seltsamen Begebnisses ist diese, daß die guten Deutschen, zu allen Zeiten und an allen Orten, wo sie nicht mit auswärtigen Feinden Krieg führen konnten, sich unter einander in den Haaren lagen. Eine kaum minder heftige Feindschaft, wenn gleich ohne Krieg, hatte früher schon zwischen den Deutschen in Bartfeld und Eperies stattgefunden, und mußte reichstäglich beigelegt werden.

Später erscheinen wieder die Thurzónen als Herren von der Zips und meistentheils als Anhänger Botskaj's, Bethlen's und der Rákótzy, wodurch die Provinz fast unablässig in den feindseligen Berührungen beider Parteien hart mitgenommen wurde. So ward z. B. Leutschau in den zwei ersten Dezennien des siebzehnten Jahrhunderts dreimal eingenommen und geplündert. *) Aehnliches widerfuhr dem Ländchen in den Zeiten Tököly's und des jüngeren Franz Rákótzy. **) Als endlich

---

*) 1601 und 1604 durch die Haiduken Botskaj's, und 1619 durch die Truppen Gabriel Bethlen's.

**) Durch Tököly ward 1682 Leutschau abermals geplündert, und 1709 das von den Rákótzy'schen Truppen besetzte Käsmark durch General Graf Heister beschossen und eingenommen.

im Jahre 1636 das Geschlecht der Thurzó erloschen war, verlieh Kaiser Ferdinand III. den größten Theil der an die Krone heimgefallenen Güter dieses Hauses, im Jahre 1638 an den um Thron und Vaterland hochverdienten Stephan Csáky. So kam das Zipserhaus sammt Zugehör, der Grafentitel und die erbliche Obergespanswürde des Komitats an dieses „uralte und mit den Geschicken des Landes engverbundene Geschlecht."

Ohne Vergleich besser erging es mittlerweile dem im Pfandbesitze des Königreichs Polen gestandenen Antheile der Zips. Denn nicht allein, daß er von den revolutionären Wirren und Bürgerkriegen, die das Stammland von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts angefangen so arg zerfleischten, verschont blieb, entgingen die Städte dadurch auch noch der Vergewaltigung von Seiten des Adels, und bewahrten ihre althergebrachten städtischen Privilegien. Mit der Erwerbung Galliziens im Jahre 1772 geschah auch die Restitution des alten Pfandes; und Maria Theresia ordnete seine Wiedervereinigung mit dem Königreiche Ungarn an. Die feierliche Bestätigung der alten Privilegien geschah zu Igló am 20. Februar des Jahres 1775, und die damals verlesene Akte bildet das Grundstatut für die Rechtsverhältnisse und den Verwaltungsorganismus der k. privilegirten XVI Zipserstädte.

So wuchs aus diesen verschiedenartigen und wechselnden Schicksalen der gegenwärtige Zustand und der Charakter dieses merkwürdigen Völkleins heraus. Und es ist dermalen ein ruhiges, friedfertiges, höfliches, fast schüchternes Geschlecht, dem weitaus nicht das Selbstgefühl innewohnt, zu dem es, seinen Nachbarn gegenüber, ganz wohl berechtigt wäre. Dies spricht sich mitunter in der Volkstracht aus, die ein styloses Gemisch aus ungarischen und slavischen Bestandtheilen ist. Eben so werden viele Zipserorte von den Deutschen hier zu Lande selten mehr bei ihren ursprünglichen deutschen Namen genannt, sondern es wird entweder die slavische oder ungarische Bezeichnung angewendet. So wird z. B. für Deutschendorf gewöhnlich Poprad, für Matzdorf Matejócz, für Neudorf Igló, für Michelsdorf Strázsa u. s. w. gesagt. In ihrem Wandel sind die Leute klug, wohlüberlegt, mäßig und arbeitsam; und ungeachtet der Boden, der sie bewohnen, kalt und steinig ist, so sind sie doch verhältnißmäßig wohlhabend, was sich in der besseren Bauart ihrer

Häuser, in der Einrichtung ihrer Wohnungen, in ihrer Kleidung, in ihren schöneren Pferden und besseren Wagen, u. A. m. auch äußerlich klar ausspricht. In allen diesen Dingen stechen sie von ihren slovakischen Nachbarn sehr zu ihrem Vortheil ab. Aber auch in ihrem Verkehr mit Anderen sind sie schlicht, offen, treu und bieder, und noch haben sie in diesen Eigenschaften ihren alten Ruf nicht verunglimpft. Schon König Stephan V. ordnet in seiner oben erwähnten, vom Jahre 1271 herrührenden Handveste an: „Niemand darf sie (die Zipser) außer ihrer Provinz belangen, meistens darum weil sie einfache, redliche Menschen sind, die sich in die adelige Rechtspflege niemals ganz hinein finden werden;“ — zugleich ein demüthigendes Zeugniß, wie sehr die Rechtspflege in Ungarn schon damals im Argen lag, weil sie für einfache ehrliche Menschen als unverständlich und unanwendbar erklärt wurde. In den Städten hat übrigens die westeuropäische Sittenverfeinerung mit ihren Vorzügen und Schwächen vielfach Eingang gefunden. Das Land blieb nicht außer Verbindung mit Deutschland, besonders seit die Reformation Aufnahme in demselben gefunden, um welche Zeit es Mode ward, daß Söhne von wohlhabenden Adeligen und Bürgern auf deutsche Universitäten gingen, um von dort Gelehrsamkeit und höheren protestantischen Eifer zu holen. So kam es, daß die geistige Kultur des Ländchens zwar langsamen, aber doch sicheren Schrittes vorwärts ging. In Käsmark und Leutschau entstanden bald treffliche Schulen, und in letzterer Stadt erhob sich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte die Buchdruckerkunst zu einer Blüthe, wie sie in jener Zeit kaum irgendwo in Deutschland anzutreffen war. Viele geschätzte Werke wurden hier gedruckt, und die Leutschauer Typen sollen in Form und Reinheit selbst mit den holländischen auf gleicher Stufe der Vollkommenheit gestanden sein.

Nach seinen geistigen Anlagen wird das Zipservölklein als etwas schwerfällig bezeichnet; ich bin jedoch im Besitze einer Zahl von Gedichten in der Zipser-Mundart, die sich sämmtlich durch einen frischen, naiven und mitunter kecken Geist auszeichnen, und auf solche Art jene Behauptung zu widerlegen scheinen. Nicht minder werden die Zipser im Allgemeinen des Geizes und der Knickerei angeklagt; aber freilich mag den Umwohnern, namentlich dem lebensfrohen, um die Zukunft

unbekümmerten Slovaken und dem gastfreien, verschwenderischen Magyaren, das wohlüberlegte Zusammenhalten des Erworbenen von Seiten des deutschen Zipsers, und jene Mäßigkeit, die, mit dem Fleiße vereint, ihm und seinen Kindern die Vortheile der Wohlhabenheit sichert, in so argem Lichte erschienen sein.

Was endlich die Sprache des gemeinen Volkes anbelangt, so ist dieselbe fast in jedem Orte eine andere, je nachdem die ursprüngliche Bevölkerung sich verschiedenartig mischte, und nachher im Laufe der Zeiten die Berührung mit den benachbarten slavischen Stämmen, je nach der Lage der Ortschaft, eine mehr oder minder innige war. Aehnliche Verhältnisse finden sich auch bei den südungarischen und banatischen Kolonien deutscher Abstammung, wo ein Kenner der deutschen Dialekte in jedem Orte meist ohne Mühe unterscheiden kann, aus welchem Theile Deutschlands der Haupttheil der ersten Ansiedler abstammte. So gleicht z. B. der bei Käsmark übliche Dialekt viel dem obersächsischen, indeß der sogenannte Garstvogel-Dialekt von Klein-Lomnitz wieder mehr ein Gemisch von sächsisch und schwäbisch sein soll. In der Käsmarker Mundart erscheint, mit dem Hochdeutsch verglichen, das e in ein ä oder ëu, das a in o oder ëu, das ä in ej, das o in u und ëu, das ö in ej, das u und au in o, das i in e, das pf in pp, das cht in t u. s. w. verwandelt. So lauten z. B. Schmecks und weg wie Schmäcks und wäck; Haar und einmal wie Hoor und enmëul; Käsmark und Schäfer wie Kejssenmark und Schejfer; Sohn und so wie Suhn und sëu; schön wie schejn; Schulter und auf wie Scholder und of; Glück und Blick wie Gleck und Bleck, Kopf und Knopf wie Kopp und Knopp ꝛc.

Ist indeß diese Mundart selbst für den Fremden noch gut verständlich, so ist dafür jener Dialekt welcher in Hobgaard (Hopfgarten) unterhalb Kniesen gesprochen wird, derart verdorben und mit slavischen Artikulationen durchsetzt, daß ihn, ein Fremder, wohl kaum verstehen dürfte. Hier werden nicht bloß die Vokale, sondern auch die Konsonanten verwechselt, u. z. letztere nicht blos unter sich, sondern auch mit Vokalen. Ein Beispiel, das ich der freundlichen Mittheilung des Herrn Matirka, Pfarrers in Groß-Schlagendorf, verdanke, wird diese sonderbare Mundart besser zeigen als jede Beschreibung.

„En Metëu hot bedjint Mischkes Mechëu beim Goudainernen;

dou hot dedjint ouch ejne ous Kjismark fer a Kechn, die hot dehejßen Kiattusch. En Onfong hon se sich nond a suu ondëuuckt, dann hon se ejns zu's andere dëuacht, of die uatzt hon se sich ouch dewout. Ame a suu lange as se do wor, wor's 'n a su gut, a su frühlich; wie se ofs neue Johr es anhejm degang, wors 'm a su bang, a su uejd. En Wenter hot er zu ehr nech dekunnt komm, en Summer hot er sich nassza'. ofdemacht, end es dëuufen bis ens Kjismark zu ehr; en der Nacht um ëube, zwëube es ehr zu er dekomm; ka'm hot'r mit ehr deredt hot er schun demußt hëjm gin u. s. f."

Auf Hochdeutsch: In Metëu (Ortsname) hat gedient Mischkes Michel beim Pfarrer; *) da hat auch gedient eine aus Käsmark als Köchin, die hat geheißen Käthchen. Im Anfange haben sie sich einander so angelugt, dann haben sie eines zum anderen gelacht, auf die letzt haben sie sich auch gewollt (geliebt). Aber so lange als sie da war, war ihm so gut, so fröhlich; als sie aufs neue Jahr nach Hause gegangen, war ihm so bang, so leid. Im Winter hat er zu ihr nicht kommen können, im Sommer hat er sich oft aufgemacht und ist gelaufen bis nach Käsmark zu ihr. In der Nacht um elf, zwölf (Uhr) ist er zu ihr gekommen; (aber) kaum hat er mit ihr geredet, so hat er schon (wieder) heim gehen müssen ꝛc.

Man sieht, daß hier konsequent das g in der Vorsilbe ge in ein d, und das l in ein u übergeht; daß ferner das di, gi und ki nach slavischer Weise verquetscht wird, und daß sonst noch fast alle jene Veränderungen der Vokale statt finden, wie sie der Käsmarker Dialekt aufweist. Zur Vervollständigung des Bildes muß noch erwähnt werden, daß im Hobgaard'schen so gut wie im Englischen das r nur wenig Recht auf selbsteigene Existenz besitzt, und deshalb durchaus (nämlich auch am Anfange der Silben) zu einem butterweichen Laute zerdrückt wird. —

Doch nun genug über die Zips, und wieder nach Vernárth, das ein dem Gömörer Komitat angehöriges, von Rußniaken bewohntes, griechisch-katholisches Dorf ist, wo in Abwesenheit des Pfarrers ein bärtiger griechischer Mönch aus Lemberg provisorisch der Seelsorge oblag. Die Rußniaken sprechen eine rauhe derbe Sprache, die den

*) Im Dialekte wird der Pfarrer „Goudainerner" genannt, was eigentlich so viel heißt als: Goldener Einziger.

Mund füllt, und eine häufigere Mitwirkung der Kehle in Anspruch nimmt. Von Vernárth gings aufwärts dem Kamm des Gebirges entgegen, den die Straße unweit des Königsberges übersetzt. Bis dahin ist das Thal allenthalben ein enges, tiefes Defilé, ein schmaler Einschnitt in die Flötzkalkmasse des Gebirges, eine dünne Falte in der dichten Decke von Wald, der sich meilenweit nach allen Richtungen ausbreitet. Drei Stunden nach unserem Aufbruche von Vernárth erreichten wir Telgárth, gleichfalls ein rußniakisches Dorf, wo uns die späte Nachmittagsstunde ein jämmerliches Diner aus Eiern und aufgewärmtem Gulyasfleisch brachte, das für einen unter uns von verhängnißvoller Wirkung werden sollte.

Das Dorf Telgárth liegt am südöstlichen Abhange des Königsberges, und hat, obgleich tief im Thale gelegen, eine Seehöhe von 2698 Fuß. Dieselbe Höhe beträgt für Sumjacz, welches am südlichen Fuße dieses Berges liegt, 2639, und für Vernárth, auf seiner östlichen Seite, 2360 W. F. — Bedenkt man nun, daß auf der Straße von Vasecz nach Csorba der höchste Punkt der Wasserscheide zwischen Waag und Popper eine Seehöhe von nur 2689' besitzt, und daß vom Königsberge aus vier Flüsse — die Waag, der Hernad, die Göllnitz und die Gran — nach eben so vielen einander ganz entgegengesetzten Richtungen abfließen, so muß es klar werden, daß nirgend anderswo im Lande, als gerade auf dem Punkte, auf welchem der Königsberg aufgesetzt erscheint, die allgemeine Erhebung des Bodens ihre größte absolute Höhe erreicht hat. Der Königsberg kann demnach mit dem St. Gotthardsberge in der Schweiz verglichen werden, der, wenn auch nicht eben sehr hoch an sich, doch auf einer höheren Basis steht als alle anderen Berge seines Landes. — Die Rußniaken in Telgárth und überhaupt alle ihre Stammgenossen in diesem Landestheile sind ein gutes, fleißiges Völkchen, von patriarchalischen Sitten und moralischerem Wandel als ihre slovakischen Nachbarn. Nicht wenig erfreuten uns die Aeußerungen fast religiöser Anhänglichkeit dieser guten Leute an unseren ritterlichen Kaiser. Diese Aeußerungen that unser Kutscher, ein junger Mann von sichtlich beschränktem Verstande, dem gewiß keine Schlauheit uns Fremden gegenüber zugemuthet werden durfte, und von dem am ehesten anzunehmen war, daß er die Stimmung

seiner Dorfgenossen treulich wiedergebe. Unter diesen wurden einzelne, gelegenheitlich der Rundreise Sr. Majestät, in Poprad zur Audienz vorgelassen. Er und seine Landsleute, so lauteten ungefähr seine Worte, erkennen mit größtem Danke die Wohlthaten, deren sie durch ihre Befreiung von den Lasten der Hörigkeit theilhaftig geworden sind, und täglich schließen sie deshalb den kaiserlichen Herrn in ihre Gebete ein, damit der Himmel ihm diese Gnade lohnen möge. — In der Kleidung zeichnen sie sich durch große messingene Hemdschließen am Halse, durch fast zwei Fuß breite Ledergürtel mit schweren Schnallen, und durch Hüte von wahrhaft erstaunlichem Umfange aus. Aus einiger Entfernung betrachtet zeigt die Figur eines Rußniaken nur mehr folgende drei Theile: Füße, Ledergürtel und Hut.

Durch ein grünes, mit einzelnen Waldpartien geschmücktes Thal führt der Weg abwärts gegen Sumjácz, und bald darauf in das reizende Granthal, dem sich an Lieblichkeit und leichter, wechselreicher Anmuth wohl keines unter allen Thälern Oberungarns, die wir bisher durchzogen, vergleichen läßt. Ein dunkelgrüner Urwald, dessen Flächenraum nicht weniger als sechs Quadratmeilen einschließt, überzieht gleich einem buntgewirkten, schwellenden Teppich das niedere Vorgebirge der linken Seite, indeß zur rechten Hand, von stolzen runden Bergkuppen herab, deren Höhe oft mit 5 bis 6000 Fuß kaum ausgemessen werden kann, ein anständiger Alpenernst herniederschaut. Aber diese höheren Berge stehen etwas ab vom Thale, um nicht mit ihren schweren Massen seine sonnenhelle Fröhlichkeit zu drücken. Lustig tanzen und schimmern da die frischen Wellen der Gran, und um sie herum ist alles grün, alles heiter, alles voll Wechsel, Rührigkeit und Leben. Ein Dörfchen folgt da dem anderen, aber es sind Dörfer eigener Art, die etwa so aussehen, als wäre ein Fabriksstädtchen auseinander gegangen und hätte sich über das Land zerstreut. Bauchige schwarze Kohlenfourgons mit eben so schwarzen Kohlenbrennern zur Seite, und andere Wägen mit rasselnden Eisenstangen beladen, fahren hin und her, und ihre Lenker grüßen alle Welt höflich. Hohe, luftige Schornsteine, aus denen ein dicker Rauch aufqualmt, stehen fast sehr häufig zur Seite, und die Luft zittert von den Schlägen der Hämmer, und graue Cyklopen gehen so munter ab und zu, als wäre Feuerswuth ihr liebstes Spielzeug. — Wir

sind jetzt nämlich, von Sumjácz angefangen, in den herzoglich Koburg-schen Eisenhüttenbezirk eingetreten, der in einer Strecke von kaum anderthalb Meilen 10 bis 12 größere Hüttenwerke zählt, deren Direktion sich in dem Dorfe Pohorella befindet. Seit die Straße nach Helpa an das Ufer der Gran verlegt worden, was erst vor wenigen Jahren geschah, bleiben Sumjácz und Pohorella, gewiß zum Schaden der Reisenden, rechter Hand am Fuß des höheren Gebirges liegen. Und diese Eisenwerke, in der Zweckmäßigkeit und einfachen Eleganz ihres Baues, sind nicht allein eine Zierde der Gegend, in der sie sich befinden, sondern des Landes überhaupt. Nicht hat da bei ihrer Erbauung bloß das nackte Bedürfniß das Maß der aufzuwendenden Kosten diktirt. Diese Räume, worin bald ein Hochofen flammt, bald ein Hammer pocht, oder ein Walzwerk rasselt; wo Kohlen lagern, oder fertiges Eisen der Verfrachtung harrt, sind hier nicht, wie anderwärts so häufig, elende hölzerne Verschläge, denen der Geiz und die Begier des Gewinns den Stempel der Hinfälligkeit und Häßlichkeit aufgedrückt. Und vollends die Beamtenwohnungen mit ihren zierlichen Gärten und Parkanlagen! Das sind entweder kleine Paläste oder zierliche Villen in der lieblichsten Gegend, die vielleicht das Ziel sich setzten, ihre Bewohner über die Entfernung von der Welt und über die Privationen einer an den Genüssen des geselligen Lebens armen Existenz nach Möglichkeit zu trösten.

Zu später Abendstunde trafen wir in Polomka ein, und fanden in dem sonst unscheinbaren Wirthshause ein gutes, reinliches Nachtquartier.

Des anderen Morgens ging's nicht eben früh — die vorabendliche Bestellung des Vorspannswagens war nicht sowohl an den unrechten Mann, als vielmehr an die vergeßliche Frau Richtárka gerathen — nach dem drei Meilen entfernten Städtchen Bries weiter. Bedenkliche Zeichen hatten sich mittlerweile schon am Abende vorher, und noch mehr des Morgens, an dem Gesundheitszustande unsers guten Abbé P..... eingestellt. Eine charakteristische Diarrhöe, unzweifelhaft die Folge des Mittagmahles in Telgárth, war schon am Tage vorher aufgetreten, und hatte sich über Nacht so verschlimmert, daß sie in dem Kranken bereits das Gefühl der Mattigkeit hervorrief. Zum Unglück hatte derselbe des Abends in Polomka den Gebrauch der von mir mitgeführten Dovère'schen Pulver verweigert, die dem Uebel in seinem

Entstehen vielleicht gänzlich Einhalt gethan, oder wenigstens seine Entwicklung gehindert hätten. Die Fahrt nach Bries ermüdete den Kranken noch mehr, und als wir um $^1/_2$11 Uhr Vormittags in dieser Stadt anlangten, trat heftiges Erbrechen, noch stärkerer Durchfall, Kälte an Händen und Füßen und große Schwäche ein, welche Erscheinungen der eilig herbeigerufene Arzt als Symptome der Cholera, und den Zustand des Befallenen als besorgnißerregend erklärte. Der Patient wurde nun ohne Verzug in das nahebei liegende Piaristenkloster geschafft, daselbst zu Bett gebracht, und alle dienlichen Mittel sorgfältig angewendet. Alles dies, so wie die Bestellung der Vorspann, und die Einnahme unseres Mittagmahles, das ich mit H..... in nicht sehr freudiger Stimmung genoß, nahmen ungefähr drei Stunden in Anspruch, worauf geschieden werden mußte. Herr Kanonikus H..... hatte beschlossen bei seinem kranken Freunde auszuharren, seine Pflege zu überwachen, und alle Gefahr redlich mit ihm zu theilen, welcher Entschluß um so höher anzuschlagen war, als in dem Städtchen die Cholera eben mit großer Intensität um sich griff. Nachdem ich von dem Kranken Abschied genommen, und dem Kanonikus mit wahrer, inniger Rührung, und mit dem Gefühle gesteigerter Achtung die Hand gedrückt, fuhr ich auf der Straße nach Neusohl weiter.

Dieser Fall hatte, ich will es nicht läugnen, meinen Gleichmuth nicht wenig erschüttert. Ich blickte mit Bekümmerniß auf die Lage des erkrankten geistlichen Herrn, und dachte mit steigender Sorge und Selbstqual an die Meinigen zurück, von denen ich meines unstäten Aufenthaltes wegen noch keine Kunde erhalten, und die ich in Wien inmitten der Seuche wußte, wenn diese auch dort seit einiger Zeit an Ausbreitung und Intensität beträchtlich abgenommen hatte. Nach der Lebhaftigkeit unseres Verkehrs, während der Reise bis hieher, trug die jetzige Einsamkeit meiner Lage nicht wenig dazu bei, meine Stimmung zu deprimiren, und so beschloß ich nunmehr ohne Zeitverlust nach Wien zurückzukehren, was denn auch geschah.

Die k. Freistadt Bries (Brezno bánya) gehört bereits dem Sohler Komitate an, und ist eine freundliche, von etwa 4000 Menschen bevölkerte Ortschaft. Altergraue, massive Thorthürme erinnern daran, daß die Stadt einst mit Mauern umgeben war. Ein großer, viereckiger

Platz, in dessen Mitte die stattliche katholische Kirche und das Rathhaus stehen, macht einen gefälligen Eindruck, was in gleicher Weise mit dem schönen, fast schloßartigen Schulgebäude und der großen städtischen Mühle der Fall ist, die mit ihrem Mehle die ganze Umgegend versorgt und einen guten Theil sogar in die Ferne verschickt. Ein waldiger, steil absetzender Bergfuß schaut auf der nördlichen Seite freundlich in die Gassen der Stadt herein, und jenseits desselben ragt der 6253 Fuß hohe gewaltige Djumbir, der majestätische Alpenkönig dieser Gegend, über alles Land empor. Fast alle Waldung nach jener Richtung hin ist ein Eigenthum der Stadt, zu deren Erwerbsquellen einst auch der Bergbau gehörte, der jedoch schon seit langer Zeit als erträgnißlos aufgelassen wurde.

Das Granthal ist abwärts von Bries stellenweise eine schier trotzige Schlucht, die mit kleinen Thalweiten wechselt. Zum Anbau ist da wenig Land, auf den Höhen aber desto mehr Wald vorhanden. Bei Valaszka fällt die von Hradek in der Liptau kommende, und durch die „Teufelshochzeit" hindurchführende Straße in das Granthal ein. Sofort kommt irgendwo eine große kaiserl. Eisenschienenfabrik mit einem zierlichen Arbeiterdörfchen zum Vorschein; dann folgt St. András, eine Poststation, zuletzt öffnet sich, vor dem Markte Tóth-Lipcse, das Thal wieder zu einer kleinen, grünen Ebene, in die ein altes, wohlerhaltenes Schloß nicht allzu düster hinabschaut. Und wieder ist's ein vielbekannter, sturmfester Felsenhorst, an dem manches Schicksal und Kriegswetter rauschend vorübergezogen. Hier saß Stephan Verböczy, der das große Rechtsbuch seiner Nation geschrieben, und dennoch ein Freund Zápolya's gewesen. Im folgte etwas später der Ritter Christoph von Thury, ein naiver Sohn der grünen Steiermark und Kastellan zu Altsohl, der an hiesiger schöner Gegend so viel Gefallen fand, daß ihn Niklas Salm mit Gewalt abtreiben mußte. Zuletzt, bevor das Schloß an die Krone anheimfiel, der es auch jetzt noch gehört, residirte Maria Szécs darauf, jene berühmte Amazone und Gemahlin Vesselényi's, von der anderwärts bereits die Rede war, und die die Burg in jenen wehrhaften Stand versetzte, der ihr Aussehen selbst für die heutigen Waffen noch ziemlich trutzig macht.

Schon zogen langsam die Schatten des Abends ins Thal herein,

als mich der „Krebs“ zu Neusohl in seine Scheren nahm. Letztere ließen sich am besten mit der Rechnung des Herrn Oberkellners vergleichen. Der Krebs ist ein Hotel im städtischen Style, mit Kellner, Zimmermädchen, komplizirtem Anläutsystem auf dem Korridor und stockender Langweile. Ach, wie prosaisch-matt sah das bemalte glatte Gastzimmer aus, und klang das banale Geschwätz des Kellners, nach all den poetischen Entbehrungen, Eigenthümlichkeiten und Genüssen innerhalb des Gebirges! Ich war müde und mißmuthig. Das böse Ereigniß des Tages hob lästige Gedanken in meiner Seele, und die Alltäglichkeit der Umgebung bot kein Mittel zu ihrer Unterdrückung. Da kam ungerufen der sanfte Gott des Schlafes in mein Zimmerchen herein und nahm mich auf eine Stunde in seinen weichen Arm; dann trank ich meinen Thee und arbeitete bis gegen Mitternacht an der Sichtung und Zusammenstellung meiner Reisenotizen.

Der nächste Morgen ging hell auf, wie der frohe Gedanke einer reinen Seele. Ich eilte auf die Post, um mir die Karte für einen Platz auf dem Eilwagen, der täglich um ½9 Uhr Morgens nach Gran abgeht, einzulösen. Als dies geschehen war, behielt ich noch zwei Stunden zur Besichtigung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten. An dem frischen und freundlichen Aussehen der Hauptstraße wird wohl niemand einen Schluß auf das achthalbhundertjährige Alter der Stadt ziehen dürfen. Die Einwohnerschaft ist vorherrschend deutsch, und so ist alles was man sieht und hört. Es ist überhaupt merkwürdig, wie wenig in dem nördlichen Theile Ungarns das magyarische Element, ungeachtet seiner langen, unbedingten und rücksichtslos geübten Herrschaft, den deutschen und slavischen Bevölkerungen dieser Gegenden ein deutlich hervortretendes Zeichen seiner bevorzugten Stellung aufzuprägen vermochte. Selbst die ungarische Sprache wird dortlands nicht häufiger gesprochen, als irgendwo in Deutschland die französische. Nur die städtischen Panduren in ihrer bunten ungarischen Uniform erinnern äußerlich daran, daß man sich hier in einer Stadt des Königreichs Ungarn befinde. Die Magyarisirung hat in früherer Zeit ohne Zweifel große Fortschritte im Lande gemacht, aber sie bezog sich niemals auf die Absorption ganzer Gebietsstrecken, wozu der Magyarismus nicht die nothwendige Potenz in sich besaß, sondern vielmehr auf die

Assimilation Vieler aus den gebildeten Ständen, die sich utilitarischer Zwecke wegen der magyarischen Nationalität anschloßen. Leider kann behauptet werden, daß gerade bei den Deutschen in Ungarn die Abfälle zum Magyarismus, die gewöhnlich mit Namensänderungen verbunden waren, am häufigsten vorkamen, und daß die Slaven in dieser Beziehung unendlich mehr nationalen Stolz an den Tag legten, als eben jene Deutschen, die einst von den früheren Königen zu dem Ende in das Land gerufen wurden, um die asiatische Roheit der magyarischen Sitten in das Geleise europäischer Kultur und Humanität überführen zu helfen.

Unweit des Gasthauses zum Krebsen steht die bischöfliche Residenz, die durch jenen stürmischen Landtag des Jahres 1620 Berühmtheit erlangte, auf welchem Gabriel Bethlen, in Folge Drängens der unzufriedenen protestantischen Stände, und namentlich des jungen Emerich Thurzó, zum Könige gewählt und ausgerufen wurde, die Annahme dieser Würde jedoch beharrlich ablehnte. Auf einem um wenige Fuße erhöhten Platze, und theilweise von schönen Alleen beschattet, liegt das alte Schloß, von dem noch ein Thor und einige modernisirte Theile erhalten sind, die größere Hälfte aber verfallen ist. Hinter demselben, und gleichsam in seinem Hofraume, befindet sich die katholische Kirche, ein ursprünglich gothisches Gebäude, das nach dem Brande im Jahre 1661, wobei das Deckengewölbe einstürzte, in neuerem Style wieder hergestellt wurde. Der Gothismus ist nur mehr am Thurme, an der äußeren Gestalt und an den Seitenkapellen erkennbar. Eine dieser Kapellen bewahrt indeß noch einen kostbaren Rest aus alter Zeit, und dieser besteht aus einem großen gothischen Flügelaltar, der in seinem Mittelfelde und auf den inneren Flächen der beiden Flügel eine Zahl bedeutender Bildwerke enthält. Der Altar hat eine Höhe von 20 bis 24 Fuß, ist ganz aus Holz geschnitzt, wohlerhalten und von trefflicher Wirkung. Seine oberen Theile sind mit schönen, gothischen Konstruktionen geschmückt, die architektonischen Linien vergoldet, und die Figuren durchaus in Farben. — Noch rühmt man in Neusohl die künstliche Wasserleitung; mit diesem Ruhme mag es seine Richtigkeit haben, das Wasser aber, von dem ich trank, hat einen abscheulichen Geschmack.

Neusohl ist bekanntlich eine bedeutende Bergstadt, die viel Kupfer

und Eisen, und auch etwas Silber zu Tag fördert, welche Unternehmungen die Kultur eines, zwölf und einhalb Quadratmeilen umfassenden, Waldes befördert. Diesem Metallreichthum, der freilich einst viel größer war, hat denn auch die Stadt ihre deutsche Bevölkerung zu danken, die den Ort nach seiner ersten Anlage im dreizehnten Jahrhunderte rasch zur Blüthe emporhob, und ihm schon Anno 1255 die Vortheile einer privilegirten Stadt erwarb. Seine gegenwärtige Einwohnerzahl beläuft sich auf ungefähr 10,000 Seelen.

Wie saß sich's herrlich in dem bequemen Eilwagen, mit dem wir jetzt unter stotternden Posthornfanfaren, erst durch's Stadtthor hindurch, und dann bei höchst weitläufigen, staubigen und rußigen Schmelzhütten vorüber, in's Land hinausfuhren. Wer die Annehmlichkeit dieser Reiseart würdigen lernen will, der lasse sich vorher durch gewöhnliche slovakische Vorspannswägen 8 bis 10 Tage lang die Gebeine mürbe rütteln, die Muskeln zerbläuen und die Laune verwüsten. Die erste größere Ortschaft auf unserem Wege war der gleich außerhalb Neusohl liegende Flecken Radvány; dann kam das nur aus der Ferne sichtbare Badedörfchen Szliács, mit Quellen, die sich durch ihren außerordentlich reichen Gehalt an Kohlensäure auszeichnen. Eine in der Nähe befindliche Quelle soll eine so ungeheure Menge dieses Gases abscheiden, daß sie, nach Umständen, eine unvorsichtige Annäherung mit augenblicklicher Betäubung, und selbst mit dem Tode bestraft. Das Bad liegt auf einer mäßigen Anhöhe des linken Granufers, genießt durch seine kräftigen Wirkungen eines großen Rufes im Lande, und wird deshalb stark besucht, was schon aus der allem Anscheine nach beträchtlichen Zahl hübscher Häuser hervorgeht, die zur Aufnahme der Gäste dienen und stattlich genug in's Thal herabschauen.

Nach anderthalb Stunden seit der Abfahrt von Neusohl bekommt man die Stadt Altsohl zu Gesicht, die gewiß eine der schönsten Lagen des schönen Granthals besitzt. Die Berge, die von Neusohl abwärts an Höhe viel verloren, und sich, zum großen Nachtheil des malerischen Werthes der Gegend, viel zu weit vom rechten Granufer entfernt hatten, gewinnen hier rasch an Relief, nähern sich einander wieder, und stellen sich um die Stadt herum zu einem wahrhaft reizenden, fast episch feierlichen Bilde zusammen. Es ist eine stille, ringsum geschlos-

sene Berglandschaft nach der Weise Kaspar Poussin's; inmitten eine kleine, grünleuchtende Ebene, die der Fluß in mannigfachen Windungen durchzieht, und die die Stadt, mit ihren Thürmen und weißen Mauern, sinnvoll belebt. Die Stadt ist nur ganz klein, aber dennoch sehr alt und der Sitz der Komitatsbehörden.

Das epische Ingredienz der Gegend wird durch zwei alte Schlösser vermehrt, von denen eines auf einer kleinen Höhe abwärts des Städtchens in Ruinen liegt, zur Zeit Arpad's erbaut worden sein soll, und von unserem Wege aus nicht gesehen werden konnte. Es ist, nebenbei gesagt, in Ungarn oft der Fall, daß alte Schlösser aus Arpad's Zeiten stammen, wenn über ihre Erbauung keine verläßliche Nachricht auf uns gekommen. — Das neuere Schloß Zolyom aber steht in der Ebene unfern der Stadt, und ihm hat dieser Punkt vorzüglich seinen geschichtlichen Ruhm zu verdanken. Als Erbauer des Schlosses wird König Ludwig I. betrachtet, jener ritterliche, fromme und weise König, der ein Reich beherrschte, das von der Arva bis zum Pontus, und von beiden bis zum baltischen Meere reichte. Als er vorzeitig die Last der Jahre zu fühlen begann, und bei der Feindschaft des Papstes Klemens VII., der die entfernten Ansprüche Wladislaws von Kujavien, eines unbeständigen, gehaltlosen Abenteurers, auf den polnischen Thron unterstützte, für die Nachfolge seines Hauses in beiden Reichen fürchten mußte, da versammelte er 1382 im Schlosse zu Altsohl die polnischen Stände um sich und vermochte sie dahin, seiner älteren Tochter Maria und ihrem Gemahle Sigismund von Böhmen zu huldigen und ihm die Aufrechthaltung des Vereines beider Kronen in seinem Hause zu geloben. Als dies geschehen war, legte der große König sein Haupt noch in demselben Jahre getrost zur ewigen Ruhe nieder, getrost — weil sein sterbliches Auge das Dunkel der Zukunft nicht zu durchdringen vermochte.

Siebenundfünfzig Jahre später (1440) schlug hier Giskra von Brandeis sein Hauptquartier auf, jener ehrenfeste, ritterliche Kämpe für das Recht des jungen Königs, dem er den Eid der Treue geschworen, und dem er, unbeirrt durch die Mühsal eines zwanzigjährigen Krieges, und durch alle Künste der Ueberredung und Bestechung, die Treue hielt. Die ungarischen Historiographen pflegen ihn einen blutdürstigen Tyrannen, einen Räuber und ein Ungeheuer zu nennen, das seine Ge-

setze mit Blut geschrieben u. dgl. Aber all diese Verunglimpfung entspricht dem Bilde des Mannes nicht, das seine Handlungen selbst zu zeichnen im Stande sind. Wenig mag es freilich dem magyarischen Stolze schmeicheln, daß der tapfere Böhme die erprobtesten Heerführer der Ungarn, einen Perény, Székely und selbst den großen Johann Hunyady aus dem Felde geschlagen; daß er in seiner einfachen Ehrlichkeit klüger war als alle Schlauheiten ihrer Politik; daß er sich um Reichstag und Gubernator wenig gekümmert, und daß er so lange Herr der Lage geblieben, als er selbst es bleiben wollte. Aber alles dies ist noch kein Grund ihn zu verdammen. Die Sachen standen einfach wie folgt. Als Kaiser Albrecht II., König von Ungarn und Böhmen dieses Namens der Erste, gestorben war, ging die Nachfolge in diesen beiden Ländern rechtmäßig auf seinen nachgebornen Sohn Ladislaus über, der sonach auch Giskra's Herr und König gewesen. Giskra aber ward von der Königin Elisabeth, der Witwe Albrechts und Tochter Sigismunds, zur Unterstützung der augenscheinlich gefährdeten Rechte ihres Sohnes nach Ungarn berufen, zum k. Generalkapitäne ernannt, und mit der Behauptung des nördlichen Landestheils beauftragt. Wie nöthig er aber zum Schutze der Erbansprüche des jungen Königs war, beweist sich durch die Berufung Wladislaws I. von Polen auf den ungarischen Thron, welchen Akt die drohende Lage des Landes vielleicht rechtfertigte, der aber gewiß die anerkannten Rechte des unmündigen Königs in hohem Grade präjudizirte. Wer konnte damals vorhersehen, daß Wladislaw in kurzer Zeit den Tod des Helden sterben, und nicht der Stifter einer neuen Dynastie würde, die, von der Thatkraft der Nation unterstützt, den rechtmäßigen König leicht bei Seite hätte schieben können? Und auch jetzt, als der Thron des Usurpators ledig geworden, konnte Giskra seine Aufgabe nicht für gelöst ansehen. Wer kannte nicht den eigenwilligen Geist des ungarischen Adels, der einmal schon das Beispiel einer illegalen Königswahl gegeben und dieses Beispiel eben so leicht wiederholen konnte. Giskra behielt daher Oberungarn als Pfand für die Achtung der Rechte seines Herrn von Seiten der ungarischen Nation, und erreichte seinen Zweck vollkommen. Die von ihm besetzten Landestheile umfaßten das ganze gebirgige Gebiet von Mähren bis nach Kaschau, und von den Karpathen bis zur Donauebene herab, wodurch er im Besitze aller mi-

litärisch wichtigen Positionen stand, bei deren Behauptung selbst das übrige Land nicht leicht für Ladislaus verloren gehen konnte. In diesem Sinne allein muß, wie ich glaube, die Stellung Giskra's aufgefaßt werden. Er war sonach weder ein Räuber, noch ein Kondottiere, mit welchen Ehrentiteln ihn ungarische Autoren mit Vorliebe bezeichnen; er war vielmehr ein geachteter Edelmann in seinem Vaterlande, und das Ansehen, dessen er bei seinen Landsleuten genoß, beweist sich dadurch, daß ihn diese, als sie einstmals die Lust anwandelte den jungen Ladislaus bei sich in Prag zu wissen, zum Mitgliede der Deputation erwählten, die zu diesem Ende an Kaiser Friedrich abgefertigt wurde. Die Szene, die sich bei dieser Gelegenheit zutrug, erzählt Johann Jakob Fugger in seinem „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich" umständlich. Als nämlich der Kaiser, aus begreiflichen Gründen, die Auslieferung des erst vierjährigen Kindes verweigert hatte, ließ er es, auf die Bitte der Abgesandten, die ihren jungen König zu sehen wünschten, herbeirufen. „Giskra, als Ladislaus eingetreten, weinte vor Freuden, und bezeigte mit Worten sein höchstes Vergnügen ob des Glückes, seinen König zu sehen, für den er so viel Gefahr, Mühe und Arbeit überstanden und Wunden empfangen, mit Versicherung, daß er dergleichen noch ferner um seinetwillen zu übernehmen bis in den Tod gesonnen sei. Endlich fragte er ihn: „Mein schönes Herrlein! weil Ihr mir so fleißig zuhört, zwar solches itzt noch nicht verstehet, sondern nur darzu lachet: so möchte ich doch gerne wissen, was meine treuen Dienste bei Euch vor Dank verdienen, und was Ihr mir, als Euerem alten Ritter, dereinst für Belohnung und Ergetzlichkeiten werdet widerfahren lassen!" Da ergriff Ladislaus den Seckel des Schatzmeisters, nahm aus demselben die letzten sechs Goldstücke, und händigte sie dem bärtigen Krieger ein, der sie fortan als sein höchstes Kleinod betrachtete und sie zeitlebens an einer Kette am Halse trug. Nicht minder dankbar bewies er sich stets gegen seinen Feind, den König Wladislaw I., nachdem dieser ihn zur Zeit des stürmischen Reichstags zu Ofen im Jahre 1444, auf den er, eines abzuschließenden Waffenstillstandes wegen, über Einladung persönlich erschienen war und von den erbitterten Ständen am Leben bedroht wurde, unter Waffengeleit heimlich nach Raab in Sicherheit bringen ließ. Giskra sprach von dieser Zeit an über den König nur mit

Worten der höchsten Anerkennung und Dankbarkeit. Das ist fürwahr nicht die Stellung, Handlungsweise und Gesinnung eines Räubers und fühllosen Wütherichs. Daß seine Hauptleute und seine Kriegsknechte sich manchen Unfug, manche Plünderung und Gewaltthat im Lande erlaubten; daß er die von seiner und der gerechten Sache Abtrünnigen hart anließ und züchtigte, und daß er oft das Recht des Krieges nach dem rauhen Geiste jener Zeit handhabte, das darf ihm wohl nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Als endlich durch den Tod des jungen Ladislaus Posthumus, und durch den Vergleich des Kaisers Friedrich mit Mathias Corvin, für Giskra jeder Grund zur Fortsetzung des Kampfes erloschen war, da trat er freiwillig von dem Schauplatze seines Wirkens und von der Machtstellung, die er so lange inne hatte, zurück, und begnügte sich mit Wenigem, das er zur Sicherheit seines Alters als nothwendig und erreichbar erachtete. Und Mathias selbst, dieser stolze und hochsinnige König, wie ehrte er nicht den grauen Helden, als er nach geschehener Unterwerfung vor sein Antlitz trat! Freundlich ging er ihm entgegen und reichte ihm die Hand, über welchen Beweis von Achtung der alte Krieger Thränen der Rührung weinte. So hätte Mathias gewiß einen Mann nicht behandelt, der dessen unwürdig gewesen wäre. — Dies Wenige zur Ehrenrettung Giskra's von Brandeis.

Nahe vor Altsohl verläßt die Straße nach Schemnitz auf kurze Zeit das Granthal, und indem sie über das niedere Gebirge der rechten Thalseite setzt, durchzieht sie ein Land, das sich in sorgsamer Pflege von Wiese und Wald, von Aeckern und Wegen, mit einem Garten vergleichen läßt. Die nächste Station heißt Butsch, das wieder im Granthale liegt, und wo der würdige Postmeister die Passagiere umarmt und küßt, die sich zu Gegnern der russischen Politik bekennen, welche unverhoffte Ehre auch mir begegnete, als ich über einen den Fall Sebastopols erzählenden Zeitungsartikel meine eigenen Glossen machte. Unterhalb Butsch verläßt die Chaussee abermals und zwar auf längere Dauer das Thal der Gran, und tritt in ein enges, ziemlich kahles und langweiliges Seitenthal ein, in welchem die bekannten Schemnitzer Pfeifenköpfe fabrizirt werden. Die Unternehmung ist das Eigenthum eines Herrn Hönig in Schemnitz. Vor Dilln (ungarisch Béla bánya) liegt am Wege ein großes ärarisches kaiserliches Pochwerk, und in Dilln

selbst auf erhöhter Stelle eine schöne alte Kirche. Von hier bis Schemnitz kann man die Gruben, Schachte, Poch- und andere Werke nach Dutzenden zählen. Immerfort aber erhebt sich jetzt die Straße in vielen Windungen auf einen ziemlich hohen Berg empor, der nach drei Seite hin die schönsten Fernsichten gewährt. Ueber ein Gewirr von Bergen, die in der Nähe als ein unauflösbares Haufenwerk isolirter Kuppen erscheinen, blickt das Auge in blaue Fernen bis zu den steilen Felsgebirgen von Kremnitz hinüber, welche Distanzbestimmung ich indeß durch den Kondukteur unsers Eilwagens verantworten lasse. In der Nähe aber liegt der Kalvarienberg, ein schöner, bewaldeter, konischer Gipfel, auf dessen Spitze eine zweithürmige Kirche steht, die sich jenseits bereits im Angesichte der Stadt befindet. Von der Höhe geht's erst noch durch einen kurzen Hohlweg abwärts, dann öffnet sich die Aussicht wieder mehr, und nun bekommt man nach und nach die freie Bergstadt Schemnitz, in ihrer seltsamen und merkwürdigen Lage zu Gesicht. Man stelle sich einen etwa dritthalb tausend Fuß hohen Berg vor, dessen Rücken eine hufeisenförmige Krümmung bildet, in welcher, nahe der Höhe, eine stark abgedachte Mulde ihren Anfang nimmt, die weiter unten in ein enges, scharf einschneidendes Thal ausläuft. Auf dieser südöstlich exponirten Mulde liegt nun die Stadt, amphitheatralisch über den höchst unebenen Boden hingestreut, und mit so unordentlicher, bunt durch einander gewürfelter Häuserstellung, daß es dem Fremden gar nicht einleuchten kann, wie, zwischen diesen Häusern hindurch, auch nur eine Art von dem möglich sei was man eine Straße nennt. Nicht anders sehen die Häuser drein, als hätte jedes bei seinem Emplacement möglichst viel Laune und eigene Erfindung an den Tag legen wollen. Für allzu nahe Nachbarschaften scheinen die meisten gar nicht eingenommen zu sein; und damit ihnen keines gegenseitig allzu nahe an den Leib rücke, haben sie sich in der Regel mit einem frischgrünen Verhau von Bäumen und Gärten umgeben, die nun in ihrer Gesammtheit das Bild einer weitläufigen, exzentrischen Gartenanlage gewähren. Betritt man dann die Stadt, so entwirrt sich dieses Häuserlabyrinth etwas; hie und da, und besonders dort wo man eben steht, zeigt sich eine Straße oder ein Gäßchen; aber alles Uebrige bleibt für das Auge, bezüglich seiner inneren Anordnung und Verbindung, immer ein undurchdringliches Geheimniß,

und für die Phantasie ein Gegenstand ansprechenden Reizes. Daß aber diese Beschaffenheit der Straßen, wie sehr sie auch den Blick des Fremden befriedigen mag, für die Bewohner der Stadt lästig und unangenehm sein muß, ist selbstverständlich. Ich glaube fest, daß hier nirgends ein auch nur zehn Schritte langes und breites ebenes Stück Boden aufgefunden werden kann; und was nicht eben, ist zugleich so abschüssig, daß man sich im Winter gewöhnlich der Steigeisen bedient, um über die Straße zu gehen. — Von Kirchen sah ich eine große gothische ohne Thurm, und weiter unten in der Nähe der Post eine andere, im modern-langweiligen Style gebaute, die den Piaristen angehört. Vom oberen Ringe herüber, wo auch die erwähnte gothische Kirche steht, leuchtete ein großes, von Säulen eingeschlossenes, religiöses Denkmal herüber, und auch einige ziemlich ansehnliche, palastartige Häuser schmücken jenen Platz. Ich bedauerte, nicht wenigstens einen Tag lang mich hier verweilt zu haben. In einer Konditorei trank ich eine Tasse vorzüglichen Kaffee, und fand hier eine nette Gesellschaft angehender Gnomen, d. i. Bergakademiker, die aus allen Nationalitäten der Monarchie, und auch aus Ausländern zusammengesetzt, die Kürzung der Ferienzeit durch Spiel und Frohsinn anstrebten. Ungefähr in der Höhe des unteren Stadtendes steht dem Kalvarienberge das sogenannte Jungfernschlößchen gegenüber, ein kleines, thurmartiges Gebäude, mit breiten runden Streben an den Ecken, und annoch im Besitze seiner Bedachung. Ein flottes Fräulein, so erzählt die Sage, war einst die Erbauerin und Eignerin dieses Schlößleins, und verlor darin in wüstem Wandel alles was ein Mensch verlieren kann: Ehre, Reichthum, Leben und ewige Seligkeit.

Schemnitz ist die bedeutendste aller Bergstädte Ungarns, und ihre Einwohnerzahl ward, bevor noch ihre weit entfernten Vorstädte, unter welche Dilln und Windschacht gehörten, von ihr getrennt und zu eigenen Gemeinden erhoben wurden, auf mehr als 20,000 Seelen angegeben. Auch hier hat der Ertrag der Gold- und Silberminen beträchtlich abgenommen; doch ist ihr Betrieb noch immer so bedeutend, daß sich die Zahl der dabei beschäftigten Arbeiter auf 18 bis 20,000 Mann beläuft. Die Längenentwicklung aller Minen soll bereits eine Ausdehnung von nahe an sechs deutschen Meilen erreicht haben. Schemnitz ist der Sitz des Oberstkammergrafen und der Centralverwaltung des ober-

ungarischen Bergdistrikts. Auch befindet sich hier eine, früher von 400 Zöglingen besucht gewesene Bergakademie, deren Bedeutung in neuester Zeit durch die Errichtung von noch zwei Instituten dieser Art, zu Leoben in der Steiermark und zu Przibram in Böhmen, beträchtlich verringert wurde.

Als wir weiterfuhren, bedurfte der Eilwagen einer Vorspann von vier Pferden, um, mitten durch die Stadt, gegen das Windschachterthor emporgezogen zu werden, wobei noch beide Kutscher aller stimulirenden Künste ihrer Peitschen und Lungen bedurften, um den armen Pferden zu ihrer schweren Arbeit den erforderlichen Muth zu erwecken. — Die Lage von Windschacht ist jener von Schemnitz ähnlich, nur daß hier die Straße mit mehr Bequemlichkeit in einem Bogen längs des Bergabhangs hinzieht, und um diese Straße herum sich der größte Theil der Ortschaft in weiter Erstreckung hingelagert hat. Allenthalben ist hier die Gegend in hohem Grade anmuthig und gleicht einem großen, mit den schönsten Eichen- und Buchenwäldern erfüllten Parke. Der Fels, auf welchem Schemnitz und Windschacht stehen, ist Grünstein von sehr kompakter Beschaffenheit. Steinbach, die nächste Poststation, ist nichts weiter als ein einzeln stehendes Wirthshaus. Bald darauf tritt die Straße in die Ebene hinaus, und der Postwagen fährt in die Nacht hinein, aus welcher er, je nach der Jahreszeit, erst vor oder hinter Kéménd wieder hervortritt.

Um 8 Uhr Morgens langten wir im Bahnhofe von Gran-Nána an, und dritthalb Stunden später dampfte der von Pesth kommende Zug gegen Wien weiter. Wer kennt nicht die Monotonie der sogenannten kleinen ungarischen Ebene zwischen Gran und Preßburg, die schöne Lage letzterer Stadt, die man jedoch, vom Bahnhofe aus betrachtet, gleichsam nur von rückwärts sieht, und die hübsche Berggegend endlich bis Neudorf an der March! Zuletzt begann um die sechste Abendstunde, als wir nämlich in den Wiener Nordbahnhof einfuhren, jene Zeit, in der die eben beschriebene Reise für mich in die Reihe der interessanten und theilweise auch sehr genußreichen Erinnerungen eintrat. — Und fast mehr noch als der Leser hatten jetzt die Meinigen, durch die Erzählung des Gesehenen und Erlebten, und durch den Ballast von Reflexionen, der daran hing, zu leiden und zu verwinden. — Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß Abbé P..... seinen Cholera-Anfall glücklich überwand, aber erst nach vier Wochen, und in sehr geschwächtem Zustande, wieder in Wien eintreffen konnte.

Reisen in Tirol.

ungarischen Bergschätze. Auch befindet sich hier eine, früher von 400 Zöglingen besucht gewesene Bergakademie, deren Bedeutung in neuester Zeit durch die Errichtung von noch zwei Instituten dieser Art, zu Leoben in der Steiermark und zu Przibram in Böhmen, beträchtlich verringert wurde.

Als wir weiterfuhren, bedurfte der Eilwagen einer Vorspann von vier Pferden, um mitten durch die Stadt, gegen das Windschachter Thor hinaufgezogen zu werden, wobei noch beide Kutscher aller ihrer [illegible] Künste ihrer Peitschen und Zungen bedurften, um den armen Pferden in ihrer schweren Arbeit den erforderlichen Muth zu erwecken. — Die Lage von Windschacht ist jener von Schemnitz ähnlich, nur daß hier die Ortschaft mit mehr Regelmäßigkeit in einem Bogen längs des Bergabhanges hinzieht, und an diese Straße herum sich der größte Theil der Ortschaft in weiter Erstreckung hingelagert hat. Allenthalben ist hier die Gegend in hohem Grade romantisch und gleicht einem großen, mit den schönsten Eichen- und [illegible] Fels, auf welchem Schemnitz und Windschacht stehen, ist Grünstein von sehr kompakter Beschaffenheit. Steinbach, die nächste Poststation, ist nichts weiter als ein einsam stehendes Wirthshaus. Bald darauf tritt die Straße in die Ebene hinaus, und der Postwagen fährt in die Nacht hinein, aus welcher er, je nach der Jahreszeit, erst vor oder hinter Lewenz wieder hervortritt.

Um 5 Uhr Morgens langten wir im Bahnhofe von Gran-Nána an, und anderthalb Stunden später dampfte der von Pesth kommende Zug gegen Wien weiter. Wer kennt nicht die Monotonie der sogenannten kleinen ungarischen Ebene zwischen Gran und Preßburg, die schöne Lage letzterer Stadt, die man jedoch, vom Bahnhofe aus betrachtet, gleichsam nur von rückwärts sieht, und die hübsche Berggegend endlich bis Neudorf an der March. Schon begann um die sechste Abendstunde, als wir nämlich in den Wiener Bahnhof einfuhren, die Zeit, in der die eben beschriebene Reise für mich in die Reihe der [illegible] und theilweise auch sehr gemischten Erinnerungen [illegible] — Und fast mehr noch als der Leser hatten jetzt die [illegible] Erzählung des Gesehenen und Erlebten, und durch den Wust von Reflexionen, der daran hing, zu leiden und zu verwinden. — Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß Abbé P..... seinen Cholera-Anfall glücklich überwand, aber erst nach vier Wochen, und in sehr geschwächtem Zustande, wieder in Wien eintreffen konnte.

1. Oetzthal, Schnals, Meran und Passeyr.

Abreise von Wien. Salzburg. Innsbruck. Abreise von Innsbruck. Silz. Das Oetzthal. Oetz. Das G'steig. Die Engelswand. Umhausen. Der Stuibenfall. Mauracher Schlucht. Lengenfeld. Hohe Geige. Sölden. Windau. Windauer Klamm. Zwieselstein. Allgemeines über das Oetzthal. Fender Thal. Heiligenkreuz. Fend. Rofenthal. Die Rosenhöfe. Vernagtgletscher. Geschichte des Vernagtgletschers. Hintereishütte. Neußberg. Hochjochgletscher. Schnalserthal. Der Kurzenhof. Der Similaun. Unsere liebe Frau. Karthaus. Staaben. Meran. Die Zenoburg. Ober-Mais. Der Küchelberg. Dorf Tirol. Schloß Tirol. Passeyrthal. Salthaus. Am Sand. St. Leonhard. Sterzing. Rückfahrt. Der Brenner.

Wieder war die Ferienzeit gekommen, und meine Seele nach etwas mehr Natur, als sich in französischen und englischen Gärten und auf Landpartien zu Wagen mit obligaten Backhühnern auftreiben ließ, sehnsüchtig geworden. Da vermaß ich mich den Kreis des Alltaglebens etwas enge zu finden, gerieth dabei mit allen gewohnten Bequemlichkeiten in ein gespanntes Verhältniß, und verlor nachgerade alle Lust zu meinen Büchern, zu den wässerigen Tagesblättern, und überhaupt zu jedem ruhigen Lebenswandel. Ich wollte einmal wieder die Luft der Alpen athmen, mich freier auf ihren Bergen fühlen, und von ihren Zinnen hinaus in die Welt schauen, in die Welt da unten, voll Sorge und Konvenienz, voll Zwang und Zimmerluft, voll Tinte, Papier und Unnatur. So kam es, daß ich gleich am ersten Morgen meiner Ferienzeit, d. i. an einem der ersten Tage des Augustmonats, nach Nußdorf fuhr, um mich durch den Dampfer „Germania" nach Linz spediren zu lassen.

Ich fand einige Bekannte auf dem Schiffe, aber noch mehr Unbekannte, von denen jedoch manche im Laufe des Tages sich in Bekannte verwandelten, die mich mitunter die Kürze unseres Beisammenseins beklagen ließen. Das heitere Wetter und die herrlichen Ufergegenden der Donau erhöhten die Reiselust, die Abends noch mehr gewann, als sich ein prangendes Abendroth auf den Strom und die herrlichen Berge legte. Um diese Zeit hörten auch die politischen Diskurse auf; vorhandene Engländer mit dicken Shawls um den Hälsen hielten inne

mit ihrem Wettrennen auf dem Verdecke, und das schlechte und theure Diner der table d'hôtes war bereits einigermaßen verdaut. Als dann später die volle Mondesscheibe still und feierlich im Osten aufging, gingen die Menschen unter — das Verdeck, was später auch ich, nachdem ich einiger Melancholie mich erfreut hatte, zu thun nicht unterließ. Der Morgen fand das Boot bereits in der Nähe von Linz, wo es etwas nach 5 Uhr beilegte.

Eine Stunde später ging's mit der Eisenbahn in das schöne, gleich einem Garten blühende, vom hellsten Sonnenlichte überschimmerte Land hinaus Bei Gmunden jedoch begann der Himmel sich zu bedecken, und der nahe Traunstein hüllte eine Mütze von Nebel um sein Haupt; der See ließ nicht minder von seiner sonst so schönen Farbe ab, und bald nachdem der kleine Dampfer mit uns abgefahren war, begann Jupiter Pluvius uns bis nach Ischl eine jener Launen fühlen zu lassen, unter deren Einfluß man Gefahr läuft verdrießlich zu werden, wenn man die Grillen des Unholds unter anderen Verhältnissen ertragen muß. Ich aber dachte mir: diese Regenflut sei nur für die Ischler Kurgäste bestimmt und gehe mich eigentlich gar nichts an, da ich Abends von Ischl wieder abreisen werde. Ich ließ mir daher auf der Post unter allerlei Reichsgliedern, zwischen bremerischen Freistädtlern und singend sprechenden Kleinsachsen, einige Küchenfabrikate sehr wohl schmecken, was mir denn auch die Kraft gab, um die Nachtreise nach Salzburg leicht zu ertragen.

Salzburg, wo ich einen Tag lang verweilte, war langweilig wie immer. Die Stadt gleicht einer vornehmen, aber etwas verblühten Schönheit; nur die Natur um sie her war nicht gealtert und prangte in Glanz und Herrlichkeit. Des anderen Tages ging's rasch durch das reinliche Reichenhall, durch Lofer und den Strubpaß nach Tirol. Dieses, am Fuße des über 8000 Fuß hohen Breithorn hinziehende Defilé vermittelt auf eine würdige Weise den Eintritt in jenes stolzumthürmte, prachtvolle und männerreiche Hochland.

Die Reisegesellschaft war zahlreich, doch wenig interessant, mit Ausnahme eines ältlichen Herrn aus Berlin, der fortan die Leiden des warmen Tages und die noch größeren ob der tirolischen Küche, mit lächelndem Gleichmuth ertrug, oder höchstens mit einem gutmüthigen

Scherze seine diesfälligen Erfahrungen illustrirte. Gegen acht Uhr Abends erreichten wir Wörgl im Innthale, die Nachtmahlstation für die Passagiere des von Salzburg kommenden Postwagens. Im Speisezimmer war auf zwei Tischen eine Zahl von Gedecken für die Eßlustigen bereitet, und auf meine Frage, was hier für den Hunger zu bekommen sei, erwiederte die Kellnerin kurz und trocken: „Alle essen miteinander!" wodurch sie offenbar bloß gegen alle unbequemen gastronomischen Separatgelüste ihrer Gäste Protest einlegen wollte. „Hier waltet also das Schicksal!" bemerkte unser Preuße gutherzig und setzte sich an meine Seite, um bald nachher einige Forellen in die Lage zu versetzen, in die ein Mann mit gutem Appetit sie mit Vorliebe bringt.

Um 3 Uhr Morgens feierten wir unsere Ankunft in Innsbruck, wo ich mir im Kreise der Meinen einige Tage ruhigen Glückes vergönnte.

Bezüglich der Exkursionen, die ich nun von hier aus unternehmen wollte, waren meine Gedanken vorherrschend in's Großartige gerichtet. Ich wollte das Oetzthal besuchen, das ich während meines früheren, dreijährigen Aufenthaltes in Tirol zu sehen versäumt hatte, und das mir vom Hörensagen als eine Gegend bekannt war, wo tiefste Bergeinsamkeit und Verlassenheit, meilenlange Eiswüsten und alle übrigen Schauer der Wildniß stellenweise in hellen Haufen anzutreffen sind. Darum eben war mir dies der rechte Ort, wohin ich meine Schritte lenken wollte. Nachher gedacht' ich mir Meran ein wenig zu besehen, von dem alle Welt sagt es sei ein Paradies, und noch dazu ein deutsches; von dort endlich würde sich, ich war dessen überzeugt, ein passender Rückweg ohne Mühe ausmitteln lassen. Da sich ferner mein Schwager, einer meiner theuersten Freunde, großmüthig herbeiließ, mich auf meiner Irrfahrt zu begleiten, so blieb mir nichts mehr zu wünschen übrig. Die Vorbereitungen zur Reise nahmen sofort nur kurze Zeit in Anspruch, und schon am sechsten Tage nach meiner Ankunft in Innsbruck trug uns der in das Oberinnthal abfahrende Eilwagen unserem Reiseziele zu.

Als wir uns Zirl näherten, brach die Sonne hervor, und übergoß die Spitzen der Berge nah und fern mit einem prangenden Purpurschein, der von so greller und eigenthümlicher Wirkung war, daß wir ihn unmöglich als günstiges Wetterzeichen ansehen konnten. Im Coupé saß

mit uns ein geistlicher Herr, aus der Umgebung von Brixen, wenn ich nicht irre, der mit der Büchse an der Seite nach Bregenz zum Kaiserschießen eilte. Ihn kümmerte das Wetter wenig, und er schien auch ganz der Mann dazu, um selbst mitten durch den Regen seine Kugeln in das Schwarz der Scheibe zu bohren. Desto übler aber ward unsere Laune, als schon hinter Telfs das Gewölk in schweren Tropfen des prahlerischen Morgenrothes zu spotten begann, und bald darauf mit einem dichten Regen das schöne Land nicht minder als unsere schönen Hoffnungen verdüsterte. Das gab eine schlechte Einleitung zu unserem Reiseplan, dessen erster Paragraph ein günstiges Wetter verlangte. In Silz verließen wir den Eilwagen und versuchten nun im Posthause, ob etwa nicht ein gutes Frühstück im Stande wäre, unsere gesunkenen Hoffnungen wieder etwas aufzurichten. Es gelang, zumal die flinke Kellnerin — der Himmel gebe ihr einen Mann nach ihrem Herzen — mit prophetischem Geiste versicherte: „Das Wetter muß sich ändern; es kann durchaus nicht immer so schlecht bleiben!“ Nebenbei war die Zuversicht, die sich in ihren freundlichen Augen über die Wahrheit bemeldeten Arguments aussprach, viel werth, und zeugte von nicht weniger Logik als nothwendig war, uns eine Weile lang trefflich zu amüsiren. Wir mietheten nun ein Wägelchen, das uns bis nach Umhausen im Oetzthale bringen sollte, und benützten die Zeit bis zum Erscheinen desselben, um uns die neuerbaute stattliche Kirche des Dorfes zu besehen, die mit ihren schön in Holz geschnitzten Altären, mit einer gleichartigen Kanzel und mit einigen guten, theils al fresco, theils in Oel ausgeführten Gemälden von Arnold, ein würdiges Gotteshaus darstellt. Als wir nachher, etwa um die Mittagszeit herum, von Silz abfuhren, fühlten wir Ehrfurcht vor der Kellnerin auf der Post, denn schon bei Haimingen begann die Wolkendecke sich zu lichten, der Regen inne zu halten und selbst die Sonne dann und wann einen hellen Strahl durch die graue Dunsthülle des Firmaments zu bohren.

Hat der Weg die waldige Anhöhe von Brunau erklommen, so öffnet sich das Thal, und man gewahrt jenseits des Baches das zwischen Fluren und Bäumen liegende, freundlich blickende Dorf Sautens. Bei Brunau selbst rauscht, dicht neben der Straße, der aus dem Ochsengartenthale kommende Bach in einer zwar nicht sehr hohen, aber unge-

mein zierlichen Kaskade in das tiefere Thal herab. Ich setze voraus, meine freundlichen Leser werden es errathen haben, daß wir uns bereits im Oetzthale befinden, das jedoch an dieser Stelle noch wenig Spuren jener Wildheit zeigt, um derentwegen es in den Augen von Romantikern und Gänsehautfreunden in so hoher Achtung steht. Hier findet fast das Gegentheil statt; um das Dorf Oetz herum gedeiht der Mais herrlich, und in den Gärten sahen wir Aprikosen reifen; ja es behaupten die Bewohner von Oetz sogar, das Klima ihrer kleinen Landschaft sei jenem des Innthals vorzuziehen, was übrigens, den Landeskundigen gegenüber, nicht eben viel zu sagen hat. Oetz ist ein wohlhabendes, auf der östlichen Berglehne und im Thalgrunde zerstreut umher liegendes Dorf, mit einer schönen stattlichen Kirche. Der Primiz eines aus der Ortschaft gebürtigen jungen Geistlichen wegen herrschte diesmal eine frohe Aufregung in der Gemeinde, und einige blumengeschmückte Triumphbögen aus Tannenreisig bewiesen, welchen Werth das fromme Gefühl der Bewohner des Dorfes diesem heiligen Vorgange beilegte.

Als wir nach halbstündigem Aufenthalte in Oetz wieder weiter fuhren, machte uns der Kutscher auf das nach Norden gerichtete Ziehen des Nebels aufmerksam, was auf das Wehen des Südwindes hinwies und uns vom Wetter für die nächste Zukunft nicht viel Gutes erwarten ließ. Wir erinnerten uns jedoch der Weissagungen unserer Pythia in Silz, und dies reichte hin unsere Geduld zu kräftigen. Hinter Habichen wird das Thal plötzlich sehr enge, indem links vom Bache ein schroffer Bergfuß, wahrscheinlich das Produkt eines uralten Bergsturzes, ins Thal vorspringt und zwischen sich und der Bergwand gegenüber eine tiefe Schlucht offen läßt, durch die sich die Ache unter immerwährenden Wasserfällen und erschrecklichen Zornesäußerungen den Weg gebahnt hat. Dieser Platz heißt das „G'steig" und ist der erste, ungezähmt sich geberdende Vorposten ötzthalerischer Wildheit. Wer hier die Lust bekäme eine Konversation zu führen, oder vielleicht seine Reisebemerkungen laut vorzulesen, der sorge früher für ein Sprachrohr wie etwa der Seeheld Nelson in der Schlacht bei Trafalgar eines führte; auch kann demjenigen, der von der Schwindelfreiheit seines Kopfes noch keine zureichende Ueberzeugung gewonnen hat, ein Spaziergang längs des Randes der einige hundert Fuß tiefen Thalschlucht von großem Nutzen

sein. Wild zusammengewürfelte Blöcke aus schönem Diorit, unter denen manche riesige Dimensionen zeigen, bedecken, im Verein mit dem schönsten Lärchenwald, diesen Bergvorsprung, über welchen sich nun unser Weg emporschlängelte, um sich vor dem Weiler Dumpen in die kleine Thalebene von Umhausen herabzusenken, die nach der so eben durchschrittenen, lärmerfüllten Wildniß einen für das Auge versöhnlichen Kontrast darbot.

In dem Artikel der Kontraste ist das Hochgebirge überhaupt mit anerkennungswerthen Vorzügen ausgestattet, und darin reicher wie jedes ästhetische Lexikon, weshalb allein schon ich meinen Lesern den Rath gebe, erst die einschlägigen Artikel des Lexikons aufmerksam zu lesen, (oder auch nicht), und dann eine sechswochentliche Reise in die Alpen bei schöner Jahreszeit zu unternehmen Einen solchen Kontrast bildet, mit dem grünen Frieden auf der Ebene von Umhausen, die gleich neben Dumpen senkrecht aus dem Thalgrunde aufsteigende, gewiß nicht unter 2000 Fuß hohe Engelswand. Aus dunklem Gneiß aufgethürmt, starrt diese Urbaute der Schöpfung dräuend dem Wanderer entgegen; um jedoch ihre Schreckensgestalt zu mildern, hat der kindliche Sinn des Volkes sie in den Zauber der Dichtung gehüllt. Einem Grafen von Hirschberg, so erzählt nämlich die Sage, der das unweit gelegene, nunmehr verschüttete Schloß gleiches Namens bewohnte, entführte einst ein Adler das in Gesellschaft seiner Eltern sich ergehende Söhnlein, und trug es in die Lüfte empor. Da sank das fromme Elternpaar auf die Knie und flehte in heißem Gebet zu Gott um die Rettung ihres einzigen Kindes. Ihre Bitte ward erhört: ein Engel rang dem Adler das Kind aus den Krallen und setzte es auf die Höhe jenes Felsenabsturzes nieder, der seither den Namen der Engelswand führt. — Dem nahen Abgrund zum Trotz, bauten daselbst genügsame Menschen den Weiler Fahrst, wohin der Weg zum Theil auf Leitern führt, und dessen Häuser unter großer optischer Verjüngung in das Thal herunterschauen.

Die Ebene von Umhausen, die eine Länge von etwa einer Stunde und im Mittel eine Breite von einer Viertelstunde besitzt, ist allenthalben von mächtigen Bergen umstellt, deren Spitzen uns jedoch die immer dichter zusammenrückenden Nebelmassen verbargen. Die Karte zeigt den 9385 Fuß hohen Wildgradkogel, und der Hochpfeiler neben-

an wird für noch höher geachtet. Das Gepräge höheren Ernstes war in dem landschaftlichen Bilde unverkennbar; die bunten Fluren des tieferen Oetzthales machten hier schon großentheils der Wiesenwirthschaft Platz, die Obstbäume wurden seltener in den Dörfern, längs der Wege und um die Gehöfte herum, und an den Bergwänden hingen wilde Schrofen aus dem stockenden Nebel ins Thal herein. Bei schönem Wetter wäre alles herrlich gewesen, aber die Wolken mischten in jede Farbe ihr düsteres Grau und verdarben Vieles.

Umhausen ist ein stattliches Dorf, und in diesem Dorfe ist, die schöne Kirche nicht gerechnet, Marberger's Gasthaus das stattlichste Gebäude. Nicht wenig würde jedoch derjenige irren, der sich durch das Wort „Gasthaus," und in Erwägung der Nähe des berühmten Wasserfalls dahin verleiten ließe, sich ein Hôtel vorzustellen, mit neumodischem Komfort, mit Kellnern im Frack und theuren Preisen. Nichts von all dem! Herrn Marberger's Gasthaus ist wenig mehr als eine gewöhnliche Dorfschenke, mit einer getäfelten Stube zu ebener Erde, zwei hübschen Zimmern im oberen Stockwerk, mit phantasievollen Winkeln in Menge, und einem Asyle nebenan für supernumeräre Gäste. Hier nahmen wir Abschied von unserem Wagen, den wir leider nur bis hieher gemiethet hatten und der uns leicht bis nach Lengenfeld, wo erst der Weg fahrbar zu sein aufhört, hätte bringen können. Wir beklagten dies einmal des schlechten Wetters wegen, und dann auch deshalb, weil in Umhausen selbst kein Fuhrwerk für diesen Tag aufzutreiben war. Alle Pferde des Dorfes waren in die Sommerfrische gegangen, und erfreuten sich zur Zeit des nahrhaften Genusses duftiger Alpenkräuter.

Nachdem wir uns sattsam überzeugt hatten, daß dieser Kasus sich nicht ändern ließ, so schlugen wir ohne Zeitverlust den Weg zum nahen Stuibenfall ein, den alle Welt als einen der schönsten Wasserfälle der Monarchie preist, und der es in der That auch ist. Er liegt etwa eine halbe Stunde abseits von Umhausen in einer Schlucht der rechten Thalseite, und wird durch den Hairlachbach gebildet, der aus dem Gletscher des Grieskopfs entspringt, und sich dann bei Umhausen, unter sichtlichen Beweisen zeitweiliger Zerstörungssucht, in die Oetzthaler-Ache ergießt. Der Weg zum Wasserfall führt anfangs ganz zahm durch die Roggenfelder des Dorfes, bis er die Mündung des Hairlachthales

erreicht; von hier an windet er sich über Felstrümmer von jeder Größe hindurch, und erreicht dann eine Brücke, jenseits welcher ein schmaler und etwas rauher Steig auf die dem Katarakte gegenüber stehende Bergwand leitet. In der Tiefe selbst ist kein lohnender Standpunkt möglich, denn die Schlucht ist so enge, daß an der Stelle des Falles ihre ganze Breite von der stürzenden Flut überdeckt wird, weshalb sich dem Beschauer dort nur eine Seitenansicht bietet, die ihn das Beste verlieren läßt. Es lasse sich daher Niemand das Erklettern des erwähnten Berghangs gereuen. Von da angesehen scheint sich der Bach nicht aus dem Hairlachthale selbst, sondern von der rechten Seite desselben, aus dem höheren Gebirge herabzudrängen. Der Fall besteht aus zwei Kaskaden, die zusammen die Kleinigkeit von 472 Fuß Höhe messen, was die volle Höhe des Thurmes der St. Stephanskirche in Wien um 40 Fuß übertrifft. Wahrscheinlich in Folge eines kleineren Falles oberhalb, schießt der wasserreiche Bach bei seinem Erscheinen wie ein breiter Strahl aus seinem oberen Rinnsal hervor, und wird ungefähr im dritten Theile der ganzen Fallhöhe von einem Felsenbecken aufgefangen, das einen Theil des Wassers in anfänglich horizontaler Richtung wegstäuben macht. Die andere, etwas stärkere Hälfte wendet sich von hier an etwas nach rechts, sinkt, bereits in weißen Schaum verwandelt, etwa 50 bis 60 Fuß in mehreren kleinen Sprüngen herab, und fällt dann als ein breiter, wehender Silberschleier stäubend und donnernd auf den Boden des Thals. Die reiche Umgebung, der dunkle Wald nebenan und die grünen Bergkolosse dahinter, erhöhen die Schönheit des großartigen Naturbildes, das nur die Engheit des Thales beklagen läßt, die das Beschauen aus größerer Entfernung und die Vereinigung aller Theile dieser machtvollen Szenerie zu klarerer Empfindung nicht wenig beeinträchtigt.

Nachdem unsere Blicke befriedigt, unsere Ohren voll Donner, und unsere Kleider mit Wasserstaub reichlich bedeckt waren, traten wir den Rückweg an. Im Gasthause fanden sich zwei neuangekommene Studenten aus München vor. Es war jetzt etwa 5 Uhr und der subjektive Grund zu einem guten Diner vorhanden, weshalb wir Nachfrage nach eßbaren Dingen, und namentlich nach Forellen, hielten, bezüglich letzterer jedoch die traurige Auskunft entgegennahmen, daß der letzte im Jahre 1845 erfolgte verheerende Ausbruch des Rofener Gletschersees

diese achtbaren Alpenbewohner im ganzen Oetzthale grausam vertilgt habe. So erzählte uns Herr Marberger selbst, ein kluger und wohlhabender Mann, der seiner Redlichkeit wegen weit und breit große Achtung genießt. Aber auch an Witz fehlte es ihm nicht, was er durch manche humoristische Bemerkung bewies, mit der er diese und jene Notiz im Fremdenbuche kommentirte, wozu übrigens mancher Fremde vortreffliches Material lieferte. So warnte z. B. ein Privatdozent der Universität Heidelberg jeden Touristen vor dem Uebergange über den Hochjochferner, unter Hindeutung auf Gefahr für seine Stiefel und Füße, wobei er nicht unterließ vorauszusetzen, daß ihm — dem Touristen nämlich — beide lieb seien. Marberger bemerkte, es wäre merkwürdig zu wissen, welche Art Landstraße jener junge Herr auf einem Joche vermuthete, auf dem mehr Eis liegt als selbst den Oetzthalern, und den Schnalser Schafen, die alljährlich zweimal darüber müssen, angenehm ist. Auch den Namen des unglücklichen Dr. Bürstenbinder aus Preußen fanden wir hier; er brachte die Nacht in Umhausen zu, so erzählte der freundliche Wirth, war des Morgens sehr heiter, und trug, als er fortging, leichte zierliche Schuhe, mit denen er recht wohl eine Tanzunterhaltung hätte mitmachen können. Bei so wenig Erfahrung im Gebirgswesen hätte er vorsichtiger sein sollen. Im Gegentheile, er trotzte der Gefahr muthwillig, und fand so in einer Eiskluft des Gurglerferners ein trauriges Ende. [1]) Unter diesen Gesprächen dampfte endlich der Schöpsenbraten von reichlichen Kartoffeln begleitet zur Thüre herein, worauf Marberger sein grünes Käppchen vom Kopfe nahm und „guten Appetit“ wünschte, wir aber allsogleich daran gingen die Ueberflüssigkeit dieses Wunsches darzulegen.

Mittlerweile hatte der schon während unserer Rückkehr von dem Wasserfalle eingetretene Regen nicht nur nicht nachgelassen, sondern es hatten sich die Wolken so dicht zusammengeschoben, daß sie jetzt einen den ganzen Horizont überdeckenden, geschlossenen Nimbus bildeten, unter dem die Dämmerung rasche Fortschritte machte. Wir entschlossen uns daher in Umhausen zu übernachten, was sich auch in Beziehung auf meine Person als zweckmäßig erwies, indem sich bei mir gegen Abend alle Anzeichen einer Fieberalteration einstellten. Ich hatte mich ohne Zweifel bei Besichtigung des Wasserfalles dadurch erkältet, daß ich,

bei Erkletterung der erwähnten Bergwand in stärkere Transpiration versetzt, mit unvorsichtiger Eile den Rock öffnete, und mich so der erkältenden Einwirkung des vor dem Sturze hergehenden heftigen Luftzuges und Wasserstaubes darbot. Unter solchen Umständen machten wir unsere Weiterreise in das obere Oetzthal von meinem Befinden und von dem Wetter des nächsten Tages abhängig.

Am Morgen weckte uns Herr Marberger mit der erfreulichen Nachricht, daß das Wetter sich „aufgemacht" habe und einen heiteren Tag verspreche. Das klang angenehm, zumal auch ich mich wieder ganz wohl fühlte. Wir sprachen daher in Eile dem Frühstück zu, und traten um 7 Uhr in Begleitung von Marberger's Sohne, der unseren Reisesack trug, und der beiden baierischen Studiosen, die Wanderung thalaufwärts an. Da eben Sonntag war, so begegneten wir häufig den zum Gottesdienste herbeieilenden Bewohnern der entfernteren Gehöfte. Die Männer trugen vorherrschend dunkle Tracht, schwarze Jacken und braune Strümpfe, während die Weiber die auch im Innthal gebräuchlichen konischen Mützen führten, in kurzen, faltenreichen Wiflingen staken, und die Waden vom Knie abwärts mit einem dicken, unförmlichen Wulst umwickelt hatten. Dieser letztgenannte Schmuck war jedoch nicht allgemein, sondern schien, wenn ich nicht irre, ein Privilegium der Frauen des Thales zu sein. Nicht vieler freundlicher Grüße konnten wir uns von Seiten dieser Leute rühmen, denn die rauhe Natur ihres Bodens, ihr lebenslanger Kampf mit den Elementen, und vor Allem ihr einsames, dem häufigeren Verkehr mit Menschen schwer zugängliches Dasein, macht sie ernst, scheu und verschlossen, aber auch phantasiereich, gottesfürchtig, rechtschaffen und kräftig. In keinem Theile des Landes hat die Märchenwelt den „saligen Fräulein," Hexen und Norken, den guten und bösen Geistern ein so weites Gebiet eingeräumt, als im Oetzthale. [2])

Eine Viertelstunde oberhalb Umhausen beginnt die Schlucht von Maurach, eine brausende, felsüberhangene, schauerreiche Klamm; — ein Stück Tollheit der Natur und eine Art Ehrenrettung für manche Unglaublichkeit in den Werken Vater Tieck's und seiner Jünger. Wer in dieser Schlucht die Felswand rechts oder die Felswand links mit den Augen bis zu ihrem oberen Ende verfolgen wollte, der thäte gut sich

rücklings auf den Boden zu legen; wer aber an Nervenschwäche leidet, der sehe lieber gar nicht hinauf, weil er sonst leicht, besonders wenn Wolken vorüberziehen, dahin gebracht werden könnte zu glauben, es stürzen ihm die Berge über den Kopf zusammen. — Mehr als sonst wo sind beim Eingange in diese wilde Thalenge die Verwüstungen erkennbar, mit denen die Fluten des Gießbaches das an fruchtbarem Boden ohnehin so arme Thal von Zeit zu Zeit heimsuchen; Geschiebe von jeder Größe, zuweilen von mehreren Kubikklaftern räumlichen Inhalts, bedecken im wildesten Gewirre theils das Bett der Ache, theils jemaliges Ackerland, auf Jahrzehende hinaus jede Kultur zurückweisend. Aber nicht die Oetz allein bedroht Felder und Häuser, auch die zahllosen Seitenbäche führen bei starken Regengüssen Schutt und selbst beträchtliche Steinmassen zur Tiefe herab, und die oft kolossalen Schuttkegel, die an den steilen Bergwänden angelehnt liegen, reden von den Gefahren, die den armen, vielgeplagten Thalbewohnern von allen Seiten drohen. Ein eindringliches Beispiel dieser Art konnten wir in der Thalenge oberhalb Lengenfeld wahrnehmen. Ein Haus steht da dicht am Wege, um wenige Fuße höher als dieser, und am Rande eines über die dahinter liegende Berglehne sich hinaufziehenden hochstämmigen Fichtenwaldes, der das Haus gegen jeden Murrbruch auf ewige Zeiten zu schützen schien. Und dennoch hatte sich, vor nicht gar langer Zeit, eine Murre den Weg durch den Forst gebrochen, dicke Bäume geknickt, die Umfassungsmauer des Hofes durchbrochen, und lag nun, wenige Schritte vom Hause entfernt, als ein mindestens zwölf Fuß hoher Schuttwall quer über dem Wege. Es kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß die nächste Thätigkeit dieser Murre jenes Haus über den Haufen wirft. — Es wäre von eigenthümlichem Interesse zu erfahren, ob der Besitzer dieses, in so kritischer Lage befindlichen Gehöftes, unter gewissen Bedingungen gerne sein heimatliches Thal verließe. Ich glaube es nicht; denn der Mensch achtet im Allgemeinen gerade jenen Besitz am höchsten, dessen Erhaltung ihm die meiste Mühe kostet; er hat eben durch diese Mühe alle seine Gefühle in Anspruch genommen, und sich mit diesen verwachsen. Und so geht es denn auch den Bewohnern aller Hochländer mit der beschwerlichen Existenz, in den oft unwirthlichsten Thälern, in denen sie ihr Dasein empfingen.

Kaum hat man den Mauracher Paß hinter sich, so verändert sich alles wie mit einem Zauberschlage. Die lachende Ebene von Lengenfeld spannt sich wie ein smaragdgrüner Teppich, anderthalb Stunden lang und eine halbe breit, vor den Blicken aus, und eine verhältnißmäßige Zahl von Dörfern und Weilern belebt mit ihren Kirchen und weißblinkenden Häusern das schöne, fesselnde Bild. Das hellste Wiesengrün bedeckt die Sohle des Thals, und da jetzt der Flachs nicht mehr blüht, so halten sich die Zeitlosen für verpflichtet, seine Rolle zu übernehmen, und zu schmücken deshalb in unermeßlicher Zahl den feuchten, grasigen Grund. Der Flachs ist hier bereits das Hauptprodukt der Bodenkultur geworden; er wird im Oetzthale mit großem Erfolg gebaut, bildet einen gesuchten Ausfuhrartikel und zieht in guten Jahren Hunderttausende von Gulden ins Thal herein. Umsichtige Hausfrauen preisen die Länge und Stärke dieses Flachses. — Dem sinnvollen Wanderer wird die gesteigerte Majestät der Lengenfelder Landschaft nicht entgehen; auf den Bergflanken beherrscht der Wald nur mehr kleine Gebiete, die Kämme und niederstreichenden Felsenrippen des Gebirges werden immer wilder und trotziger; schon hängen da und dort, wie eine Sache die sich von selber versteht, kleine Wasserfälle als lange weiße Bänder ins Thal herein, und rechts drüben ganz nahe bei Lengenfeld blickt gar schon ein silberner Gletscher aus dem wallenden Nebel hervor. Wir stehen hier bereits 3800 Fuß höher als die Meeresfläche und 600 Fuß höher als wir bei Umhausen standen.

Als wir uns Lengenfeld näherten, was in Anbetracht des Kothes und der vielen Wassertümpel am Wege, nicht eben leicht war, erschollen plötzlich Glockenklänge und Pöllerschüsse, was wir bescheidener Weise als Freudenbezeigung der Bevölkerung über unseren Besuch ausgaben, und wobei wir nur darüber im Zweifel waren, auf welche Art den guten Leuten die frohe Kunde von unserer Reise zugekommen sein mochte. Der junge Marberger klärte uns jedoch die Sache dahin auf, daß hier so eben eine Redemptoristen-Mission thätig sei, die heute einen feierlichen Gottesdienst mit Predigt abhalte. Bei unserem Eintritt in das Dorf war der heilige Akt eben zu Ende; die Andächtigen strömten aus der Kirche, und umstanden dann in dichten Gruppen das mit Gemälden und sonstigen bunten Dekorationen reichlich verzierte, geräumige Gotteshaus.

Wer das tirolische Volk, und namentlich das in den höheren Seitenthälern, etwas genauer kennt, seine Glaubenskraft und Frömmigkeit, seinen Biedersinn und Sittenernst, — wer da weiß, wie treu und warm sie an der Kirche und ihren Dienern, an Kaiser, Gesetz und Vaterland hangen, der wird billig fragen dürfen, was die Herren jenes geistlichen Ordens an diesen Leuten im Allgemeinen zu bessern nöthig finden? — Die kalte, keusche Natur der Hochalpen liefert ihren Bewohnern wahrlich der Verführungen wenige; eher umstellt sie ihr Dasein mit einer Fülle von Bedrängnissen und Gefahren, die den Geist von selbst an jene höhere Vorsehung erinnern, von der allein ein ausreichender Schutz gegen jedes Unglück zu erwarten ist. Gewiß haben diese Missionsprediger keinen Grund zur Annahme, es seien ihre mahnenden, zürnenden, bilderreichen Worte eindringlicher als die Stimme Gottes, die aus dem Donner der Lawinen, aus dem Brausen der Murren, aus den Bergbrüchen, den Verheerungen der Gebirgswässer, und anderen ähnlichen Ereignissen spricht. Wessen die Leute hier bedürfen, das ist eine gründliche Unterweisung in den heiligen Lehren unserer Religion, und dann aufrichtender Worte des Trostes, der Geduld und des Gottvertrauens. Aber jene ist mehr Sache der Schule und eines längeren Unterrichts, und diese, die Trostesworte nämlich, sind eben nicht die Aufgabe der Missionen, die sich die Besserung der Sünder zum Ziel gesteckt. Ist aber die Existenz des armen Mannes, der die Entfernung seines Hofes von dem nächsten Dorfe oft nach Stunden mißt, nicht ohnehin schon düster und voll Entbehrungen genug, als daß es gut und nöthig wäre, seine Seele durch vorgehaltene, von ihm oft kaum geahnte Sünden Anderer zu verwirren, sein Selbstvertrauen zu erschüttern und die Ruhe in seiner Brust zu stören? Wenn er auch nicht sündenfrei ist — und welcher Mensch wäre dies! — so sind dennoch die Mittel, welche solche Missionen zu seiner Besserung aufwenden, viel zu drastisch und deshalb eher gefährlich als wirklich heilsam. Anderswo und in Städten mögen diese Mittel am rechten Platze sein.

Im Wirthshause, wohin wir uns begaben, um die Dienste des Wirthes bezüglich der Beistellung eines Führers zu requiriren, fand sich bald eine große Zahl braunstrümpfiger Gäste ein, die uns mit allen Zeichen der Neugier betrachteten. Die meisten hielten sich in bescheidener

Entfernung, einige guckten von der Gasse durch die Fenster in die Stube herein, noch andere aber setzten sich neben uns an den Tisch und besahen uns von allen Seiten, nicht anders als wären wir zwei seltene und sehenswerthe Kleinodien. Einen frischen, stämmigen Burschen, der zu meiner Linken saß, und in staunender Betrachtung meiner Wenigkeit den Schnaps vergaß, den ihm die Kellnerin vorgesetzt hatte, frug ich endlich, weshalb er mich so aufmerksam mustere, worauf er mir erwiederte: „Schau, Du gefällst mir gar so gut; Deine Uniform ist so schön, eine solche habe ich mein Lebelang nicht gesehen!" Das war nun einmal eine Bemerkung, die, wie ich glaube, auf dieser Welt noch niemand gemacht hat; ich hielt sie ohne Zweifel für geistreich, und faßte freundliche Gefühle für den jungen Mann. Er nahm hierauf meinen Säbel zur Hand, zog ihn vorsichtig aus der Scheide, und bewunderte aufrichtig seine Länge, seine Leichtigkeit und seinen Glanz. Diese kleine Historie beweist, daß mein und meines Uniforms naiver Apologet bis dahin den Fuß noch nie aus seinem heimatlichen Thale gesetzt, da er sonst wenig Grund gefunden haben würde, mich und meinen weißen Waffenrock so ehrlich anzustaunen. Ein Gleiches mag wohl bei vielen dieser einfachen Alpensöhne der Fall sein, wenngleich vielleicht kaum einer das Glück ahnt, das ihnen diese Beschränkung gewährt.

Lengenfeld ist ein großes, schönes Dorf, und das wohlhäbige Aussehen seiner Häuser berührt gefällig das Auge. Aber es hat einen bösen, tückischen Genossen in seiner Mitte, einen wahren Störenfried, der, wenn er zu brummen anhebt, Häuser und Ställe einstürzen macht. Das ist der Fischbach, zur Stunde ein harmloses Bächlein aus Gletschermilch, das aber erst im vorigen Jahre einigen Häusern den Garaus machte, weshalb man zwei mächtige Steindämme an seine Ufer hinbaute. Er kommt aus dem Sulzthale, durch welches ein Marsch von zwölf Stunden nach Ranalt im oberen Stubai führt. Es ist interessant, den Verbindungen der Thäler über die Kämme hinüber nachzuforschen. Denn man erfährt dadurch nicht allein wie nahe sich manche Thäler liegen, die sonst nur auf Tagereisen weit ausholenden Umwegen zu erreichen sind, sondern man wird auch auf solche Weise praktisch über die Orographie des Landes belehrt. Der Stubaier-Gebirgsstock ist in dieser Beziehung ein wichtiger Knotenpunkt, indem von ihm nicht weniger

als neun größere Thäler nach allen Richtungen ausstrahlen. Aehnliche Verhältnisse, nur in noch reicherer Entwicklung, bietet die Centralkette im oberen Oetzthale dar.

Mittlerweile hatte der Wirth uns einen Führer ausgemittelt, weshalb wir uns, nach halbstündigem Aufenthalte, zum Aufbruche rüsteten. Doch vorher mußten wir unseren Freund, den jungen Marberger, für seine Leistung befriedigen, und siehe, da stießen wir mit einem Male auf ein ungeahntes Hinderniß; er wollte in keinem Falle eine bestimmte Forderung stellen, sondern meinte das Bißchen Weg sei keiner Rede werth, und wir möchten geben was uns eben in die Hand käme. Die Strecke von Umhausen bis hieher maß aber dritthalb wohlgezählte Stunden und das Gewicht des Reisesacks zählte nicht unter 20 Pfunde. Nach einigem Hin- und Widerreden, und als wir ihm erklärten, daß wir von dem einschlägigen Brauch im Oetzthale nicht das Mindeste wüßten, nannte er endlich den Betrag von 36 Kreuzern in Reichswährung. Daß wir mehr gaben und eine Halbe Wein dazu, versteht sich fast von selbst. Ich stelle nun die Frage, ob einem Reisenden seit einem halben Jahrhundert etwas dergleichen in der Schweiz begegnete; dort kostet, nach der Erzählung Dr. Ruthners, unsers rühmlich bekannten muthvollen Bergtouristen, das Nennen eines Namens gelegenheitlich einen Batzen.

Als wir Lengenfeld verließen, hatte der Himmel sich vollends aufgeklärt, und über Berg und Thal lag nichts als Glanz und Glorie. Jeder Farbe geschah jetzt das gebührende Recht, das meiste aber dem oben bereits erwähnten Gletscher, der oberhalb des Dörfchens Huben nicht anders heruntersah, als sei er ein spezieller Freund der Sonne und von ihr mit einer dreifachen Menge Licht bedacht. Der Bergriese, der ihn trägt, ist die „hohe Geige“ — eine eigenthümliche Violine, deren Fidelbogen annoch vermißt, von der k. k. geologischen Reichsanstalt aber gewiß noch aufgefunden werden wird. Von diesem Berge geht in Lengenfeld das Sprichwort, daß ein mittelstarker Mann alle ehrlichen Hubener huckepack auf seine Spitze tragen könne, worauf jedoch die Hubener also antworten: „Dies sei wohl möglich, aber der besagte Mittelstarke müsse selber ein ehrlicher Mann sein, und darum seien die Lengenfelder den Beweis von der Wahrheit jenes Sprichworts bis heut

zu Tage schuldig geblieben." — Uebrigens beginnt auf der hohen Geige jene zusammenhängende Eisdraperie, deren Länge viele, und deren Breite stellenweise zwei bis dritthalb Meilen mißt, deren Zipfel endlich weiter oben mannigfach bis ins Thal herunterhängen.

Gleich hinter Huben schließt sich die Lengenfelder Ebene, und es beginnt neuerdings eine dunkle, wildvertobelte Schlucht, die aber durch ihre Länge und Monotonie ermüdet. An breiten Murren, hohen Schutthalden, Wasserfällen, aufschreienden Bächen und tiefsten Einsamkeiten ist hier noch weniger Mangel als anderswo, aber die dreistündige Dauer genannter Bergschrecknisse macht endlich nicht mehr Wirkung, als eine einzige am rechten Platze. Toujours perdrix! rief einst mißmuthig jener Franzose, dessen Küche für längere Zeit nur köstliche Rebhühner, und nicht auch minder leckere Gerichte zu liefern vermochte. Mit doppeltem Behagen begrüßten wir deshalb die kleine Thalweitung von Sölden, auf deren weichen, grünen Grund das gleichnamige Dorf friedlich sich hingelagert hat.

Sölden, das bereits 4435 Fuß über dem Meere und 625 Fuß höher als Lengenfeld liegt, gleicht schon fast einem Verein von Sennereien, so ernst und des Baumschmucks bar ist's um die Häuser herum, und so still und träumerisch läßt sich bereits die Gegend an. Und dennoch hat hier die Kunst, ich meine die Malerei, viel drolliges Unwesen getrieben. Wer immer ein warmer Kunstfreund ist, und sich die Häuser von Sölden betrachtet, dem wird es einleuchten, daß dieses Alpendorf eine Künstlergröße eigener Art beherberge; einen in das Oetzthalerische übersetzten Polidoro oder Maturino, dem es verliehen worden, die Wohnungen der Ortschaft äußerlich mit einer solchen Auswahl von Ornamenten zu bedecken, daß sie klärlich die Kraft und Originalität seines Geistes verrathen. Das „obere" Wirthshaus, in welchem wir einkehrten, war in dieser Hinsicht besonders ausgezeichnet. Da war der Eingang in einen wahren Triumphbogen verwandelt: schlanke Säulen unbekannter Ordnung, und aus den kostbarsten Materialien aufgebaut, hoben ihre dicken Häupter empor und waren bedeckt von Architraven, Simsen und allerlei unmöglichen Bögen; an Schnörkeln und unterschiedlichem Zierrath war auch kein Mangel, indeß die gebrochenen Linien und wechselnden Schatten die Täuschung eines geheimnißvollen Hintergrundes erzeugten. — Sollte dies Alles vielleicht ein gemaltes

Versprechen des Wirthes vorstellen, daß unter seinem Dache den physischen Hälften der Gäste ein Triumph zu Theil werden würde? — Diese Frage sollte jetzt beantwortet werden.

Auf unsere Nachfrage, was die Küche zu bieten vermöge, nannte uns die Kellnerin: Suppe, Rindfleisch, Schöpsenbraten und Kompot. „Rindfleisch!" rief mein Freund entzückt, und „Kompot sogar!" setzte ich nicht minder erfreut hinzu; welche volle Summe schmeichlerischer Hoffnungen! — Aber ach! wie reich an Täuschung ist dieses Erdenwallen! Als das Rindfleisch kam, war's ein Stück brauner Asbest, eine Art paläontologischer Delikatesse; — der Schöpsenbraten trieb Selbstchemie, und war bereits in einem merklich vorgerückten Stadium freiwilliger Zersetzung begriffen; und gar das Kompot! — der Himmel verzeihe jener Kellnerin die leichtsinnige Verunglimpfung dieses edlen Wortes! denn was sie Kompot nannte, bestand weniger aus Kirschen, als vielmehr aus Kirschen-Mumien; es waren Vermächtnisse einer antiken Zeit an die Gegenwart, — dünne, schwarze Bälge mit kolossalen Körnern. So stand es um den Sinn bemeldeter Triumphpforte und um unser Mittagessen in Sölden nach einem fast sechsstündigen Marsche. Zum Ueberfluß ging jetzt draußen ein zerfließender Nebel als Regen, mit Graupen untermischt, nieder, und rasselte um die Fenster, als ärgerte er sich uns nicht im Freien erwischt zu haben.

Das alles störte unsere Laune, was uns gewiß nicht zu verdenken war, und brachte nachher, als wir wieder weiter zogen, in mir den Eindruck hervor, als habe Sölden eine düstere Lage. Die Höhe der umstehenden Berge kann beiläufig dadurch beurtheilt werden, daß der Uebergang in das nahe Pitzthal, eine tief in den Bergkamm einschneidende Scharte, 9453 Fuß Seehöhe besitzt, und hier mit dem Diminutiv „Jöchel" bezeichnet wird. Eine Elevation also, die in der Gegend bei Umhausen einem beliebigen Berggipfel ein Anrecht auf unsere Achtung gab, ist hier bereits zur Höhe der Joche herabgesunken. Auf der östlichen Seite hob der eisverhüllte Grieskopf seine Silberscheitel über die Wolken auf, und von Süden her schaute durch die Windauer Schlucht der Röderkogel, ein derber, finsterer Geselle, ins Thal herein. War's meine Schuld, oder die des triumphalen Wirthshauses in Sölden, ich weiß es nicht, aber mir dünkte damals, als zitterte etwas

Schwermuth durch die Luft, und hätte sich über das Thal, über die Berghänge, und über die still und nachdenklich aufragenden Felsenstirnen abgelagert.

Oberhalb Sölden ist einmal wieder, und Gott weiß es zum wievielten Male, die Oetz zu überschreiten, worauf sich der Weg über den Abhang des Brunnenkogels emporwindet, wo die kleine Häusergruppe von Windau liegt. Hier trifft man merkwürdig glattgeschliffene, unter der spärlichen Grasdecke nur theilweise zu Tag tretende Felstafeln von so blanker Oberfläche, daß der Fuß, der sie besteigt, einigen Grund zur Vorsicht findet. Diese Schliffflächen liegen einige hundert Fuß oberhalb der Thalsohle und sind ohne Zweifel ein Produkt vorweltlicher Gletscherarbeit. Sie überraschen hier um so mehr, als der zerbrechliche, leicht verwitternde Glimmerschiefer, der, von Umhausen angefangen, das Gebirge zusammensetzt, derlei Schliffe zu erhalten nicht geeignet ist. — Bald darauf biegt der Pfad in die Schlucht von Windau ein — einen grauenvollen, von den dämonischen Gewalten der Urwelt durch die Gebirgsmasse gesprengten Abgrund. Es ist eine tiefe Spalte voll steiler, hängender Schroffen, voll wilder Wasserrünse, Martersäulen und Gefahren. Unten braust die Oetz über chaotisch gehäuftes Trümmerwerk, und oben, wohl tausend Fuß über dem Spiegel der Ache, zieht längs des zerklüfteten Bergabsturzes der oft kaum fußbreite Weg vorüber, zuweilen über lange, schwankende, entlang der Felswand gebaute und über dem Abgrunde hängende Brücken hinführend. Ein falscher Tritt, ein von oben herabrollender Stein oder das Weichen einer jener Brücken, mag nach Umständen hinreichend sein, dem unglücklichen Wanderer die Fortsetzung der Reise zu ersparen. — Kurz, das ist die extravaganteste Wildheit des Oetzthals, und eine Gelegenheit zum Schaudern, wie sie nicht besser zu wünschen. Ja man kann ohne Bedenken die Behauptung aufstellen, daß, könnte man diesen Schlund wie irgend ein Wunderthier durchs Land führen und für Geld sehen lassen, unter Hunderten kaum Zehn den Muth hätten, sich freiwillig an seinen inneren Geheimnissen zu ergötzen.

Bei Zwieselstein, einem ärmlichen Weiler, aus etlichen Häusern und einem Kirchlein bestehend, den man von Sölden in etwa anderthalb Stunden erreicht, endet das eigentliche Oetzthal, indem es sich in

zwei Arme spaltet, von denen der eine unter dem Namen des Gurglerthales bis zum Firnmeere des großen Oetzthaler- oder Gurglerferners aufsteigt, der andere aber als Fenderthal in südwestlicher Richtung fortzieht, an dem Zwiesel bei Fend sich ebenfalls in zwei Arme theilt und mit diesen einerseits am Niederjoch- und anderseits am Hochjochferner die Zentralkette der tirolischen Alpen erreicht. Auch die Oetzthaler-Ache büßt jetzt ihren Namen ein und die Bäche, denen wir fortan begegnen, werden nach den Thälern benannt, in denen sie fließen.

Der ernstere Leser wird es mir nicht verargen, wenn ich jetzt, bevor ich mit ihm das Oetzthal verlasse, seine Aufmerksamkeit nochmals, u. z. in aller Kürze, auf den eigenthümlichen Bau dieses, in vielen Beziehungen merkwürdigen und großartigen Alpenthals zu lenken mir erlaube. Die vorangegangene Erzählung bietet zu einer allgemeinen Betrachtung bereits einiges Materiale, indem sie den wiederholten Wechsel zwischen Thalweiten und Thalengen, die Höhe und Steilheit der Gebirge und ihre geognostische Zusammensetzung, die geringe Anzahl bedeutender Nebenthäler, das Auftreten des ewigen Eises auf den Kämmen u. dgl. m. theils umständlich, theils nebenher erwähnte. Die Thalweiten sind jene von Oetz, Umhausen, Lengenfeld, Sölden und Zwieselstein; sie liegen terrassenförmig über einander, und sind zum Theil, wie jene von Umhausen und Lengenfeld, so horizontal und flach, daß schon der Volksglaube sie für den Boden abgelaufener Seen erklärte. Dies scheint auch in der That bei der Lengenfelder Ebene vom Beginne her, und bei der von Umhausen seit jener Zeit der Fall gewesen zu sein, in der ein ungeheurer Bergbruch das Thal zwischen Oetz und Umhausen verschüttete. Die Errosion, der übrigens auch die Entstehung der Windauer Schlucht zuzuschreiben ist, verschaffte endlich dem stehenden Gewässer einen Abfluß in das tiefere Innthal. Weniger eben sind die beiden Becken von Oetz und Sölden, und das von Zwieselstein endlich ist an sich unbedeutend und hat seine Entstehung wohl zumeist der hier stattfindenden Vereinigung der Thäler von Gurgl und Fend zu verdanken. Die Seehöhen dieser Becken sind: 2621 W. F. für Oetz, 3257 F. für Umhausen, 3809 F. für Lengenfeld, 4435 F. für Sölden und 4600 F. für Zwieselstein, woraus sich ihre Höhenunterschiede mit 500 F. zwischen Haimingen im Innthal und Oetz, mit

636 F. zwischen Oetz und Umhausen, mit 652 F. zwischen Umhausen und Lengenfeld, mit 626 F. zwischen Lengenfeld und Sölden, und mit 165 F. zwischen Sölden und Zwieselstein ausmitteln lassen. — Die Geognosie des Oetzthals ist sehr einfach; die auftretenden Formationen streichen parallel zur Zentralkette, und durchschneiden daher die beiderseitigen Höhenzüge unter rechten Winkeln. Vorherrschend sind die krystallinischen Schiefer, nur unten an der Mündung des Thals finden sich erst kalkige und dann thonige Gebilde, letztere von dunkler rauchiger Farbe. Im Gsteig oberhalb Oetz stößt man auf eine Zone von Hornblendegestein, worauf Gneiß folgt, der aber schon bei Umhausen in Glimmerschiefer übergeht, und sich weiter oben, wie die von dem geognostisch-montanistischen Vereine in Tirol herausgegebene Karte nachweist, nur mehr in einzelnen, schmalen Streifen wiederfindet; ein gleiches Bewandtniß hat es auch mit den Amphibolitgebilden. Der Glimmerschiefer, der, wie erwähnt, schon bei Umhausen beginnt, beherrscht nun das weite Terrain bis gegen das Etschland hin, steigt zu den höchsten Jochen und Bergspitzen empor, und ist in allen Varietäten und Farben anzutreffen. Bei Huben zeigt er reichliche Einschlüsse von Granat, und der durch Verwitterung abgesetzte Glimmer ist seines Glanzes wegen für das Auge zuweilen von lästiger Wirkung.

Doch nun wieder nach Zwieselstein zurück, um unsere Wanderung in das Fenderthal anzutreten.

In diesem Thale, das uns zuvörderst mit einem dichten Fichtenwalde empfing, hören alle Thalweiten auf und es liegt vor uns wie eine lange hohle Gasse, von stolzen Bergpalästen umstanden, auf deren Terrassen und Zinnen eitel Schnee und Eis liegt, als wären sie der Sonne nicht näher als die grüne, blumige Grastrift unten, und als wäre dort der Winter noch immer Herr und König. Aber auch Roggenfelder, freilich ärmliche, und Erdflecken mit Stockrüben und Kartoffeln bebaut, mischen sich hie und da unter die dunkeln Wiesenbreiten; doch war selbst jetzt, um die Mitte des Augustmonds herum, noch keine dieser Kulturen erntefähig; — was suchen auch derlei exotische Gewächse im Fenderthale, 5000 Fuß über der See? — Unten im Thalgrunde hält die Fenderache brummige Selbstgespräche, und der nahe Lobferner, der oben hinter dem Röderkogel horstet, macht ihr in plät-

schernden Falle seinen Wassertribut flüssig. Und wie hier Alles sonderbar zu sein anfängt, so ist dies auch bei den menschlichen Wohnungen der Fall, die sich von einer Seite hinter mächtige Steindämme verstecken, wie gegen einen lauernden Feind, dessen Geschoß Verderben bringt. Dieser Feind ist die Lawinengefahr, gegen welche jedoch, in vielen Fällen, selbst Schutzwälle von solcher Größe nicht zureichen. In Tirol ist überhaupt das Fenderthal die wahre Heimat der Lawinen, und geschichtliche Notizen in Menge, so wie die unverhältnißmäßig große Zahl der am Wege aufgestellten Martersäulen, die mit einer einfachen Abbildung und Beschreibung des Unglücksfalles das fromme Mitleid des Wanderers ansprechen, zeugen von dem verderblichen Wirken jener Sendboten der Zerstörung. Von welchem Umfange die Lawinen zuweilen sein können, offenbarte sich uns weiter oben in der Nähe des Weilers Winterstall, wo wir den Bach noch von den Resten der im letzten Winter herabgegangenen Lawinen überbrückt fanden — Schneelasten, deren Masse jetzt, nach einem der heißesten Sommer seit Menschengedenken, nur nach Tausenden von Kubikfußen hätte gemessen werden können. Von den Bauernhöfen ist nur selten einer ganz außer dem Strich der Lawinen, und selbst die Kirche von Fend wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch eine vom Wildmandelberge niederstürzende Lawine von ihrem Platze weggefegt.

Eine halbe Stunde hinter Zwieselstein wurden wir von zwei Männern aus Fend eingeholt, die schwere Säcke mit Brot auf dem Rücken trugen, welches sie für den Bedarf ihrer und anderer Familien zu Lengenfeld eingekauft hatten. Die armen Leute haben daher ihre Backöfen 8 bis 10 Stunden weit im Thale unten, bis wohin nämlich im Sommer noch Mehl verfahren werden kann; — eine etwas unbequeme Wirthschaft! obgleich sie die Frauen der Gegend des Brotbackens überhebt. Die Schulter des Mannes ist in der besseren Jahreszeit begreiflicherweise das einzige Transportmittel für die Bewohner dieser höchstgelegenen Thäler. Die Säumung ist nicht üblich, auch würde die Herstellung und Erhaltung des hiezu erforderlichen Saumsteigs die Kräfte dieses an Zahl und Glücksgütern armen Volkes weitaus übersteigen. Im Winter aber bildet das Bett des festgefrornen Baches die Bahn, auf welcher vermittelst Schlitten die Verbindung mit den tiefer liegen-

den Theilen des Oetzthales erhalten wird, auf der diese Hochlande ihre Produkte zu Markte bringen, und ihre eigenen Bedürfnisse an sich ziehen. Aber welche Gefahren der schrecklichsten Art umgeben diese beschwerliche Straße! Ist schon auf den Thalwänden selten eine Stelle ganz vor den Lawinen, hier „Lahnen" genannt, sicher, so drohen diese auf jener eigenthümlichen Schlittenbahn von beiden Seiten zugleich. Da knallt keine Peitsche und wird kein lautes Wort gesprochen, weil selbst die kleinste Luftschwingung die bösen Geister auf den Höhen erwecken und zu unheilvollen Thaten reizen könnte. Der grimmige Frost so hoher Lagen ist ein kaum minder zu fürchtender Feind. — Alle diese und noch andere Schrecken sind aus Büchern sattsam bekannt, nur waltet hier der Unterschied ob, daß wir jetzt eben auf dem Boden stehen, auf welchem alle jene Schrecken ihr ständiges Hauptquartier aufschlugen.

Aber außer der fast mit jedem Schritt sich ändernden Szenerie änderte sich jetzt noch etwas Anderes merklich. Das Wetter, das seit seiner letzten Missethat in Sölden aufrichtige Reue übte, und deshalb wieder in dem Strahlenkleide der Reinheit geprangt hatte, begann jetzt sich neuer Bosheiten schuldig zu machen. Erst warf es den Bergen dicke Schleier über die Köpfe, dann sprühte es sie mit Wasser an, und schüttete ihnen zuletzt volle Eimer über den Rücken. Dies Alles mochte vielleicht den Gleichmuth der Berge wenig erschüttern, desto mehr aber brachte es den unserigen zum Wanken. Bald war die Nässe bis zur Haut durchgedrungen und weckte in mir das eingeschlafene Fieber von gestern. Da erwies sich die Nähe des kleinen Dorfes Heiligenkreuz, das von einer Anhöhe herab mit seinen grauen Steindämmen und dem ragenden Kirchlein wie eine Art Ritterburg niedersah, als frohbegrüßter Zwischenfall; es war nämlich unsere Absicht dahin gerichtet gewesen, an diesem Abende das noch um drei Stunden weiter aufwärts liegende Dorf Fend zu erreichen. Davon mußte nun abgestanden werden; bald war die Anhöhe von Heiligenkreuz erstiegen, da aber das „Widum," d. i. die Wohnung des Kuraten, seiner Abwesenheit wegen unter Schloß und Riegel stand, so nahmen wir die Gastfreundschaft eines Bauernhauses in Anspruch, und gewannen hier freundlich gewährten Einlaß.

Die getäfelte, reinliche Stube mit dem großen Tische in der Ecke und dem Kruzifix darüber, mit den umlaufenden Bänken, dem gigantischen Kachelofen, der schnurrenden Schwarzwälderuhr und den gemalten Holzschnitten an der Wand, luden zur Gemüthlichkeit ein; auch war, nach der Temperatur der Luft im Freien, die Wärme bemeldeten Kachelofens unseren Empfindungen sehr homogen. Als dann nach wiederholtem Ersuchen die Hausfrau erschien, mit einem Gesichte so ehrlich und fromm, so liebreich und herzensgut, wie ich mich nicht erinnere je eines im Leben gesehen zu haben, da vergaßen wir des Herrn Kuraten Abwesenheit und die muthmaßlichen Komforts seines verriegelten „Widums“ gänzlich, hatten Freude an Allem was wir im Hause sahen und hörten, und wurden zuletzt gar noch heiter, trotz Regen, Fieber und Zeitverlust. Zu Abend befriedigte uns ein treffliches Mus mit Milch und gelber Butter vollkommen, obschon die gute Frau die Befürchtung aussprach, uns so gut nicht bewirthen zu können, als wir es gerne wünschen mochten. Später kam der Hausherr von der Arbeit „im Berge“ und brachte zwei hübsche Mädchen, von sechs und drei Jahren, mit sich in die Stube. Er war ein stiller, ernster Mann, der wenig sprach, ein ehrliches Gesicht besaß, und in seinem Benehmen weder Schüchternheit noch Mißtrauen bewies. Und so vollendete er, mit seinem Töchterchen auf den Knien, das er von Zeit zu Zeit liebkoste, das anziehende Bild eines stillen, idyllisch-glücklichen Daseins, und zeigte uns, wie wenig zum wahren Glücke gehört, wenn die inneren Bedingungen dazu vorhanden sind.

Ich schlief schlecht, theils der ungewohnten Wärme, theils der Schwarzwälderin wegen, die mit unmäßiger Vorliebe für Kraftanstrengungen ihre viertel- und ganzen Stunden herunterhämmerte. Sie kam von dem geschwätzigen Volke der Schwaben, wo den Uhren eine laute Stimme Noth thut, um sich hörbar zu machen. Der helle Morgen brachte für die Leiden der Nacht ausreichenden Trost. Frischer Schnee lag auf den Bergen und verkündete einen günstigen Wechsel in den Zuständen der Atmosphäre. Die Morgenstrahlen der Sonne spielten mit den leichten Nebeln, die um den nahen Zirmkogel gaukelten, dessen langer Eismantel uns Farbe und Falten seines kühlen Stoffes schon mit freiem Auge erkennen ließ. Wir frühstückten rasch, berichtigten die

sehr billige Rechnung unserer ehrlichen Wirthe und nahmen herzlichen Abschied von ihnen.

Und nun ging's weiter gegen Fend in frohester Berglust. Nasse Grasflächen, prall auf- und absteigende Wegstrecken, Rünste mit herabtaumelnden Gletscherbächen und tiefe Abgründe, kamen jetzt dutzendweise vor; aber jedes neue Hinderniß stimmte unsere Empfindungen nur um so höher, so daß die Berge, diese uralten Philosophen voll Ernst und Schweigsamkeit, nunmehr den Kummer erlebten, unsere profanen Gesänge anhören zu müssen. — Vor Winterstall übersetzt den Weg das in den Felsengrund tief eingefressene Bett der Fender-Ache vermittelst eines aus Holz gebauten, kühn gesprengten Bogens, der das Werk eines einfachen Zimmermanns aus Sölden oder Huben ist, und in konstruktiver Beziehung einige Aufmerksamkeit verdient. Aehnliche Brücken desselben Meisters an anderen Orten wurden uns von unserem Führer als noch kühner und kunstreicher geschildert. Drei Stunden nach unserem Aufbruche von Heiligenkreuz erreichten wir Fend, ein kleines, aus der Kirche, dem Widum und neun Feuerstellen bestehendes Dorf.

Obschon auf dem Boden des Thales erbaut, hat Fend bereits eine absolute Höhe von 6050 W. F., und ist somit die höchstgelegene Gemeinde Tirols, der österreichischen Monarchie und Deutschlands. Seinen Einwohnern dürfte daher der Titel „Hochgeboren" am wenigsten bestritten werden dürfen. Ist aber schon der Thalgrund so beträchtlich hoch, wie es anderwärts vielbestaunte Gipfel nicht sind, wie hoch müssen erst die Berge sein! Ein seltener Ehrgeiz ist hier in dieses Volk gefahren, und wer da mindestens 10,000 Fuß nicht überstiege, würde sich zeitlebens für kompromittirt erklären. Fend hat, wie ich oben schon erwähnt, seinen Platz an jenem Punkt gefunden, wo sich das Fenderthal in zwei Arme spaltet, von denen das Niederthal in südlicher — und das Rofenthal in südwestlicher Richtung bis zu dem Kamme des Hauptgebirges aufsteigt. Die Thalleitspitze, eine gewaltige, aus dunklem Schiefer aufgethürmte Pyramide, steht an dem Vereinigungspunkte beider Thäler und gehört beiden an, und der helle Eisklotz, der sie krönt, liefert zu den schwarzen Wänden unterhalb einen fesselnden Gegensatz. Das Rofenthal entzieht sich dem Blicke durch eine scharfe Wendung,

die es unfern des Dorfes gegen Süden hin macht, indeß das Niederthal, und namentlich dessen rechte Seite, offen vor dem staunenden Auge liegt. Der Spiegelkopf, der Schalfkogel, die Firmisanschneid und die Similaunspitze, durchaus Riesen, die, gemessen und ungemessen, die Höhe von 11,000 Fuß übersteigen, heben ihre Silberscheitel gegen den blauen Himmel auf, und die ungeheuren Eismassen, die in stolzer Herrlichkeit diese ewigen Ehrensäulen des Allmächtigen bedecken, hängen dort bis ins Thal herunter, und schimmern allenthalben unter dem hellen Sonnenlichte. Gleiche Lust zu einer Wanderung ins Thal legt der nahe Latschferner an den Tag, der linker Hand den Ramolkogel überlagert, und so tief heruntersteigt, daß sein Ende, bei etwas Zehenstellung, fast erfaßbar scheint. Kurz, hier ist Alles bedeutend anders als anderswo, und der Geist, der solche Bilder noch niemals in sich aufgenommen, fühlt hier die Nothwendigkeit deutlich, seine bisherigen Vorstellungen über die Großartigkeit der Natur beträchtlich zu erweitern.

Nichts ist klarer, als daß die klimatischen Verhältnisse dieser Gegend von der rauhesten Art sein müssen, und fast jede andere Erwerbsquelle, als die der Viehzucht, von selbst ausschließen. Hier reift die Sonne kein Korn und keine Gerste mehr, und nur für Kartoffeln und einiges Gemüse ist der kurze Sommer noch warm genug; selbst die Baumvegetation ist karg geworden, wie dies an der Thalleitspitze wahrzunehmen, wo sich ihre obere Grenze um wenige hundert Fuß über die Thalsohle erhebt. Aber die Viehzucht braucht Raum, und deshalb eben besteht das Dorf, mit Ausschluß einiger Gehöfte, die abseits liegen, aus den erwähnten zehn Feuerstellen. Das Kirchlein bildet den religiösen und das Wirthshaus den sozialen Vereinigungsort der Bewohner, doch ist dieses letztere so beschränkt und schlecht bestellt, daß in der Kuratie, unter humaner Rücksicht auf ermüdete und hilfebedürftige Wanderer, ein Zimmer mit vier Betten zu ihrer Aufnahme, gegen billiges Entgelt, hergerichtet wurde. Der Kurat selbst wird, seiner mühevollen, entbehrungsreichen Existenz wegen, nach Verlauf von drei Jahren, wenn er es wünscht, von diesem Posten versetzt.

Es war ungefähr $\frac{1}{2}$10 Uhr, als wir in die Kuratie von Fend unsern Einzug hielten. Wir waren zwar nicht ermüdet, aber hilfebedürftig, was uns freilich erst auf dem Wege des Kalküls klar wurde; denn

da wir von hier weg noch einen mindestens achtstündigen Marsch zu überdauern hatten, um drüben in Schnals jenseits des Hochjochs die erste menschliche Wohnung zu erreichen, so war eine entsprechende gastronomische Vorbereitung unerläßlich. Hiezu bot uns nun Herr Lechner, der freundliche Kurat, hilfreiche Hand. Die mittlerweile mit touristischem Luxus intendirte Besichtigung der Alpenlandschaft vom Söller des Widums aus, scheiterte an dem schneidenden Südost, der von der Eiswüste im Niederthal das ganze Kältelager von Similaun und Kompagnie zu Thal brachte. Weit favorabler erwiesen sich dagegen die Penaten des Widums; erst am Küchenherde mit dem traulichen Spiel der Flammen und den reizenden Töpfen daneben, dann am Tische mit Suppe, Hammelfleisch, Tirolerklößen und Kaffee. Als unsere Uhren Mittag zeigten, erinnerten wir uns auch des Hochjochs, gaben dem geistlichen Herrn unseren Dank zu erkennen, und zogen weiter.

Für den Uebergang nach Schnals war ein neuer Führer aus Fend aufgebracht worden, der sich bei näherer Besichtigung als einer jener zwei Männer herausstellte, die uns gestern von Zwieselstein bis Heiligenkreuz das Geleite gaben. Leider war Nikodemus Klotz von Rofen, der beste Fremdenführer in dieser Gegend, wegen Erkrankung für heute nicht mehr zu gewinnen. — Erst gings einen ziemlich steilen Grashügel hinan, von dessen Höhe sich das untere Rofenthal in seiner stockenden, athemlosen Stille und düsteren Feierlichkeit gut übersehen ließ. Dann gings gegen die Rofenhöfe hinab, zwei einige hundert Fuß höher als Fend und am Rande eines tief in den Boden einschneidenden Runstes liegende Gehöfte, die dadurch eine historische Berühmtheit gewannen, daß einst Herzog Friedrich mit der leeren Tasche hier ein sicheres Asyl fand, als er, des Vorschubs wegen, den er dem Papste Johann XXIII. bei Gelegenheit seiner Flucht von Konstanz leistete, durch Kaiser Sigmund in die Reichsacht erklärt worden war. Von hier aus begab sich der unglückliche Fürst nach Landeck, wo er sich auf eine sinnreiche Weise von der treuen Gesinnung des tirolischen Volkes überzeugte, und nachher mit seiner Hilfe die Behauptung des größeren Theils seines Länderbesitzes durch Waffengewalt durchsetzte. Den Treuen von Rofen aber lohnte er den Schutz, den sie ihm gewährt, durch das Privilegium der Steuerfreiheit für ewige Zeiten und durch Verleihung

des Asylrechts; zugleich machte er dem Hofe ein Ehrengeschenk mit seiner Rüstung, die daselbst noch immer wie eine Art Heiligthum aufbewahrt wird. In der Anich'schen Karte von Tirol ist der weite Bezirk von den Rofenhöfen aufwärts, bis zum Uebergange des Hochjochs und rechts und links bis zum Grathe der einschließenden Eisregion, unter dem Namen des „Burgfriedens von Rofen" ausgeschieden. Das Asylrecht hat später freilich einer anderen Ordnung der Dinge weichen müssen, das Recht der Steuerfreiheit aber ist geblieben, und es erfreuen sich die beiden Höfe eines sichtlichen Wohlstandes. An den mit rothen Flechten reichlich überdeckten Steinblöcken des Sockels ist der Stammhof, auch der „obere Rofenhof" genannt, auf den ersten Blick zu erkennen.

Noch ungefähr eine Stunde lang zieht der Weg im Thale über die herrlich grünen Wiesenmatten von Rofen vergnüglich weiter, bis er die Abfälle des Platteikogels erreicht, eines finster in die Luft aufstarrenden, 10,660 Fuß hohen Felsblockes, der mit seinen brüchigen und wildzerklüfteten Wänden weit ins Thal vorspringt und dieses zu einer schmalen Schlucht zusammenpreßt. Hat man diese sturzdrohenden Schroffen bis zu einem Punkte überklettert, von dem sich eine Aussicht in das obere Rofenthal öffnet, so wird das Auge plötzlich von dem Anblicke eines Gegenstandes überrascht, den es in Anbetracht der weit früher schon wahrnehmbaren Länge des oberen Thalstückes, so nahe nicht vermuthet. Es ist dies der gewaltige Eisdamm des berüchtigten Vernagtgletschers, der dicht hinter dem Platteikogel aus einer tiefen Depression der linken Thalseite herabzieht, auf eine weite Strecke das Bett der Rofener-Ache überbrückt, und in der Richtung unseres Weges eine Breite von etwa tausend Schritten besitzt. Mit einer Neigung, die 10 Grade nicht übersteigt, drängt die derbe, unzerklüftete Masse des Eises zu Thal, wird hier in ihrer Bewegung durch die gegenüberstehende Bergwand aufgehalten und thalabwärts gelenkt, wo sie sich sofort beträchtlich ausbreitet. Ueber dem Bette der Ache hat der Körper des Gletschers zur Zeit eine Dicke von mindestens 300 Fuß.

Als wir auf den Gletscher hinabstiegen, machte sich mir gleich von vorneherein die Region seiner Wirkungen dadurch kenntlich, daß ich bei einem unvorsichtigen Sprunge bis über die Knöchel in den Schlammkumulus der Randmoräne einsank. Das Unglück war erträg-

lich und ließ sich in einem der vielen über die Oberfläche des Eises rieselnden Bäche leicht vollends beseitigen. Jenseits der Mitte des Gletschers war alles Eis bis zum Ufer hin mit einer starken, zusammenhängenden Schuttdecke überzogen — offenbar nichts anderes als eine Mittelmoräne, die hier nach rechts hin zu stranden im Begriffe war. Als wir dann den Gletscher jenseits wieder verließen, mußte die vielleicht 150 bis 200 Fuß hohe rechte Randmoräne erklettert werden, was des lockeren Gefüges ihrer Bestandtheile wegen, kein geringes Stück Arbeit war und uns alle nicht wenig ermüdete.

Das pittoreske Interesse an diesem Gletscher, der sich übrigens in seinem gegenwärtigen Zustande von anderen Exemplaren seiner Art nur wenig unterscheidet, wird jedoch billig der Theilnahme für gewisse physikalische Eigenthümlichkeiten desselben weichen müssen, die ihn in der Gletscherwelt als ein ganz besonderes und merkwürdiges Individuum kennzeichnen. Dies allein gibt mir den Muth, meinen freundlichen Lesern etwas weniges von der Geschichte dieses Gletschers zu erzählen, und ihnen dabei eine Serie natürlicher Erscheinungen vorzuführen, deren Großartigkeit den Geist anregen, und deren noch unerforschte Ursachen den Freund der Natur zu ernstem Nachdenken führen wird.

Der Vernagtgletscher liegt nämlich nicht immer im Rofenthale, wie dies jetzt der Fall ist, sondern es mißt im normalen Zustande die Entfernung des unteren Endes seiner Zunge von der Ache nicht weniger als 5000 Fuß. Der Gletscher hat dann seine Lage so weit oberhalb des zum Hochjoch führenden Steiges, daß er von diesem aus nicht einmal gesehen werden kann. Das Seitenthal, welches er gegenwärtig bis zu seinem Austritt in das Rofenthal ausfüllt, entspringt an dem Kamme jener hohen Bergkette, welche die Wildspitze mit der Weißkugel — die zwei größten Erhebungen des ganzen Systems — miteinander verbindet. Weite Firnmeere bedecken diesen hohen Kamm und schieben meilenlange Gletscher in die nebenliegenden Thäler hinab. Die Firnmulde des Vernagtthales hat eine östliche Exposition, und wird durch einen kurzen Felsrücken, „im Hintergraslen" genannt, in zwei sekundäre Mulden getheilt, unter denen die nördliche den Hochvernagtferner, und die südliche den Rofenthalerferner einschließt. Nach ihrer

Vereinigung an der Spitze von Hintergraslen bilden diese beiden Gletscher den eigentlichen Vernagtferner, von welchem hier die Rede ist.

In seinem normalen Zustande macht dieser Gletscher keine anderen als die gewöhnlichen, durch die klimatische Verschiedenheit der Jahre bedingten, und im Ganzen wenig beträchtlichen Oszillationen durch; plötzlich aber, und zwar in ungewöhnlich langen Perioden, erhebt er sich, und beginnt in so rascher und tumultuarischer Weise vorwärts zu schreiten, wie dies bei keinem anderen Gletscher der Erde bisher beobachtet worden. Diese Perioden umfassen beiläufig achtzig Jahre, nach deren Ablauf der Gletscher in zwei bis vier Jahren, mit einer kontinuirlichen, durch Winter und Sommer gleich anhaltenden, zuweilen schon dem freien Auge sichtbaren Geschwindigkeit, bis in das Rofenthal herabwächst. Hier angelangt verschließt er der, dem höher gelegenen Hintereis- und Hochjochgletscher entquellenden Rofenthaler-Ache den Abfluß, und staut sie nach rückwärts zu einem mächtigen See an, der selten auf friedlichem Wege ein Rinnsal durch den Eisdamm findet, sondern ihn meist gewaltsam durchbricht, und dann seine Fluten unter furchtbaren Verheerungen über das Oetzthal ergießt. Dieser Umstand läßt den Bewohnern des Thals den Vernagtferner als einen Gegenstand abergläubischen Schreckens erscheinen, der manchem grausigen Märchen Wort und Farbe lieh.

Die letzte Sturm- und Drangperiode des Vernagtgletschers fiel in die Jahre 1842 bis 1845 und war für das vielgeprüfte Oetzthal von höchst verderblichen Folgen begleitet. Im Jahre 1842 begann zuerst der Rofenthalerferner, aus unbekannten Ursachen, in seinen Firnlagern sich gewaltig aufzublähen, und schob nachher auch sein unteres Ende an dem noch schlummernden Hochvernagtferner vorüber, dem Vernagtthale zu. Im folgenden Jahre erwachte auch der Hochvernagtferner mit voller Wuth, und im Herbste desselben Jahres drängte er schon, mit jenem vereint, ins Vernagtthal hinab. Aufgerichtete Zeichen und andere Thatsachen bewiesen unzweifelhaft das Vorrücken des Eises auch in den Wintermonaten, und im April 1844, als den Gletscher die winterliche Schneehülle noch umgab, erkannte man aus Messungen, daß die Zungenspitze des Eiskörpers täglich um 1½ Fuß vorrückte. Bald nachher wurde die Bewegung der Eismasse abwärts, seitwärts

und in vertikaler Richtung aufwärts immer bedeutender, so zwar, daß bis zum Juni desselben Jahres, also gerade in den kälteren Monaten, die Vorrückung für den Tag auf 6½ W. F. stieg. Ganz im Widerspruche mit den Behauptungen der Theorie, ermäßigte sich diese Geschwindigkeit während des nun folgenden Sommers auf den Betrag von 3½ Fuß, während sie im Herbste wieder zunahm, und im Winter auf 1845 sogar das durchschnittliche Maß von 10½ Fuß für den Tag erreichte. Im Mai 1845 lag das Gletscherende nur mehr einige hundert Fuß von der Rofenthaler-Ache entfernt, wobei die Eismasse selbst das Bild einer grauenhaften Unordnung und Zerrissenheit darbot. Die immerfort sich übereinander aufthürmenden und wieder zusammenstürzenden Eisschollen gestatteten keine Annäherung mehr; ein dumpfes Brausen erscholl aus dem Innern des Gletschers, nur dann und wann durch das donnerähnliche Krachen unterbrochen, von dem das Aufreißen einer neuen Kluft begleitet ist. Um diese Zeit hatte der Gletscher im Vernagtthale an einer Stelle, die sonst eisfrei, die erstaunliche Mächtigkeit von nahe an 1000 Fuß gewonnen.

Am 1. Juni 1845 erreichte der Gletscher den Boden des Hauptthales, worauf der See sich zu bilden anfing. Das Gletscherende hatte in den letzten Tagen mit der unbegreiflichen Geschwindigkeit von 37 Wien. Fuß per Tag sich abwärts bewegt, und in dem letzten Stadium seines Vorrückens endlich gar 6 Fuß in einer Stunde zurückgelegt; zu dieser Zeit konnte die Bewegung mit freiem Auge deutlich wahrgenommen werden. Durch die gegenüberstehende „Zwerchwand" in seinem Vordrängen gehemmt, schwoll nun der ungeheure Eiskörper in seiner Breite und Höhe auf, so zwar, daß er an der Zwerchwand, die er am 1. Juni mit der beiläufigen Dicke von 240 Fuß erreichte, schon nach 14 Tagen eine Mächtigkeit von 478½ Fuß entwickelte, zugleich war seine Breite daselbst von 400 auf mehr als 1000 Fuß angewachsen. Dabei schien der Gletscher fortwährend in wilder Gährung begriffen, und unaufhörlich dröhnte das Getöse der in den wildesten und seltsamsten Formen sich aufrichtenden und niederstürzenden Eisnadeln und Pyramiden. „Die Ruinen einer großen Stadt," — so spricht Dr. Stoller [3]) in seiner ausführlichen Schilderung dieses großartigen Naturereignisses — „welche ein Erdbeben in Trümmer gerüttelt hat, geben annähernd ein Bild von

dem damaligen Zustande des Gletschers." — Nirgends, weder in Tirol, noch in der Schweiz, noch anderswo hat je ein Gletscher in seinen Bewegungen eine so furchtbare Energie und so außerordentliche Verhältnisse gezeigt, wie dieser. — Vom 1. bis 14. Juni staute sich der See hinter dem Gletscher auf, und gewann einen Wasserinhalt von beiläufig 40 Millionen Kubikfuß, als er mit einem Male den noch lockeren Eiswall durchbrach, und in wenig mehr als einer Stunde seine ganze Wassermasse über das Oetzthal ausschüttete. An dem Stege bei den Rofenhöfen erreichte der Strom die Höhe von 39 Fuß, was einen Schluß auf die Verwüstung der tieferen Gegenden des Thales erlaubt; der Weiler Astlen bei Lengenfeld verschwand damals von der Oberfläche der Erde.

Der Gletscher wuchs noch bis in's Jahr 1846, nahm immer mehr an Konsistenz, Breite und Höhe zu, und dehnte sich über der Rofener-Ache thalabwärts aus. Erst im Sommer des erwähnten Jahres trat in seinem Wachsthum Stillstand ein, und seither ist er in rascher Abnahme begriffen; doch wird es, früheren Wahrnehmungen zu Folge, noch eines Zeitraums von 24 bis 30 Jahren bedürfen, ehe er wieder in seine alten Grenzen zurückgekehrt sein wird. Die früheren, geschichtlich konstatirten Wachsthumsperioden des Vernagtgletschers fallen in die Jahre 1599—1601, 1676—1678 und 1770—1771. Im Jahre 1822 wuchs einseitig nur der Hochvernagtferner ins Rofenthal herab, ohne jedoch den Bach erreichen zu können. Ueber diese Bewegungen sind urkundliche Daten vorhanden, und eine schon im vorigen Jahrhunderte abgefaßte Darstellung des in Rede stehenden Phänomens sagt, wie schon damals die Bewohner des Oetzthales, nach den Erzählungen ihrer Voreltern, das Herabsteigen des Vernagtferners ins Thal als etwas ansehen, das nach „alter Gewohnheit" von Zeit zu Zeit statt finde. — Aehnliche Verhältnisse zeigt übrigens auch der große Oetzthalgletscher im Gurglerthale, der durch sein, seit etwa hundert Jahren überhand nehmendes Vorschreiten den aus einem Seitenthale kommenden Abfluß des Langthalgletschers neben sich zu einem „Eissee" aufstaut; doch sind hier die Oszillationen des Gletschers regelmäßig und langsam, und dadurch der gefahrlose Abfluß jenes Sees gesichert. —

Von dem Vernagtferner führt etwa eine Stunde lang ein ange-

nehmer Weg bis zum Hintereisferner, unter immerwährender Begleitung von langen Gletscherzeilen, die ober der nahen Zwerchwand so daliegen, wie seltene Mineralien, die zum Vergnügen des Publikums, auf etwas hohen Gestellen der Vorsicht wegen, aufgelegt wurden; nur sind die Handstücke hier oft um einige Tausend Klafter zu groß. Auf dem Berghange weidete eine Schafherde, die, als sie unser ansichtig wurde, in größter Eile herbeilief, und bis zur Hintereishütte nicht mehr abzuweisen war. Muthmaßlich hielten die guten Thiere einen von uns für die salzgewordene Gemahlin Loths, und glaubten nun es sei ein Leichtes, das mineralische Dasein dieser Frau durch Beschleckung zu Grunde zu richten. Die Folgen dieser unerbetenen Begleitung fielen alsbald auf das Haupt unseres unschuldigen Führers nieder; denn als wir uns der erwähnten Hütte näherten, fiel ihn ein wildaussehender Hirte schreiend an, und warf die Frage auf, weshalb er seine Schafe von der Trift weggelockt habe. Der Führer rechtfertigte sich leicht, und ließ sich überhaupt durch den Schreier nicht irre machen. Als dieser dann zur Hütte heraufkam, zeigte er unter den struppichen, ergrauten Haaren und einem Aussehen im Ganzen, um dessentwegen er eben so gut für einen Irokesen oder Tektosagen hätte genommen werden können, ein freundliches, treuherziges Gesicht. Eben so klangen dann auch seine Worte, als er in einer humoristisch-lärmenden Ansprache an seine Schafe, sie wegen ihres Leichtsinns tadelte und ihnen Salz vorstreute. Der wiederholte Gebrauch der vulgären Bezeichnung des Antichrist's in dieser Rede verrieth die freiere Geistesrichtung des Etschländers, und aus demselben Grunde gab ich die Meinung kund, er müsse wohl einst Soldat gewesen sein, was er zwar verneinte, aber zugab, daß er im Jahre 1848 gegen die Wälschen auszog, und dabei nur deshalb seinen Mann nicht stellen konnte, weil die Schufte sich nirgends sehen ließen, wo ein Tiroler Stutzen Pulver und Blei im Leibe hatte. — Die Hintereishütte, auch Rofenthaler Hütte genannt, liegt in der Nähe des Hintereisgletschers, 7000 Fuß über dem Meere, und ist, nach Aussehen und Inhalt, vielleicht kaum besser als der Wigwam eines Irokesen, oder die mobilen Palais sagenhafter Tektosagen. Und doch leben in dieser armseligen Behausung, mitten zwischen meilenlangen Eisgefilden, zwei Menschen mit Christenseelen, Monate lang ein Leben voll unbe-

greiflicher Genügsamkeit, und beklagen zuletzt den Eintritt der rauheren Jahreszeit, die sie und ihre Heerden zwingt, eine ihnen durch Gewohnheit liebgewonnene Wildniß zu verlassen.

Gegen das Fieber, das neuerdings in meinen Adern zu spuken anhob, ersann ich jetzt ein Mittel, welches Grog heißt und aus Wasser, Zucker und etwas Franzbranntwein besteht; es war ein gutes Mittel, nur half es nichts. Und wieder weiter ging's, in Begleitung unseres gutherzigen Irokesen, der eine Axt zum Einhauen einiger Eisstufen mit sich nahm, erst steil aufwärts über magere Weiden, dann über den mächtigen Eisstrom des Hintereisgletschers, bis wir den Abhang des Neußberges erreichten, wo der Sohn der Wildniß, gehörig beschenkt, wieder entlassen wurde. Der Neußberg ist ein schneidiger, nach allen Seiten schroff abstürzender Felsgrath, der den Hochjoch- von dem Hintereisgletscher scheidet, und über den jetzt unser Weg in den launenhaftesten Windungen und unter großer Steilheit fortkroch. Hat nun der Wanderer, in der beiläufigen Höhe von 8300 Fuß, einen Punkt erreicht, von welchem weg der Steig sich gegen den Hochjochferner hinüberwendet, so bleibe er stehen, wende sich gegen das Thal zurück, und genieße, wenn anders das Wetter seiner Absicht günstig, mit entzückter Seele des wundervollen Blickes, der sich ihm an dieser Stelle in seltener Größe und Erhabenheit darbietet. Zuvörderst wird er den, dicht vor sich in der Tiefe liegenden, prachtvollen Hintereisgletscher fast in seiner ganzen Ausdehnung überblicken; seine Firnlager steigen bis zu den höchsten Spitzen dieser Eisregion empor, und bedecken zahlreiche Mulden, die sich um zwei große Becken gruppiren, von denen das eine „im hinteren Eis" und das andere der „Kesselwandferner" heißt. Das Langtaufererjoch, ein aus dem strahlenden Eisfelde wie ein dunkler Dämon aufsteigender Felskoloß, trennt diese beiden Becken und entsendet, in einer schwarzen, über die ganze Länge des Gletschers herablaufenden, schmalen Schuttlinie, seine Trümmer ins Rofenthal nieder. Der Hintereisgletscher hat eine Längenentwicklung von mehr als 26,000 W. F. und steht unter allen Gletschern Tirols an Größe nur dem großen Oetzthalferner nach. An seinem Ende an der Zwerchwand zeigt er eine Dicke von mindestens 500 Fuß, und hier ist es, wo er mit der steil abbrechenden Zunge des Hochjochgletschers, mit der Zwerchwand und dem

Neußberge einen dunkeln, grausig gähnenden Schlund bildet, in den hineinzublicken das Auge sich scheut. [4]) — Noch Gewaltigeres aber tritt vor den Blick, wenn er sich links nach jenem Höhenzuge wendet, der das Rofenthal auf der westlichen Seite einschließt: zuerst das kühne, hochgetragene Horn der Weißkugel, ein in helles Silber gekleideter Himmelsstürmer, nahe an 12,000 Fuß hoch; dann nacheinander die Hochvernagtwand, der Fluchkogel, die Urkundspitze, der Prochkogel, und wie sie alle heißen, diese stolzen, stummen Häupter, bis zur Wildspitze hin, die an Höhe die Weißkugel noch etwas überbietet. Alle Gletscher, welche diesseits dieses zwei deutsche Meilen langen, lichtschimmernden Eiskamms liegen, sind von dieser Stelle sichtbar, und doch bilden sie vereint den weitaus kleineren Theil jenes großen zusammenhängenden Eisgebiets, das hier meilenweit nach allen Seiten das Gebirge überdeckt. Verborgen liegen jenseits des Kamms die beiden großen Gletscher des Pitzthals, der ungeheure Gebatschferner in Kauns, dann die Gletscher im Langtauferer- und Matscherthal. Und hat sich endlich das Auge an den sonnenfrohen Gebilden des ewigen Eises gesättigt, dann schweift es gerne in das nahe Rofenthal hinab, entlang der grünen Alpentrift, über die waldigen Berghänge von Fend hinüber, bis ihm in blauer Ferne abermals die Schnee- und Eiskuppen der Stubaier Gletscher den Gesichtskreis schließen. — Dies alles gibt ein Schauspiel, unter dessen Anblick ein unwillkührlicher Ernst sich in die Empfindung mischt, und die Gedanken etwas von dem Inhalt und der Farbe des Gebets gewinnen.

Noch etwa eine Stunde lang verfolgt der Weg den zerbröckelnden Abhang des Neußberges, und ist nachgerade so unwirsch und holprich, daß der Heidelberger Professor fast Recht hat. Stachlige Felsscharten und hängende Klippen schauen in Menge von der rechten Seite herunter, und blaue, wildverschründete Eiswände von der linken Seite herauf; letztere murmeln und gurgeln unaufhörlich, als ob sie etwas sagen wollten, aber ihre Sprache vergessen hätten. Es wäre auch kein Wunder, denn eine unbeschreibliche Oede und Verlassenheit ist hier zu Hause, und, abgesehen vom Lichte, könnte es in einem Grabe nicht stiller und einsamer sein. Endlich ist die „steinerne Treppe" erreicht, ein kunstloses Gefüge schmaler Schieferplatten über den steilen Abhang eines klippi-

gen Bergvorsprunges, und ist sie erklommen, so endet das beschwerliche Klettern und froh betritt man die glatte, fast ebene Oberfläche des Gletschers.

Als ein schöner, flachgewölbter Rücken steigt hier der Hochjochferner mit sanftem Gefäll zu seinem Firnmeer empor, und schon beträgt seine Breite hier etwa eine halbe Stunde. Links drüben stehen die drei Kreuzspitzen auf hohem Kamme, und gerade vor uns erhebt sich nach und nach die prächtige Finailspitze über das schimmernde Schneefeld; ein regelmäßiger, von fleckenlosem Weiß umkleideter Obelisk, der die Höhe des Joches um wenigstens 2000 Fuß überragt, und daher eine Seehöhe von mehr als 11,000 Fuß besitzen muß. [5]) Erst schritten wir in schräger Richtung der Mitte des Gletschers zu, bis wir eine Moräne erreichten, über die wir nun eine Weile lang mühsam fortkletterten, da frischer Schnee gefallen war, und die Klüfte unterhalb sich oft nicht leicht erkennen ließen; bald jedoch, als wir den Firn betraten, verlor sich die Moräne, und nun sanken unsere Füße schuhtief in die lockere Schneemasse ein, wodurch besonders mir, dem jetzt das Fieber um so lebhafter zusetzte, die aufsteigende Bewegung in hohem Grade beschwerlich fiel. War schon seit einiger Zeit von einer Aussicht ins Thal wenig die Rede mehr, so ging sie zuletzt, als wir uns dem Plateau auf der Höhe näherten, vollends verloren, und nun erblickte das Auge, wohin es sich auch wenden mochte, nur Himmel, Wolken und funkelnden Schnee. Diese Gegend, mit ihrer unglaublichen Wildheit und Fremdartigkeit, hätte eben sowohl dem winterlichsten Theile Spitzbergens, oder einer anderen, eben so winterstarren Polarregion angehören können. Hier, inmitten der grausesten Negation der Natur, auf diesem Felde im weißen Todtenkleide — es schien das Leichenhemd der gestorbenen Erde — hielten wir uns für vollkommen überflüssig und beeilten uns so viel wie möglich fortzukommen. Bei etwas mehr Phantasie und Weltschmerz hätten wir uns auf dieser todesstummen Eiswüste für die letzten Menschen halten können, so fern lag für den äußern Sinn die warme lebendige Welt in der Tiefe, mit allen höchsten Gütern des Daseins und den Gegenständen unserer liebsten Hoffnungen. — Zuletzt geriethen wir gar in die wilde Jagd der Luftgeister hinein, die mit uns und den Wolken die tollsten Spiele trieben: bald jagten sie dunkle Ne-

belhaufen so dicht über unsere Köpfe hinweg daß wir nach ihren herabhängenden Zipfeln mit den Händen hätten fahnden mögen, bald hingen sie sie an die Finailspitze fest; bald wälzten sie schwere, dunkelschattende Dunstmassen über die Berge herüber, und zogen und zerrten an ihnen, daß diese in ihrer Angst nicht wußten wohin sie flüchten sollten, bald warfen sie uns körnigen Schnee ins Gesicht und flohen dann spornstreichs mit allen Nebeln von dannen, damit die Sonne heller und der Himmel tiefblauer leuchte wie je. Endlich nach dreistündigem Waten durch den Schnee erreichten wir die höchste Stelle des 9310 Fuß hohen Passes, und saßen, wenige Minuten später, auf einem Felsen jenseits des Ueberganges, wo wir unsere Kräfte wieder etwas sammelten; vor uns aber lag das obere Schnals in entsetzenerregender Tiefe.

Es war jetzt halb sieben Uhr und daher zum Rasten nicht viel Zeit. Nachdem wir noch den massigen Scheitel des Salurnferners vor uns, und die breite, kuppelartige Innquellspitze zu unserer Rechten nach Gebühr bewundert hatten, ging's dann abwärts ins Thal, so furchtbar steil und rasch, als wären wir noch für diesen Abend in den Erebus zum Thee geladen. Eine solche Schroffheit beängstigt das ruhige und gesetzte Wesen des Hochjochgletschers, weshalb er sich auch, auf der Schnalser-Seite, kaum einige hundert Fuß über das Joch hinab wagt. Wie die Erfahrung lehrt, sind die Gletscher durchwegs keine Freunde, und am allerwenigsten warme, von Sonnenschein und heißen Südwinden; diese beiden Feinde nagen unaufhörlich an ihnen und verkürzen ihnen das Leben; hier aber auf dem steilen Südhange des Gebirges würden sie sich eben am besten den vereinten Attaquen von Sonnenglut und Föhn aussetzen. — Im Thale selbst, ich nenne es lieber eine wilde, trümmererfüllte Schlucht, courbettirte der Steig bald über die schwarzen Schiefermassen der linken, bald über die rothen der rechten Thalseite, in einer Art, als wollte er uns zeigen, daß ihm kein Hinderniß unüberwindlich sei. Kurz, es war zwei Stunden lang ein rechtes Gemseleben, das den Vortheil gewährte, mir auf dem Wege der Transpiration das widerwärtige Fieber aus dem Leibe zu jagen, woraus sich Veterinärbeflissene die nützliche Folgerung abziehen können, daß die Gemsen im oberen Schnals dem Wechselfieber nicht unterworfen sind. Endlich schoben sich die morschen Felswände etwas aus-

einander, und vor uns lag, mitten im Thale auf grünem Wiesengrunde, der Bauernhof Kurzras, eine noch ganz und gar der Alpenregion angehörige Wirthschaft.

Aber nirgends mehr als im Gebirge ist das erste Erblicken eines beliebigen Gegenstandes und sein Erreichen zweierlei. Schon lag tiefe Dämmerung über dem stillen Alpenthale, als wir den Fuß auf die Schwelle von Kurzras setzten. Wir thaten dies nicht ohne Besorgniß, denn in Fend hatte man uns viel erzählt, wie kurz angebunden der Kurzenbauer sei, und wie wenig gastlich der Empfang war, den er unlängst einem reisenden deutschen Fürstensohne zu Theil werden ließ, der da rundweg ohne vorläufige Anfrage einkehren wollte, und darüber um eine halbe Stunde bis zum nächsten Hofe weiter wandern mußte. Der tirolische Bauer ist frei und stolz, und wenig imponirt ihm das bessere Kleid eines Anderen. Seit Jahrhunderten kennt er, im deutschen Theile des Landes, das Hörigkeitsverhältniß nicht mehr; er ist freier Herr auf seiner Scholle und will als solcher geachtet sein. — Unser freundlicher Gruß erwarb gleich freundlichen Gegengruß, und die Frage, ob wir hier für die Nacht eine Unterkunft finden würden, ward von dem Hausherrn sogar mit Höflichkeit bejaht. Der Kurzenbauer und Maria Stuart theilten demnach dasselbe Schicksal: beide waren besser als ihr Ruf. Da nun die Hauptfrage erledigt, machten wir es uns an dem Tische bequem, der frei in einer Ecke der Stube stand. An einem anderen Tische saßen sieben rüstige junge Männer, drei Söhne des Hausherrn und vier Knechte nämlich, und unterhielten sich mit Kartenspielen, und neben ihnen stand, sein Pfeifchen rauchend, der Hauswirth, ein ernstblickender ruhiger Mann, von schönen Formen und etwa 50 bis 55 Jahre alt. Mit würdevollem Gleichmuth sah er dem lustigen Treiben der jungen Leute zu und schien überhaupt, wie sich uns nachher aus manchen Einzelnheiten herausstellte, im Hause großer Achtung zu genießen. Unserem Begehren nach Wein ward bereitwillig entsprochen, und gleich dienstfertig zeigte sich die ehrbare Hausfrau, als wir den Wunsch äußerten irgend ein Fabrikat ihrer Küche zu genießen. Der Anbot eines vollen Glases nöthigte den Hausherrn an unseren Tisch, und bald nahm Alles lebhaften Antheil an dem Gespräch, das wir nicht ohne einige Mühe in dem Ideenkreise dieser einfachen Natursöhne bewegten.

So trug uns ein freundliches, müheloses Entgegenkommen das Vertrauen der guten Leute und ein angenehm verschwätztes Stündchen ein. Wie ward da jeder kleine Scherz aus voller Brust belacht, und jede Erzählung über Dinge, die außerhalb dieser Thäler liegen, mit tiefem Staunen angehört. Die Neugier schürzte immer wieder von neuem den Knoten des Gesprächs; da wurde nicht nur das Nationale der Fremdlinge gründlich durchforscht, und, woher wir kämen und wohin wir gingen, ins Klare gebracht, sondern ich meines Orts mußte melden, welchem Regimente ich angehöre, welchen Rang ich bekleide u. dgl. m. Und als sie bei dieser Gelegenheit erfuhren, daß Wien mein Standort sei, da fragten sie durchaus nicht nach den Moden, Theatern und Kunstschätzen der Hauptstadt, wie dies andere Leute mit weniger natürlichem Verstande gethan hätten, wohl aber mußte ich ihnen von unserem Kaiser viel erzählen: wie er aussehe, wie er sich kleide, ob er viele schöne Pferde besitze, wie gut, wie edel, wie mannhaft und ritterlich er sei, und wann er wieder einmal nach Tirol kommen werde, auf welche Frage ich mit diplomatischer Wendung erwiederte, daß dies muthmaßlich in einiger Zeit geschehen wird. Wie leuchteten da unter diesen Reden die kühnen Augen der wackeren Jungen, und wie energisch dampfte der Inhalt ihrer kurzen Pfeifen! Auch hier fand mein Säbel wohlfeile Bewunderung, und bei dieser Gelegenheit stellte mir der Hausherr einen seiner Söhne vor, der bei der letzten Rekrutenstellung „verspielt" habe, von ihm aber losgekauft worden sei, weil — wie er zartsinnig bemerkte — sein Hauswesen ziemlich weitläufig sei und der Hände des „Buben" nicht entbehren könne. Sicherlich verlor das Regiment Kaiser-Jäger an dem blondlockigen, kräftigen jungen Manne einen eben so hübschen als tüchtigen Soldaten. Die dicke Milch und das fette Türkenmus — letzteres aus Mehl von türkisch Korn und Butter zubereitet — schmeckten trefflich, und ersetzten zureichend den Kräfteverlust des vergangenen Tages. Mittlerweile hatten sich auch die weiblichen Hausgenossen in der Stube eingefunden, blühende Töchter des Hauswirths, und flinke, rothwangige Mägde, worauf das übliche Beten des Rosenkranzes begann, dessen profuse Länge unsere ganze Bewunderung herausforderte, und unseren Führer aus Fend zu einer plump scherzenden Bemerkung veranlaßte, worüber er jedoch von uns gebührend zurecht gewiesen wurde.

Bald darauf gingen wir zur Ruhe und schliefen diesmal auf weichem Heu besser als je in einem Bette.

Des anderen Morgens verließen wir zeitlich unser duftendes Lager. Denn wir hatten vier Stunden bis nach „Unserer lieben Frau" vor uns, dem nächsten Kirchdorfe in Schnals, das wir heute an dem Feste der Himmelfahrt Mariä noch vor Beginn der h. Messe erreichen wollten. So geschah es, daß wir diesmal, ohne besonders genöthigt zu sein, schon um 5 Uhr unsere Reise thalabwärts antraten.

Es war ein herrlicher Morgen mit blauem Himmel, voll Glanz und Klarheit in der Höhe, mit labender Frische und blitzendem Thau in der Tiefe. Nur an den Spitzen der höheren Berg hingen leichte, silberglänzende Nebel, die zur Höhe wollten, aber von der Wärme erreicht, oft in einem kurzen Augenblicke zerflossen. Das Thal ließ von seiner rauhen Größe noch lange nicht ab, nur fiel es rasch, was den Bach — der, wie alle anderen, von Natur ein träger Geselle ist und nur dann fortläuft wenn er muß — zuweilen so in Wuth brachte, daß er schäumte, oder gar zu lauter Schaum ward. Vor dem Dörfchen Obervernagt wendet sich das Thal gegen Osten, und ehe wir noch von einem waldigen Bergfuße in die schmucke kleine Ebene, auf der jene Ortschaft liegt, hinabstiegen, bemerkte ich hoch in der Luft einen dunkeln riesigen Felskegel, hinter welchem ein verdächtiger weißer Schein aus den lockeren Nebelflocken hervordrang. Wir blieben eine kurze Weile lang stehen, um eine Veränderung des Bildes abzuwarten, und nicht lange dauerte es; der Nebel zerrann schnell, und fast plötzlich trat in unbeschreiblich großartiger Erscheinung ein schneeweißer Bergdom heraus, der sich von dem dunkelblauen Himmelsgrunde und der schwarzen Felsenpyramide vor ihm mit vollkommenster Klarheit abhob. „Der Similaun!" so riefen wir in freudiger Ueberraschung fast mit Einer Stimme, unser läppischer Führer aus Fend aber entgegnete, es sei nicht der rechte Similaun. Nun war es aber gewiß, daß es nicht zwei Similaune in dieser Gegend gebe, einen rechten nämlich und einen unrechten. Auch hatte uns jetzt glücklicherweise der würdige Kurzenbauer mit seiner ganzen Familie im Gefolge eingeholt, und so war die Bestätigung über die Richtigkeit unserer Vermuthung gleich an Ort und Stelle zu erlangen. Die große Nähe dieses schönen, **11,444** W. F. hohen Gipfels;

unser eigener Standpunkt, der uns gegen den Berg hin in die Tiefe zu blicken gestattete, wodurch sich uns seine relative Höhe scheinbar ungemein vergrößerte; die grüne Ebene mit dem schmucken Dörfchen zu unseren Füßen; die dunkelwaldigen Berghänge etwas höher, und die finstere „Schröffwand“ endlich, die wie eine schwarze Folie vor dem blendend weißen Edelsteine aufgerichtet stand — dies Alles erhöhte nicht nur die stolze Majestät dieser Szenerie, sondern verlieh ihr auch einen eigenthümlichen, wunderbaren Reiz. — In der kleinen Ebene angelangt, gewahrten wir zur linken Hand, und auf einer hohen, grünen Alpenterrasse hängend, den gleichfalls steuerfreien Finailhof, wo Herzog Friedrich, gleichwie zu Rofen, auf kurze Zeit einen sicheren Versteck fand. Und je weiter wir gingen, desto mehr Leuten begegneten wir, die in ihrem Sonntagsstaate, der jenem in der Meraner Gegend sehr ähnlich sieht, nach Unserer lieben Frau zur Messe eilten. So macht die Natur den Gläubigen dieses Landes auch die formelle Gottesverehrung schwierig, als wolle sie damit sagen, daß sie hier allenthalben die Tempel und Säulen des Allmächtigen aufgebaut, schöner und erhabener, als es ein Menschengeist auch nur zu denken vermöchte. Doch dem frommen, gottesfürchtigen Sinne dieses Volkes ist eine solche Auffassung fremd: wie groß und erhaben auch diese Berge sein mögen, es sieht in ihnen eben nur Berge, sucht deshalb unverdrossen die geweihten Stätten der Andacht auf, und erlaubt sich, selbst nicht zur Winterszeit, die oft meilenweite Entfernung der nächsten Kirche mit dem Auge der Bequemlichkeit zu betrachten. Der Weltling, dem das eigene Ich die Gottheit, oder besser der Götze ist, dem er dient, nennt die Strenge dieses Volkes gegen sich selbst Bigotterie, und meint mit dieser spottenden Bezeichnung den eigenen Unglauben zu beschönigen. Da er die Innerlichkeit eines auf kein materielles Interesse gerichteten Gefühls selbst nicht zu fassen weiß, so höhnt er diejenigen, die ein solches besitzen. — „Die Menschen sind gewohnt das zu verspotten, was sie nicht verstehen!“

In Unserer lieben Frau war eben Kirchtag, und darum hatte sich, wie es schien, die Schnalser Population vollzählig auf die Beine gemacht, um der h. Messe und Prozession beizuwohnen. In Kurzras, dem hintersten Hofe des Thales, wie wir wissen, war nur ein einziger Knecht als Locumtenens und Hofthürhüter zurückgeblieben. Welche Gelegenheit

wäre demnach besser gewesen wie diese, um den kräftigen Menschenschlag dieser Gegend ins Auge zu fassen. Bei weniger Zierlichkeit in den äußeren Formen und freier Anmuth in Gang und Haltung, wie sie den Zillerthalern eigen, liegt doch mehr Stahl in den Männern von Schnals. Die Gestalten hier sind höher und sehniger, die Schultern breiter, und der allgemeine Ausdruck weniger den Hang zur Fröhlichkeit, Insinuation und List, wie bei jenen, als die Fähigkeit verkündend, den erbarmunglosen Gewalten einer rauhen Natur mit Kraft uns Ausdauer entgegen zu treten. Die malerische Tracht trägt überdies nicht wenig dazu bei, die athletischen Formen des Männervolkes hervorzuheben. Die eng anliegenden weißen Strümpfe und schwarzen Lederhosen, der rothe Brustlatz, die grünen Hosenträger darüber, der lederne Gurt, die graue, grünverzierte Jacke und der breitkrämpige Hut vereinigen sich zu einem farbenreichen, dem Auge wohlgefälligen Ganzen. — Im Wirthshause waren zum Empfang der Kirchtagsgäste weitläufige Vorbereitungen getroffen worden, und wahrhaft leid that es uns, daß wir, wegen Kürze der Zeit, die Gelegenheit versäumen mußten, dieses gutmüthige und interessante Völkchen etwas näher kennen zu lernen.

Hinter Unserer lieben Frau, mit seinen wohnlichen Häusern, grünen Rasenplätzen und dem prächtigen Similaun in der Ferne, folgt jetzt wieder eine anderthalb Stunden lange, mehr felsige als waldige Schlucht, angefüllt mit Trübsinn, Menschenhaß und Langweile. In opportunem Lichte erschien jetzt ein kleiner Streit mit einem der beiden angehenden Gelehrten aus München über die praktische Frage, welches Volk des Alterthums, die Griechen oder Römer, das noblere und überhaupt höher achtbare gewesen. Mein Opponent schlug sich auf die Seite der Griechen — vielleicht wegen König Otto und seinem fröhlichen Dasein in Attika, — während ich als Soldat für das Kriegervolk der Römer stritt, worüber wir unvermuthet Karthaus erreichten, einst ein reiches, angesehenes Kloster, jetzt die halb zur Ruine gewordene Behausung von 2 bis 300 dürftigen Schnalsern. — Hier an der Ecke, wo das Thal gegen Süden abbiegt, mündet auf der linken Seite das Pfossenthal, durch welches ein schrecklich rauher Steig über den großen Oetzthalferner nach Gurgl und Zwieselstein ins Oetzthal führt. Von der Höhe nächst Karthaus genießt das Auge mit Lust der Aussicht auf

das jenseits des Baches liegende Dorf St. Katharina, dessen Häuser sich über eine brennend grüne, farbenbunte, und von dunklem Walde umsäumte Berghalde ausbreiten, und dessen Kirche dicht am Rande eines Felsabsturzes steht, der sich mindestens 1000 Fuß hoch über den Thalgrund erhebt. Von Karthaus weg hielten wir uns auf der Lehne der rechten Thalseite und kümmerten uns gar nicht um den Hof Ratteis — welch' seltsam klingender Name! — und einige andere Gehöfte in der Tiefe, die sich gelegenheitlich durch Waldlücken sehen ließen. Die Vegetation gewinnt hier überhaupt bereits den freundlichen Charakter des Südens; hellgrünes Laubholz mischt sich immer mehr und mehr unter die dunkeln nordischen Fichten und Föhren, und durch die schmale Thalöffnung zeigen sich mit wachsender Deutlichkeit die in warme blaue Töne gehüllten Berge des gesegneten Etschlandes. Und immer parkartiger schlängelt sich der schmale Steig — für Wägen hat auch dieses Thal noch durchaus keinen Raum — unter dem Schatten von Buchen, breitlaubigen Linden und Nußbäumen bis zum Schlosse Jufahl, das auf stolzer Höhe prangt und mit einem Blicke sowohl das rauhe Schnals, als das schöne milde Etschthal beherrscht. Die einst große und mächtige Burg ist jetzt in den Händen eines Bauers und geht rasch ihrem Verfall entgegen. Quer gegenüber, aber noch im Schnalserthale, klimmt in eine zerbröckelnde, senkrecht aufsteigende Felswand eingehauen, der „verbotene Steig," von Naturns im Etschthale ausgehend, nach Sankt-Katharina empor und ist so schmal und gefährlich, daß es eines obrigkeitlichen Verbotes bedurfte, um das Betreten dieses, seiner Kürze wegen vorgezogenen, Weges zu verhindern. Hier endet auch das Schnalserthal als eine enge, durch den Fels gebrochene Spalte, hinter der wohl niemand eine so reich entwickelte Thalbildung vermuthen wird, dem es etwa widerfährt den Wasserreichthum des daraus hervorquellenden Baches zu übersehen.

Mit welcher Freude begrüßten wir nicht, von der Höhe des Schlosses Jufahl herabschauend, das herrliche Land, das reich und blühend und mit Dörfern und Häusern übersäet, wie ein Garten vor uns lag! Hat die mächtige Wildniß, die wir so eben durchwandert, eine Fülle hoher, ergreifender Reize für sich, die die Seele in ahnungsvolle Bewunderung versenken, so nähert sich der Mensch doch wieder gerne den tau-

sendfältigen Gestaltungen des menschlichen Lebens, und deutlicher fühlt er dann den Werth des geselligen Daseins.

Nach so vielen Entbehrungen bot uns jetzt das treffliche Gasthaus in Staaben den ersten Ersatz. Schon die Möglichkeit, unsere Toilette zu ordnen, war mit einer Art Genuß verbunden; von dem Diner gar nicht zu reden, das uns Angesichts des geräucherten Bockfleisches ein wahres Göttermahl däuchte. Auch des lieblichen Weines von Kaltern und der billigen Rechnung sei mit Anerkennung gedacht. Mit sichtlichem Behagen verlängerten wir deshalb unseren Aufenthalt in dem gastlichen Hause, und ließen uns nach Tisch gerne von der munteren Wirthin die Verwüstung zeigen, welche die Traubenpest unter dem Weine anzurichten im Zuge war. Ich bin noch jetzt der Meinung, daß es mich wenig Ueberwindung gekostet hätte, drei Tage lang in Staaben zu versitzen, mich dabei der Oetzthaler Schauerlichkeiten zu erinnern, in's sonnige Land hinaus zu blicken, dem biederen Kalterer zuzusprechen und mit der Frau Wirthin zu plaudern. Endlich aber mußte aufgebrochen werden, was mittelst eines leichten Wägelchens geschah, das uns in anderthalb Stunden nach Meran brachte. Und wie herrlich war diese Fahrt durch das dichtbevölkerte, fruchthängende Land, mit seinen lachenden Fluren und Weinbergen, seinen altklug blickenden Burgen auf steilen Hügeln, und seinen fröhlichen Menschen! Die Festtagsfeier und der goldene Abend hatte diese auf die Straßen gelockt, und in den Dörfern gab sich allenthalben ein lustiges Treiben kund. Die farbenreiche Tracht der Männer und die feuerrothen Strümpfe der Frauen verliehen den Gruppen einen heiteren, lebendigen Anstrich, und hie und da fand sich auch wohl eine schlanke Mädchengestalt, die uns aus ihren blauen Augen heraus einen freundlichen Gruß zunickte. Bei Töll, wo die Etsch über eine kleine Thalstufe lärmend hinabstürzt, und wo die Straße über eine schöne Brücke auf das rechte Flußufer übersetzt, gewinnt die Gegend schnell ein so hohes Maß landschaftlicher Anmuth, daß sie in der Welt weit und breit herumreisen könnte, um ihres Gleichen zu finden. Auf breitem, herrlich grünem Thalgrunde, den die Etsch durchströmt und stolze Berge umstehen, liegt das viel und mit Recht gepriesene Meran. Durch Luft und Licht, durch Feld und Flur athmet hier schon warmes, südli-

ches Leben. In dichtem Kranze umdrängen blühende Dörfer und zierliche Villen das schmucke Städtchen, und da und dort schauen ernste Burgen mit alten Erinnerungen in das ewig junge Leben des Thales herab. Da steht z. B. gleich neben der Straße, ehe diese noch den Fluß zum zweiten Male kreuzt, die altergraue, epheuumrankte Burg Forst, und schaut die lustigen Wanderer da unten mit so historienhaftem Dünkel an, als sei des Lebens goldener Baum mit ihrer eigenen Blüthe welk geworden, und der Menschen erste Pflicht nur die, vergangener Zeiten zu gedenken. Als wir endlich in den Gasthof „zum Grafen von Meran" einfuhren, sank die Poesie des Tages schnell auf den Nullpunkt herab, und kleinlaut fragten wir uns selbst, ob wir heute Morgens wirklich noch in Kurzras gewesen, den Similaun bewundert, die starken Männer von Schnals gemustert und in Staaben edlen Kalterer Wein getrunken oder nicht. Doch nicht lange ließen wir diese Erkaltung in uns gewähren. Wenige Minuten genügten zur Besitzergreifung eines Zimmers, worauf wir hinaus in's Freie eilten, um noch des Abends froh zu werden, der sich in den zartesten Tinten über den Himmel auszubreiten begann.

Die Hauptstraße der Stadt, und ich glaube sie hat wenig andere, war mit ihren düsteren, niedrigen Bogengängen nicht eben sehr geeignet unserer sinkenden poetischen Stimmung wieder auf die Beine zu helfen. In der Nähe der Kirche boten rothstrümpfige Bäuerinnen frühreife Trauben, Pflaumen und Pfirsiche feil, und aus den Schenken scholl fröhlicher Lärm. Wir wendeten uns der Passerbrücke zu, gingen an der Kirche von Unter-Mais vorüber, stiegen dann links in das Weinland auf und der Gegend zu, wo einst die römische Maja lag, und wo sich jetzt ein Dorf aus Burgen und Edelsitzen über schwellende Hügel ausbreitet. Eine kleine Anhöhe, die uns eine freie Aussicht in die Gegend gewährte, war bald gewonnen, und nun ließ sich, von der Kühle des Abends und dem Geflüster des Weinlaubs umweht, der herrliche Traum des abklingenden Tages lohnend weiter spinnen. Der Abendhimmel brannte jetzt in dunkler Glut und verklärte wundervoll den Schneegipfel des hohen Gingeljochs und die weißen Felsmassen des nahen Ifingers und seiner nachbarlichen Spitzen, während er mit seinen rothleuchtenden Pinselstrichen über alles fuhr, was er im Thal

und auf den Höhen nur immer erreichen konnte. Und immer weiter gingen wir, über grasige Raine, und durch langgestreckte duftige Weinlauben, an Schloßruinen und heiteren Villen vorüber, durch schattige Alleen, durch grasbewachsene Burghöfe mit verschollenen Wappenbildern, durch fruchtbeladene Obsthaine, bis nach und nach die träumerische Stille des Abends kam, ein blauer Duft sich über die Gegend, und fast etwas Wehmuth auf unsere Herzen legte. Zurückkehrend gingen wir an dem Schlosse Winkel vorüber, und überschritten dann den Steg, der unfern des Passerthors, mit kühngesprengtem Bogen die wilde Passer übersetzt. Am Thore sind noch einige Reste der alten städtischen Ringmauer sichtbar, und der sogenannte Pulverthurm, ein Theil der uralten, einst landesherrlichen Zenoburg, steht nahebei auf dem Fuße des Küchelberges, und schaut mit mittelalterlicher Würde dem Treiben der Gegenwart zu.

Durch die siebenstündige Morgenpromenade von Kurzras bis Staaben und die anderthalbstündige Streifung über Unter- und Obermais etwas ermüdet, sehnten wir uns jetzt nach Ruhe, die wir einleitend vorerst im Speisesaale des Gasthofes suchten. Und siehe da! obgleich die Traubensaison noch gar nicht begonnen hatte, und daher auch noch keine eigentlichen Kurgäste vorhanden waren, so standen dennoch die vielen Sessel um den langen Tisch nichts weniger als leer. Eine dicke Russin, mit vieler Schminke, doppeltem Kinn und hübscher Tochter, führte das Präsidium und schlürfte eine unendliche Menge Tassen Thee, indeß ein ältlicher Gentleman mit hochblonder Perücke und kühn vorspringenden Vatermördern, und ein zweiter, dessen Deutsch unverkennbar den Magyaren verrieth, sich alle Mühe gaben, den Damen gegenüber liebenswürdig zu erscheinen. Die übrigen Gäste waren durchweg Deutsche aus aller Herren Länder, was sich nicht sowohl durch die Sprache, die sie redeten, als vielmehr durch die dicken Biergläser verrieth, mit denen diese Herren hier, mitten im Lande des Weins, ihrem, wie es schien, chronischen Durstübel abzuhelfen suchten. Der eine tadelte die eingebornen Weinsorten weil sie nicht stark genug, der andere weil sie etwas süßlich seien; bei mehr Säure, so meinte er, wären sie etwas besser; ein dritter glaubte, daß es ihnen an Bouquet gebreche, und ein Vierter fand gar an ihrer Stärke etwas auszusetzen. Nun, jedermann

weiß es, daß der Tirolerwein weder mit dem Tokaier noch mit gutem Bordeaux sich vergleichen lasse, doch es gibt sehr trinkbare Sorten im Lande, und jedenfalls ist selbst der beste hiesige Wein so wohlfeil, daß man ihn hier schoppenweise trinken kann, während man anderwärts um den gleichen Preis kaum besseren Wein nur aus Dessertgläs- chen nippt.

Wer von Allen, die nach Meran kommen, denkt nicht zuerst an das Schloß Tirol, an das Palladium und den „Pathen des Landes," der ihm für alle Zeiten den Namen gab, und den Ort, wo die Wiege der Landesherrschaft stand! So thaten auch wir, und widmeten den Morgen des nächsten Tages einer Exkursion dahin, bei welcher uns Herr von St****, ein guter Freund meines Schwagers, zu begleiten die selbstverläugnende Artigkeit hatte. Der Morgen hatte sich nämlich ungemein warm angelassen, und zwei bis drei seiner besten Stunden waren im Kaffeehause unter Frühstück, Durchmusterung rückständiger Zeitungen und heiterem Geschwätz bereits ungehörig benützt vorüber- gegangen. Es gibt verschiedene Wege nach dem Schlosse Tirol, unter welchen derjenige gewählt wurde, der durch das Passerthor und an der Zenoburg vorüberführt. Die Zenoburg, einst die fröhliche Residenz des böhmischen Heinrich und seiner Tochter Margaretha von Maul- tasch, deren Lebensgeschichte einen so seltsamen Verein von Kraft und Frivolität, von Güte und Grausamkeit nachweist, liegt auf einer mäßig hohen Terrasse des nördlich von der Stadt sich erhebenden Küchelber- ges, die dicht neben dem Schlosse als eine steile Klippe in das Bett der rauschenden Passer hinabstürzt. Alle Zeichen alter Herrlichkeit sind hier verschwunden und kaum ist mehr die ehemalige Ausdehnung des stolzen Herzogssitzes zu erkennen. Zwischen den Ruinen aber hat sich ein klei- nes, freundlich blickendes Häuschen den traulichsten Ruheplatz gewählt und sich, wie wir hörten, unter seinem jetzigen Besitzer zu einem inhalt- reichen Museum für die Landesgeschichte aufgearbeitet. Wir wagten es nicht, uns in den Beschau seiner Schätze einzulassen, sondern genossen lieber des reizenden Blickes über Ober-Mais, dessen Gewirr von Bur- gen und Edelsitzen, Ruinen und modernen Villen sich, von hier betrach- tet, in genügende Ordnung und Uebersichtlichkeit auflöste. Von dun- keln Epheuranken umzogen, blicken ernst und altersgrau die nahen Bur-

gen von Au und Rubein, dann die freundlicheren von Winkel und Rametz, und etwas weiter entfernt jene von Fragsburg, Katzenstein und Goyen zu uns herauf; mancher anderer nicht zu gedenken, deren Namen meinem Gedächtnisse entfallen sind. Und wie freundlich lagen sie alle da unter dem hellen Sonnenlichte, diese halb verborgen in dem Schatten mächtiger Bäume, jene mit ihren trotzigen Giebeln und Zinnen den niedrigen Obsthain überragend, und wieder andere auf niederen Anhöhen thronend und der reichen Aussicht froh über das kleine Paradies da unten, — jede aber von ihren eigenen sanften Schauern der Vergangenheit umflossen, und mit ihren eigenen Träumen über die alten vergessenen Zeiten ihrer Jugend beschäftigt. Dieses Dorf von alten Rittersitzen, das eine lokale Widerlegung des mittelalterlichen Faustrechts bildet, deutet mehr als die Stadt selbst, in der die profane Hand jeder nach einander auftretenden Gegenwart die Spuren der Vergangenheit, mit wenigen Ausnahmen verwischte, auf eine Zeit hin, wo Meran die Hauptstadt des Landes und der Sitz der Landesherren war, die ihre Edlen um sich her versammelten. Damals blühte noch der Handel in dieser Gegend, denn der Kuntersweg von Botzen nach Brixen war noch nicht eröffnet, und die Güter von Nord und Süd nahmen ihren Zug meist durch Meran und über den Jaufen nach Sterzing. Später, als Herzog Friedrich mit der leeren Tasche unter dem widerspänstigen Adel des Etschlandes aufräumte und seine Residenz in das sichere Innsbruck verlegte, und als Botzen, mit seinen besseren und kürzeren Verbindungen und mit seinen an Bedeutung immer mehr sich steigernden Messen, den Handel dieser Gegend an sich riß, da verloren sich die Edelherren von Obermais und die Reichthümer der Stadt Meran. Dieser aber blieb, außer der unfruchtbaren Ehre die erste der tirolischen Städte zu heißen, der unverwüstliche Reiz einer paradiesischen Natur, die der Stadt in neuester Zeit, seitdem die Heilsamkeit der Trauben für kranke Lungen und gesunkene Kräfte erkannt worden, eine neue Quelle der Wohlhabenheit eröffnete.

Der Küchelberg, eine weinbepflanzte, nicht sehr bedeutende Anhöhe, ist von der Natur dadurch begünstigt, daß er in der Ecke zwischen dem Etschthale und Passeyr wacker vorspringen durfte, und dadurch eine Lage gewann, in der er beide Thäler zugleich beherrscht. Von

da weg kann man eben so gut links hinab in das Weinland von Terlan, oder rechts hinauf gegen Allgund und Partschins, oder nach rückwärts über Kains, Riffian und Schönna mit seinem stolzen Schlosse, in die Wildnisse des oberen Passeyr blicken, und wer gute Augen hat, der mag auch wohl in den Gassen der Stadt Meran irgend einen lieben Bekannten erkennen. Ein kleines Stündchen weiter, aber auch etwas höher, liegt das Dorf Tirol mit einem unverwerflichen Gasthause, wo der müde oder von der Hitze des Tages gequälte Wanderer alle Mittel vereinigt findet, um seine Kräfte wieder in brauchbaren Stand zu setzen; aus den thalabwärts gewendeten Fenstern aber wird er sich einer Fernsicht erfreuen können, die jene vom Küchelberge an Glanz noch übertrifft. Uebersieht hier das freie Auge schon alles, was die Umgebung an Zaubereien nur immer aufweist: die grüne prangende Ebene im Thal mit allen ihren Städten, Dörfern und Villen, und alle nahen und ferneren Berge mit ihren Schneehörnern und Kuppen, mit ihren Alpen und Wäldern, mit ihren zahllosen Schlössern und Burgruinen, so bleiben zuletzt dem grübelnden Fernrohr selbst die Berge um und jenseits Botzen, St. Pauls und die stolz ragende Feste Hoheneppan nicht mehr verborgen. — Nur um Weniges später als wir, war eine Gesellschaft von Herren aus Norddeutschland in dem Gasthofe eingetroffen und war jetzt so praktisch, die Schönheit der Landschaft vermittelst Biers zu genießen. Nun ist es aber eine bekannte Sache, daß nichts so leicht den Genuß einer schönen Gegend zu stören im Stande ist, als Engländer, Norddeutsche und schlechtes Wetter, und wir waren jetzt unglücklich genug, die Wahrheit dieses Satzes zu erproben. Alle diese norddeutschen Herren kamen so eben aus Venedig, und hatten ihre Urtheile über die Wunder der Lagunenstadt vollständig ins Reine gebracht; — wie es sich aber bei gebildeten Norddeutschen, besonders wenn sie aus der sogenannten Metropole der Bildung stammen, von selbst versteht, so verachteten sie diese Wunder allesammt. Einer dieser Herren trug immense Brillen mit schwarzer Büffelhorn-Fassung, und ohne Zweifel kam diesen das Verdienst zu, das Urtheil ihres Eigners vor jeder Verirrung zu bewahren und auf der lichten Ebene des norddeutschen Verstandes zu erhalten. Nach ihm waren die Paläste des Canal grande nichts weiter als eine, auf das Gemüth drückende Schaustellung von Ruinen.

„Und ihr Styl, wie bizarr und regellos, wahrhaft unangenehm! Und gar der Dogenpalast, mit seinen niederen Bögen unten, und der breiten, schweren, nur von wenigen kolossalen Fenstern durchlöcherten Wand darüber, liefert den Beweis eines ganz und gar desorganisirten Geschmacks!" — Diese Querheit, die, um geometrisch zu reden, eine Größe messen wollte, und nichts zwischen den Zirkelspitzen hatte, wurde mir endlich doch zu arg, und ich erwiederte ruhig: „Seltsam ist dieser Styl allerdings; aber zu seiner Beurtheilung ist wohl ein anderer Maßstab nöthig, als etwa der des lukrativen, vielfensterigen Zinshausstyls!" — Es war für die guten alten Venetianer, für ihre Lombardi, Sansovini und Scamozzi, ein Unglück, daß sie in so früher Zeit lebten und für ihre Paläste der Muster entbehrten, die ihnen jetzt in den „steinernen Kabinetsordres" der unvergleichlichen Friedrichs- und Wilhelmsstraße in so reicher Auswahl zu Gebote stünden. So bestimmt die Gewohnheit, nebst tausend anderen Dingen, auch den Geschmack; die Speisen, die noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges die Gaumen unserer Voreltern kitzelten, sind heut zu Tage ungenießbar; so schaudert der Grieche vor gebackenen Fröschen und Schildkröten, der Italiener vor frischer Butter, der Hochwalliser vor einem Halse ohne Kropf, und der Chinese vor einem Frauenzimmer mit großen und horizontal gestellten Augen; und deshalb mag auch wohl dieser oder jener Berliner, ohne besonderen Schaden für den architektonischen Geschmack der Gegenwart im Allgemeinen, den Styl des Dogenpalastes und der übrigen Paläste am großen Kanale in Venedig, nach seinem Gefallen „wahrhaft unangenehm, bizarr und regellos" finden.

Von dem Dorfe Tirol — die Bauern hier nennen es „Trohl" — ist's bis zum Schlosse gleiches Namens nicht mehr weit, doch muß man früher noch das „Knappenloch," d. i. einen durch eine hervorragende Bergrippe gebrochenen Tunnel, nach Art des Steinthores in Salzburg, nur weniger ansehnlich und zierlich, dann einen überbrückten Tobel passiren, durch dessen Oeffnung von unten herauf die Ruinen der Brunnenburg, ein schwarzes, zackiges, moosbedecktes Gemäuer, phantastisch hervorblicken. Das Schloß Tirol krönt stattlich eine hohe Terrasse, die aus lockerem Diluvialboden besteht, und mit einer senkrechten, zwei- bis dreihundert Fuß hohen Kieswand aus dem erwähnten Tobel auf-

steigt. Diese Wand rührt von einem, vor mehreren hundert Jahren statt gehabten Abbruch des Berges her, der von den Fluten des Wildbaches unterwühlt, mit jenem Theile des Schlosses, den einst die alten Grafen des Landes und ihre Nachfolger aus dem Görzer Geschlecht bewohnten, zu Thal stürzte. Was aus jener Zeit übrig geblieben und was im späteren Mittelalter und in den darauf folgenden Jahrhunderten hinzugefügt worden, bildet indeß noch immer ein ziemlich ansehnliches Ganzes, das übrigens in seiner gegenwärtigen, modernisirten Gestalt von seiner ruhmreichen mittelalterlichen Existenz nur mehr sehr wenige, und von seinem römischen Ursprunge auch nicht die leisesten Spuren mehr sichtbar aufweist. Und so ist denn hier, mit Ausnahme der wundervollen Aussicht — aus den westwärts gewendeten Fenstern des obersten Stockwerkes erblickt man das ehrwürdige weiße Haupt des Ortles — des Interessanten wenig mehr vorhanden, das zu längerem Verweilen gegründeten Anlaß böte. Dem Kunstarchäologen mögen indeß einige Bildwerke am Portale der vor der Burgkapelle befindlichen Halle von Werth erscheinen. Diese in weißem Marmor ausgeführten Basreliefs gehören ohne Zweifel einer Zeit an, die den Meistern der Kölner Dombilder um manches Jahrhundert voranging. Es ist ein ungeschlachtes, barbarisches Werk, das vorherrschend allegorische Thiergestalten enthält, und nach der Annahme der Kunstverständigen den Sieg der christlichen Lehre über das Heidenthum vorstellen soll. Dies mag so sein; sicherer aber ist es, daß die Franzosen an diesen ehrwürdigen Resten uralter Kunst zerstörenden Frevel geübt. Bekanntlich fand um das Dorf Tirol herum das letzte Gefecht des Jahres 1809 seinen Schauplatz, ein Kampf, der, lange nachdem bei Wagram der entscheidende Würfel bereits gefallen, ein Akt trauriger Uebereilung war, und einigen Hunderten entschlossener Söhne des Gebirges ein blutiges Ende bereitete. Denjenigen, denen die Geschichte des Landes weniger bekannt, wird die Notiz vielleicht von Interesse sein, daß die Baiern, als sie 1805 in den Besitz des Landes kamen, daß Schloß Tirol auf dem Lizitationswege an den Meistbietenden verkauften. Es war dies ein gutes Mittel, die Liebe der Bevölkerung für die neue Herrschaft zu gewinnen, kaum weniger als jene andere Verordnung, nach welcher damals der bisherige Name Tirol, als unvereinbarlich mit den neuern

Grundsätzen der Geographie, hinfüro aufhören sollte. Dadurch, so meinte man, würde nebenbei dem alten österreichischen Patriotismus das Substrat entzogen, und durch gleichzeitige Einführung von allerlei mundschiefen Kreisnamen dem gewünschten baierischen Nationalgefühle eine wirksame Grundlage geschaffen werden. Schloßverkauf und Namenaustilgung waren demnach in sich konsequente Regierungsverrichtungen. Aber das Namensverbot zog nicht, und wenn auch nach einiger Zeit die neuen königlichen Beamten nicht mehr recht wußten, in welchem Welttheile das Land Tirol einst lag, so haftete dafür dieser Name desto fester an den Bergen und Thälern, Felsen und Gletschern des Landes, und fester noch an der treuen Gesinnung seiner Bewohner, die da in aller Welt nicht begreifen konnten, wie ein Land seinen Namen, und ein Volk seine angestammte Herrschaft verlieren könne. So standen denn zur Zeit der Wiedereroberung des Landes Berge und Gletscher, Landesname und Volkstreue noch ganz so wie sie vordem gestanden, und umsonst hatten die Herren in München nach der rechten Formel geforscht, um alle diese Dinge aus dem Lande hinaus zu dekretiren. Ja selbst das Schloß Tirol kam später durch Kauf von Seite der treuen Stadt Meran und Schenkung an Kaiser Franz wieder in den Besitz seiner alten Herren.

Nachdem wir der schönen Aussicht froh geworden waren und das Fremdenbuch, in welchem wir manchen hohen und gefeierten Namen fanden, kurz durchmustert hatten, nahmen wir unseren Rückweg durch die zerstreuten Höfe von Gratsch und Allgund, erst durch wohlgepflegtes Weinland, und dann im Thale über den saftig-grünen Wiesenplan, dessen Fruchtbäume sich unter der Last jener köstlichen Aepfel bogen, die einen ergiebigen Ausfuhrartikel bilden und selbst bis nach Rußland versendet werden. Um an der Bodennützung nichts einzubüßen, werden die Raine zwischen den Wiesenparzellen mit solchen Aepfelbäumen bepflanzt, und diese sind es vornehmlich, die der ebenen Thalfläche das Aussehen eines Gartens gewähren.

Nach Tisch besahen wir uns die Pfarrkirche, ein stattlicher gothischer Bau mit einem überaus zierlichen Seitenportale und einigen hübschen Bildern im Innern, dann den um die Kirche herumliegenden Gottesacker, der in engem Raume eine Zahl alter und neuer Grabmäler

umfaßt, von denen einige nicht ohne Kunstwerth sind. Und auch mancher Fremde ruht hier im langen Schlafe, dessen Hoffnungen auf Besserung sich bald, aber im schöneren Jenseits, erfüllten. Nachher flanirten wir auf der Promenade in Begleitung einer meinem Schwager näher bekannten Familie, und verdarben so einige der schönsten Nachmittagsstunden, die wir viel besser durch eine Promenade nach dem vielgerühmten Schlosse Lebenberg hätten benützen können; auch die mageren Ressourcen des Meraner Kasinos wurden in Augenschein genommen, und der Abend endlich durch ein fröhliches Beisammensein unter Gesang und Becherklang würdig beschlossen.

Für die Heimkehr nach Innsbruck zogen wir den Weg durch das Passeyr vor, der für die Strecke von Meran bis Sterzing eine Fußpromenade von zehn vollen Stunden voraussetzt, was ich hier deshalb erwähne, damit derjenige, der diese interessante Tour in einem Tage zu machen beabsichtigt, mit der Zeit etwas haushalte, damit es ihm nicht geschehe, daß er, bei dem unvermeidlichen Rasten im Wirthshause am Sand und vielleicht am Mittagstische zu St. Leonhard, einen Theil des Weges über den Jaufen zur Nachtzeit durchwandern muß, was bei der Rauheit dieses Alpensteiges nach Umständen nicht allein etwas gefährlich, sondern auch in hohem Grade ermüdend ist. Leider fiel es uns zu, diese unangenehme Erfahrung zu machen, indem wir, den Angaben eines Bekannten trauend, die angegebene Wegstrecke um einige Stunden kürzer hielten, als sie es wirklich war.

Unsere Gefühle glichen fast der Betrübniß, als wir an der Zenoburg von Meran Abschied nahmen. Die Natur, besonders wenn sie in so herrlicher Gestalt wie hier uns aufnimmt an ihrem gastlichen Herde, gleicht einem Kreise guter, liebevoller und sinniger Menschen, an die sich das Herz bald gewöhnt, und die es als theure Freunde verläßt. Doch unter dem anregenden Wechsel der Erscheinungen, die das schimmerndste Sonnenlicht und ein Morgen ohne Gleichen mit dem ganzen Aufwand ihrer Magie verklärten, fanden die wehmüthigen Empfindungen des Scheidens keinen rechten Boden. Wir hatten unsere Bagage mit dem Eilwagen nach Innsbruck vorausgesendet, bedurften daher auf dem unverfehlbaren Wege keines Führers und Trägers, und waren demnach allein, mein Schwager und ich, mit unserer Freundschaft,

unserem Vertrauen und unserer Fröhlichkeit. Ich vergaß zu erwähnen, daß wir unsere zwei Studenten aus München schon in Staaben zurückließen, von wo sie thalaufwärts gegen das Wormserjoch weiter wanderten. Wir aber wanderten jetzt auf dem thauigen Grunde des Passeyrthales, guckten links zur schönen Kirche in Kains mit den heiligen Gebeinen Korbinians, und rechts nach Schönna hinauf, wo Dorf und Schloß auf ihrer grünen Bergstufe so heiter daliegen, daß es einen Naturfreund billig Wunder nehmen kann, warum nicht schon längst zwölf Dörfer aus verschiedenen Theilen des Landes dahin siedelten — beneideten etwas bald diesen und bald jenen Hofbesitzer von Riffian, und ließen unsern Sinn überhaupt hinausschwärmen in die sonnige, fröhliche Welt, wie es ihm eben am besten gefiel; da ward stundenlang keine einzige Sorge neuüberdacht, kein möglicher Scherz unversucht gelassen, und kein Lied, wie alt und verklungen es auch sein mochte, erneuerten Gesangs unwürdig erklärt. Freilich verlor sich später die Morgenfrische und machte einer lästigen Wärme Platz, und auch das Thal ward nach und nach einförmig und reizlos, dafür aber gab's Mittel am Wege, die hierüber zu trösten im Stande waren. In Salthaus, einem zwei Stunden von Meran entfernten, und dem Bürgermeister dieser Stadt angehörigen Gasthause, hielten wir eine kurze Rast, und ließen uns von dem gutmüthigen Seppel, dem Seneschall des stattlichen Hofes, die Stube zeigen, wo der Sage nach vor nicht gar langer Zeit der leibhafte Gottseibeiuns mit den Bauern Karten spielte und ihnen ihr Geld abgewann. Besagter Seppel ist ein feister Bursche, mit einem lachenden, fettglänzenden Vollmondgesichte und etwas Schalkheit in den Augen. Er setzte voraus, daß seine Gäste die Wärme des Tages würdigen und es natürlich finden würden, ihn in kleidsamen Hemdärmeln, gemildert durch eine lange weiße Schürze, zu erblicken. Keinen Augenblick mit dem Genusse seines würzigen Knasters inne haltend, setzte er sich zutraulich an unseren Tisch, und versicherte uns mit leiser Moquerie und bedeutsamen Augenzwinkern, daß die ganze Historie von dem Kartenspiele der Bauern mit dem Antichrist eine pure Erfindung sei, und gar nichts weiter. Er erzählte uns das Märchen umständlich und deutete uns sogar den Winkel an, wo der Böse gesessen haben soll. Und auch Wein habe er getrunken, aber nicht viel, nur ein Seitel.

Salthaus ist einer von den sogenannten „Schildhöfen,“ deren es eilf im Passeyrthale gab, und die einst Lehengüter waren, mit denen die alten Herren des Landes ihre Getreuen für geleistete Dienste belohnten, wofür dann die Lehenträger bei gewissen feierlichen Gelegenheiten verpflichtet waren, als gräfliche Leibgarden zu fungiren, denen als Hauptmann der jeweilige Besitzer der Jaufenburg bei St. Leonhard vorstand. Weiter oben im Thale, westwärts von St. Martin, fällt einer dieser merkwürdigen Höfe durch seine thurmartige, verwitterte Gestalt besonders auf. Sie sind nun mit alleiniger Ausnahme von Salthaus in bäuerlichen Besitz gerathen, die Jaufenburg aber liegt längst schon in Ruinen.

Erst vor St. Martin öffnet sich das Thal wieder etwas, und der hinter St. Leonhard aufsteigende, und bis zur Höhe mit den herrlichsten Alpenweiden bedeckte Glaitenberg liefert dem ermüdeten Auge wieder einen freundlichen Ruhepunkt. St. Martin ist ein schmuckes Dörfchen, und eine Stunde jenseits desselben liegt das Wirthshaus am Sand, die Heimat Andreas Hofers.

Ich enthalte mich jedes Versuches, das Andenken dieses in seiner Art großen Mannes irgendwie zu illustriren. Was könnte ich auch Neues sagen über einen Gegenstand, über den bereits von den ersten Historikern der Zeit, und von so vielen Dichtern jeder Größe, des Trefflichen so viel gesprochen und gesungen worden! Der Name Andreas Hofers gehört der Geschichte an, und das Blatt, das die Erzählung seiner Thaten, seiner schlichten eingebornen Hoheit, und seiner aufopfernden Treue und Hingebung für Kaiser und Vaterland in sich faßt, gehört wahrlich unter ihre schönsten und erhabensten. — Das Haus, wo dieser edle Mann seinem Schicksale entgegen reifte, unterscheidet sich wenig von anderen Häusern, wie sie in diesem Thale üblich sind. Dem Andrange der wilden Passer, die nahe vor dem Hause vorübertobt und früher dessen Existenz bedrohte, hat die Regierung durch den Bau gewaltiger Schutzdämme wirksam begegnet. Das Haus hat auf der vorderen Seite eine breite Terrasse, über welche dichte Bäume ihre kühlenden Schatten werfen. Sein gegenwärtiger Besitzer ist Andreas Erb, der Schwiegersohn Andreas Hofers, und ein liebliches Mädchen von etwa sechzehn Jahren, die Enkelin des Letzteren, zeigte uns bereitwillig

das Innere des Hauses und die noch übrigen Kleidungsstücke ihres Großvaters. Wir sahen das Zimmer, in welchem er schlief, und worin er gewiß von allem weniger als von den Siegen träumte, mit denen er später den Stolz eines übermüthigen Feindes beugte, von dem Tode, den er auf welscher Erde finden, und der Verherrlichung, die sein Andenken nachmals erfahren sollte. Wer die zähe, unerschütterliche und, man möchte sagen instinktartige Anhänglichkeit des tirolischen Volkes am Althergebrachten aus eigener Erfahrung kennt, — wer da gesehen hat, wie es manches Neue, das zu seinem Wohle abzielte, oft bloß deswegen von sich stieß, weil es eben neu war und das Neue sein Mißtrauen und seine Abneigung erweckte: der wird begreifen, in welchem Lichte diesem Volke gewisse Entscheidungen der Politik, sein Abtrennen von der Herrschaft eines angestammten, hochverehrten Herrscherhauses, und seine Unterordnung unter das Gebot eines fremden Volksstammes, erscheinen mußte. Solche Erfahrungen waren geeignet, alle theuersten Gefühle und die ganze, natürliche Logik dieses naturgetreuen Volkes von Grund aus zu erschüttern. Bedenkt man ferner, wie wenig die neuen Herren des Landes die speziellen und verbrieften Rechte und alle bis hieher hochgeachteten Gewohnheiten des Volkes schonten, und wie sie durch rücksichtslose Härte die allgemeine Mißstimmung zu wilder Erbitterung entflammten, so sind damit die wesentlichsten Bedingungen des tirolischen Aufstandes im Jahre 1809 erklärt. In Andreas Hofer vom Sand und Joseph Speckbacher von Rinn fanden diese beiden Impulse des gereizten Volksbewußtseins ihre entschiedenste Verkörperung, und von daher rührt der Einfluß, den diese zwei einfachen und thatkräftigen Männer auf die damaligen Geschicke ihres Landes gewannen.

Andreas Hofer wird seither als eine Art Volksheiliger betrachtet, und als Musterbild und Märtyrer der Treue durch alle deutschen Theile des Landes mit unveränderter Wärme verehrt und hochgehalten. Bedarf es aber eines anderen Beweises, daß das tirolische Volk jene Treue, für die Andreas Hofer gekämpft und gestorben, über Alles hochachtet, daß es sie als eine Volkstugend erkennt und übt? Wohl gerne möchte Dieser und Jener — es wäre müßig seinen Namen zu nennen — ein leises Mißtrauen in die Gegenwart dieser Treue erwecken und die Mei-

nung verbreiten, als beklage der Tiroler von heute, daß seine Väter von damals Rebellen waren und ihr Blut an den Umsturz einer Sache setzten, welche ihnen jetzt in ganz anderem Lichte erscheine. Dies zu sagen ist eitel Unwahrheit und Leichtsinn; mag auch irgend ein Weinbauer von Obermais oder anderswo den ruhmvollen Aufstand von 1809 „so a Dummheit, a zochete Gschicht" nennen, so lange es ihm beliebt. Es kann nicht bestritten werden, daß es den tirolischen Weinproduzenten höchst angenehm wäre, wenn sie ihren Wein frei nach Baiern ausführen und dem kornarmen Lande überhaupt, wenn die Baiern ihr Korn frei nach Tirol einführen dürften; aber nicht alle Leute in Tirol sind Weinbauern und nicht alle bedürfen des baierischen Korns; auch möchte sich kaum ein Bauer im Lande finden, der die Last der Zollverhältnisse der österreichischen Regierung allein in die Schuhe schöbe, und noch weniger wird einer anzutreffen sein, der da nicht weiß, daß jener Aufstand im vierten Jahre jener Zeit losbrach, in der die Weinbauern um Botzen, Kaltern und Meran des Segens der freien Ausfuhr ihres Produktes nach Baiern bereits theilhaftig waren, was gleichwohl die Männer von Allgund und Mais, Marling und Partschins nicht hinderte, unter den Kämpfern jener Zeit in erster Linie zu stehen. Doch das wäre alles nur leeres Raisonnement, wenn das Jahr 1848 der neuen, thatsächlichen Beweise nicht in Menge geliefert hätte, daß der uralte Stamm der tirolischen Treue noch gesund und lebensfrisch sei in Mark und Frucht. Damals, als so manche gehätschelte Provinz des weiten Reiches theils die Fahne der offenen Empörung aufpflanzte, theils die Gelegenheit wahrnahm, um durch unrühmliches Drängen auf die rathlos gewordenen Lenker des Staates Privilegien zu erhaschen, die ihnen an sich und dem Ganzen gegenüber nicht gebührten, da forderte das getreue Land Tirol, seiner eigenen Wünsche nicht gedenkend, nur Waffen allein zur Abwehr des welschen Feindes, der an den Säulen des Staates zu rütteln sich vermaß. Und als dann später Kaiser Ferdinand flüchtig in Innsbruck einzog, wie war da der Empfang, den er fand? Ich war vom Glück begünstigt, diesen Empfang zu sehen, in seiner herzerschütternden Wildheit, in seiner aus Freude und Schmerz gemischten Raserei, — ein Empfang, der, als ich ihn eines Tages in Berlin einem wackern Pommer erzählte, diesem die hellen Thränen aus den Augen

preßte, ihm, dem Fremden und Preußen. Damals zogen aus den fernsten Thälern des Landes wechselweise und auf eigene Kosten die Schützenkompagnien nach der Landeshauptstadt, um der Ehre willen, einen Tag lang Wache zu stehen vor der Thüre ihres Kaisers und Herrn. Andere Kompagnien dieser Art, und es waren ihrer 66 an der Zahl, standen an den Grenzen des Landes vor dem Feinde, und scheuchten mazzinische Kreuzschaaren und anderes welsches Gesindel von dannen. Ich schäme mich fast zu fragen, ob etwa diese Kleinigkeiten nicht mehr wiegen, als die dummdreisten Worte eines mißrathenen Weinhauers von da oder dort. — Freilich wurden jene Andeutungen über das Siechthum der tirolischen Treue vor dem Jahre 1848 geschrieben, aber voreilig bleiben sie immer; denn wer wird als Fremder und Meraner Kurgast von einem tirolischen Bauer, der seinen Vortheil so gut wie ein anderer versteht, und die Fremden gerne sieht, weil sie ihm persönlich und der Gegend Geld eintragen, erwarten können, daß er den Aufstand von 1809 ihm gegenüber lobpreise, dem Fremden gegenüber, den er, der Sprache nach, vielleicht als Baier erkannt hat, oder hinter dem er einen solchen vermuthen darf? — Auch ist es eine gewagte und unüberlegte Sache, aus den Aeußerungen Einzelner, besonders wenn es südtirolische Weinbauern sind, so weitgehende Schlüsse auf die Gesammtheit zu ziehen. Es gibt Gravamina im Lande, die jeder, der eine Weile lang unter dem tirolischen Volke lebt, ohne Mühe erfährt; aber so groß und verstimmend sind sie doch keineswegs, um den dynastischen Grundton der tirolischen Gesinnung gegen das engere und weitere Vaterland so tief zu erschüttern, als es Manchem erlaubt scheint anzunehmen. Das Volk in Tirol beobachtet bezüglich seiner Beschwerden ein ganz eigenthümliches Verfahren, eine Art unbewußten Konstitutionalismus, indem es alles Unliebe, das dem Lande widerfahren mag, ausschließlich nur den „Herren,“ d. h. der Regierung und ihren Organen, alles Gute aber dem Kaiser, und nur diesem allein, zuschreibt. Deshalb wird hier bei Beurtheilung mißliebiger Regierungsmaßregeln die Person des Monarchen nie mit ins Spiel gezogen; diese ist dem Volke allezeit heilig, und kann nur ein Born der Güte und Gnade sein. Damit ist aber eben wieder ein neuer Beweis jener angeerbten und anerzogenen Treue gegen den Landesherrn, und ein allezeit thätiges Mittel gegeben, die alte

Anhänglichkeit an das angestammte Herrschergeschlecht zu erhalten und zu kräftigen, zumal es in keiner Zeit und am allerwenigsten in den letzten Jahren, an thätigen Beweisen, wie hoch am Thron der Werth dieser Gesinnung geachtet wird, gefehlt hat. Schließlich nur noch die Bemerkung, daß ein Baier, wie groß und glänzend auch seine Fähigkeiten sind, doch ein ganz außerordentlicher Mann sein muß, um bei der Darstellung gewisser Seiten in dem geistigen Leben des tirolischen Volkes objektiv zu sein; schon seine Eigenschaft als Nicht-Oesterreicher und Nicht-Tiroler verpflichtet ihn zur größten Vorsicht, besonders wenn es sich darum handelt, daß das Neue, das er sagt, auch wahr sei. Der alte Haß zwischen hüben und drüben ist erloschen, und wer freut sich nicht darüber; aber eines ist es, sich mit seinem Feinde zu versöhnen, und ein ganz anderes der Wunsch, sein Hausgenosse zu sein.

Es verlohnt sich der Mühe die beiden Fremdenbücher am Sand durchzublättern, obgleich man des faden Schnickschnacks viel zu lesen hat, ehe man sich eines gesunden, kernigen Spruches erfreuen darf. Daß es in den Jahren 1848 und 1849 nicht an Bemerkungen fehlte, wie sie allenfalls ein Robert Blum oder ein Vogt von Gießen an diesem Platze niedergeschrieben hätten, versteht sich von selbst. Da gab's Studenten, die mit hochfliegenden Worten — natürlich in Versen — den guten alten Hofer anredeten, als tränke er Bier mit ihnen, ihm seine Unüberlegtheit vorhielten und überzeugt waren, daß er sich jetzt ganz und gar anders benehmen würde. Gelehrte Handelskommis fanden an der strategischen Seite des Aufstandes viel auszusetzen, und deuteten, nicht sehr verständlich, auf die Art hin, wie sich's besser hätte machen lassen. Andere kritisirten das tirolische Volk von wegen des Aufstandes im Allgemeinen, und hofften auf Besserung desselben für die Zukunft, und wieder Andere priesen, mit Hinblick auf Andreas Hofer, die beglückenden Lehren der neuen politischen Schule und anderen ähnlichen Unsinn und dadurch sich selbst am meisten. Armes Tirolervolk, das noch so wenig von Fourier und Weitling, vom Republikanerthum und Welker's Staatslexion weiß! Ein Marquis aus Paris ließ gar die demokratisch-soziale Republik hoch leben; — doch das ist ein Franzose, ein Mitglied jener großen Nation, die seit etwa siebzig Jahren deutlich zeigt, wie klar sie die Mittel und Wege zu ihrer eigenen Beglückung erkannt hat.

Aber auch herzerfreuende Worte finden sich in Menge, die es mich bedauern ließen, daß ich keine Zeit erübrigte sie mir in meine Schreibtafel zu kopiren.

Doch meine Bergfahrt droht nachgerade in eine Thalfahrt auszuarten, denn der Hof am Sand liegt noch im Thale, und in St. Leonhard, gleichfalls im Thale und nur ein halbes Stündchen weiter, ist noch ein Mittagmahl zu überstehen. Wir nahmen letzteres in Strobel's Gasthaus ein, ein treffliches, aber etwas theures Institut; Wein und Forellen waren preislich, nicht so die Rechnung, die dem industriellen Geiste eines Gasthofkellners in München oder Wien Ehre gemacht haben würde. Hier erfuhren wir nun zu unserem Schrecken, wie irrig man uns in Meran über den Weg bis Sterzing belehrt hatte. Denn anstatt der sechs bis sieben Stunden, die wir für die ganze Strecke benöthigen sollten, zeigte sich's jetzt, daß diese Zeit bloß für das Stück von St. Leonhard bis Sterzing erforderlich sei. Nicht die Entfernung des letztgenannten Ortes war's, die uns in Bestürzung setzte, sondern die volle Gewißheit, ihn nicht vor Einbruch der Dunkelheit erreichen zu können; nur die Versicherung des theuern Herrn Strobel, daß der Weg auch zur Nachtzeit nicht zu verfehlen sei, beruhigte uns in so weit, daß wir um 3 Uhr Nachmittags den Marsch über den Jaufen antraten. Wir hatten in Salthaus, am Sand und in St. Leonhard gar zu viel Zeit aufgewendet, und sollten nun die Folgen unserer Unvorsichtigkeit tragen.

Der Weg über den 6500 Fuß hohen Jaufenpaß gehört gewiß unter die schönsten Jochübergänge dieses an Naturschönheiten so überreichen Landes. Schon das Dorf St. Leonhard, die Hauptortschaft in Passeyr und Sitz eines Bezirksgerichtes, kann sich einer herrlichen Lage rühmen, die besonders dann deutlich hervortritt, wenn man etwa eine halbe Stunde auf dem Jaufensteige, der sich dicht hinter dem Dorfe in die Höhe hebt, fortwandert, dann stille hält und den Blick nach rückwärts wendet. In das Passeyrthal, das hier eine rasche Wendung nach Westen macht, um weiter oben zweiarmig bis zum Kamme der Oetzthaler Gletscher emporzusteigen, mündet bei St. Leonhard das von der östlichen Seite herabziehende Waltenthal, und diese beiden Thäler bilden an dem Punkte ihrer Vereinigung einen dreiseitigen ebenen Thalgrund, den schimmernd grüne Wiesenstriche, Obstbäume und zer-

streute Häusergruppen malerisch bedecken. Die aus dunklem Gehölz aufragenden Ruinen der Jaufenburg erinnern an das Alter des an seinen öden Mauern vorüberziehenden, für die Verbindung Italiens mit Deutschland einst so wichtigen Alpenweges, obgleich die Eröffnung des letzteren der Erbauung jenes Schlosses um nicht weniger als ein volles Jahrtausend voranging. Ueber den Mons Jovis, dessen Namen der Wechsel von Zeiten und Völkern zum Jaufen umänderte, zogen einst die römischen Legionen in das transalpinische Rhätien und Vindelicien hinüber, und als nachmals in der Kaiserzeit, zum Gebrauche einer vielgliederigen Verwaltung, der Cursus publicus oder die Staatspost eingerichtet wurde, um alle Theile des Weltreiches mit ihrem Zentrum sowohl als auch untereinander zu verbinden, ging auch über ihn eine wohlorganisirte Linie des dienstlichen Verkehrs. Vielleicht rührt noch aus jener Zeit das, wo die Oertlichkeit es erforderte, aus größeren oder kleineren Felsblöcken gebaute Pflaster, welches stellenweise in ein unregelmäßiges Stufenwerk übergeht, und dadurch erst für die Säumung brauchbar wurde. Selbst noch im Mittelalter war der Weg über den Jaufen, nebst jenem durch das obere Etschthal über Mals und Landeck, eine Hauptader des deutsch-italienischen Handelsverkehrs durch Tirol, bis endlich, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von Botzen aus, durch die schauerliche Felsenklamm bei Klausen eine Fahrbahn nach Brixen und Sterzing eröffnet wurde. Dies geschah durch Privatmittel und liefert den Beweis des erstarkten Handelsgeistes und des mächtigen Aufblühens der südtirolischen Städte in jener frühen Zeit.

Der Steig hielt sich ohne Unterlaß an die rechtseitige Thalwand, und je näher er dem Joche kam, desto großartiger wuchsen Berge und Thäler aus dem erweiterten Umkreise heraus. Jenseits des schluchtartigen Waltenthales, das sich oben zwischen herrlich grünen Alpenmatten verliert, thürmt sich aus rothem Gestein der gewaltige Bräuning auf, während das nach rückwärts gewendete Auge die Ruinen der Jaufenburg in dunkler Tiefe noch immer vor sich sieht. Darüber weg ragen die Kolosse des oberen Passeyr, und vor allen die Hochwildspitze und der Hohe Fürst empor, deren weite Eishüllen im Widerschein des Sonnenlichtes blendend herüberstrahlen. Als wir das hochgelegene Dorf Walten passirten, und am Rande eines kleinen Baches

einen Augenblick lang stille hielten, um etwas ruhiger zu athmen, versammelte sich eine Schaar Kinder um uns, sprang und tanzte im Kreise, und streckte uns die Hände entgegen, damit wir ein Geschenk hineinlegten. Und als wir dies gethan hatten, wie jubelte da der kleine Haufe, und wie fröhlich hüpfte er von dannen, uns immer seinen Dank noch aus der Ferne nachrufend. Da erinnerte ich mich lebhaft jener kurzen, in kühnen Zügen durchgeführten Schilderung einer Pyrenäen-Landschaft von H. Heine im Atta Troll, wo den einsamen Bergwanderer ein Kranz fröhlicher Kinder umringt, ihn singend neckt und ihr Gesang noch lange ihm nachfolgt ins wilde Thal hinab:

Während ich in's Thal hinabstieg,
Scholl mir nach verhallend lieblich,
Immerfort wie Vogelzwitschern,
Giroflino, Giroflette!

Nach vierthalb Stunden rastlosen Steigens erreichten wir endlich den höchsten Punkt des Ueberganges, den, wie üblich, ein großes hölzernes Kruzifix bezeichnet. War die Fernsicht auf der südlichen Seite schön und prachtvoll, so war nun das gegen Norden und Osten sich öffnende Panorama in hohem Grade großartig und überraschend, und dieser Eindruck ist um so tiefer und ergreifender, als er sich dem Wanderer plötzlich und ohne Vermittlung ergibt. Eine mächtige Gebirgswelt hatte sich uns auf beiden Seiten erschlossen, und doch wie auffallend der Unterschied zwischen da und dort! Jenseits, in verhältnißmäßig engem Raume, der warme, unruhige, lebensfrische Hauch des Südens, das helle Grün der Bäume, die dunkle Bläue der Wälder, das blitzende Gletscherlicht in der Höhe, der duftige Schmelz in den Fernen — diesseits, in weitgezogenem Kreise, ein aufgewühlter Ozean von Bergeswogen, in feierlicher Ruhe hingebreitet, tiefblau und ernst, in seinen Gegensätzen halb versöhnt, und deshalb weniger auffordernd zu fröhlichem Genuß, als zu beschaulichem, süßwehmüthigem Sinnen. — Alles Gebirge von den Gletschern im Stubai bis zu den fernsten Schneespitzen des Zillerthales lag in mehrfachen Ketten, von denen die entfernteren stets die näheren überragten, offen vor dem Auge. Dunkle Thäler schnitten in den rauhen Boden dieser Bergwelt tiefe Furchen ein, die die Schatten des Abends bereits mit träumerischer Dämmerung erfüll-

ten. Nur auf den Spitzen der Berge, und vor allem auf den Kuppen und Hörnern voll ewigen Eises, haftete noch der Rosenblick der scheidenden Sonne. Unter den Bergriesen, die hier auf allen Seiten in reicher Zahl ihre Häupter aufstreckten, zeichnete sich der finstere Scheitel des Tribulaun besonders aus. Er steht in der Centralkette des rhätischen Alpenzuges, zwischen den Thälern von Pflersch und Gschnitz, und sieht so wild und unnahbar aus, daß man ihn bis in die letzten Jahre für unersteiglich hielt. Erst Dr. Stotter, dessen ich oben bereits Erwähnung that, und dessen Feuereifer im Interesse der Wissenschaft kein Hinderniß kannte, machte diesem Glauben durch eine im Jahre 1847 glücklich ausgeführte Ersteigung ein Ende. Doch fand er leider die Wünschelruthen nicht, die ein gewaltiger Zauberer auf der Spitze dieses Berges verwahrt, um sie, wie die Sage berichtet, vor der habgierigen Hand der Menschen zu schützen.

Es war ungefähr 7 Uhr, als wir das Jaufenhaus verließen. Eine halbe Stunde später erreichten wir, bei schon ziemlich vorgeschrittener Dämmerung, die Waldregion, unter deren Schatten sich der Weg sehr bald in vollständiger Dunkelheit verlor. Nun wurde unsere Wanderung unergiebig und beschwerlich. Wer noch niemals zur Nachtzeit etliche tausend Fuß tief auf einem rauhen Hochgebirgssteig herabgeklettert, der kann sich unmöglich einen Begriff von den Mühsalen und Gefahren machen, die da den Wanderer bedrohen. Es war nicht die Gefahr, von irgend einer hohen Wand — hier gab es keine solche — abzugleiten und in die Tiefe zu stürzen, wohl aber die, bei jedem neuen Schritte auf dem unsäglich holperigen Pflaster, durch einen falschen Tritt oder einen Sturz, einen oder beide Füße zu brechen. Gegen eine solche Wanderung im Finstern ist, für die Dauer, das gefährliche Klettern über steile Felswände bei hellem Tageslicht nach Umständen ein wahres Spiel; da läßt sich bei jedem Sprunge das Maß der anzuwendenden Kraft, ihre Richtung und jeder Umstand der momentanen Lage vollständig beurtheilen und übersehen, und man wagt nicht mehr, als wohin das eigene Leistungsvermögen eben reicht; die Gefahr selbst aber ist, da man ihr offen in das Auge blicken kann, ein Reiz mehr für ein kühnes, muthiges Herz. Hier aber nützt aller Muth nichts, wo der Weg, selbst an den besseren Stellen, nur an dem schwachen Scheine der viel-

gestaltigen Steinklötze zu erkennen ist, über die der Pfad, sehr oft mit großer Steilheit, in die Tiefe fällt; hier muß der Fuß, wenn er Zeit genug dazu hat, jeden Tritt erst austasten, oder er muß sich dem Ungefähr überlassen, und im besten Falle die schmerzlichen Stöße und Verrenkungen ertragen, die das wechselnde Niveau und die Beschaffenheit jeder folgenden Stufe ihm beibringen. Zuweilen verlor sich der Steig in dem Steinschutt einer Murre oder er ging unsichtbar über grasige Stellen fort, und hier war nun aller Scharfsinn und das Aufgebot unserer ganzen Sehkraft nothwendig, um ein Irregehen abzuwenden, das uns vielleicht in noch unangenehmere Lagen gebracht, und unsere Zeit und Kräfte noch mehr in Anspruch genommen hätte. An solchen Stellen leistete uns das scharfe Auge meines Schwagers die trefflichsten Dienste. So erreichten wir etwa um 10 Uhr das Dörfchen Gasteig, und zuletzt eine Stunde vor Mitternacht die Stadt Sterzing.

In dem Gasthause „zur Post," wo gelegentlich einer ausgebrochenen Hochzeit so eben ein lärmendes Zweckessen statt fand, das nach biederer altdeutscher Sitte sich bis zum ersten Hahnenruf hinausdehnte, gelang es uns einen gebratenen Kapaun zu erobern, dessen enorme Größe in vollständig richtigem Verhältnisse zu unserem Hunger stand. So geschah es, daß dieser arme Kapaun seiner Vokation untreu wurde; denn anstatt ein Labsal für Hochzeitsmägen zu werden, verschwand er spurlos zwischen uns jaufenmüden Wanderern, die er nie im Leben gesehen hatte und von denen er gewiß nie, auch nicht in den phantasienreichsten Tagen seiner Jugend, auch nur ein Wörtchen träumte. Doch wer war's, der hier so eben im Kreise stattlicher Herren — dann und wann wackelte einer, die Thür verfehlend, in unser Zimmer herein — und feingeputzter Damen seinen Ehrentag feierte? — war's etwa der Bürgermeister der Stadt oder eine andere hochobrigkeitliche Person, welcher zu Ehren die öffentliche Moral über unterschiedliche Haarbeutel und schlafstörenden nächtlichen Rumor gerne ein Auge zudrückt? — weit gefehlt! der magistratliche Amtsdiener war's, bloß ein Mitglied der ausübenden Gewalt, was jedoch freilich kein Hinderniß gegen die Achtung ist, die der gegenwärtige junge Ehemann unter den Einwohnern des Städtchens ohne Zweifel genießt, besonders wenn er oft in die Lage kommt seine amtliche Gewalt auszuüben.

Des anderen Morgens blieb mir, bis zur Ankunft des nach Innsbruck durchziehenden Poststellwagens, Zeit genug zu einem Spaziergange durch die kleine Stadt, die mir übrigens von früher her schon oberflächlich bekannt war. Sie erfreut sich eines römischen Ursprungs, und ging aus einer mansio höheren Ranges hervor, die damals Vipitenum hieß. — An den stattlichen Straßen mit wappenverzierten Häusern erkennt man leicht den ehemaligen höheren Wohlstand der Stadt, der in dem ergiebigen Betriebe der nunmehr aufgelassenen Bergwerke im nahen Ridnaun, und in dem Transit des deutsch-italischen Handels reichlich fließende Quellen fand. Die Thalbreite, in der Sterzing liegt, und in die sich fünf bis sechs verschiedene Thäler einmünden, ist anmuthig und die Landschaft im Allgemeinen nicht ohne Großartigkeit.

Die Reisegesellschaft über den Brenner war mehr langweilig als das Gegentheil davon; ein dicker Weinbauer aus Meran schlief meistens, eine ältliche Dame aus Sterzing kam über profundes Nachdenken nie zu Wort, zwei junge Mädchen von acht bis zehn Jahren, die Enkelinnen dieser Dame, hielten lärmende Konferenzen über ihre Puppen und Kochgeschirre, ein junger Mann aus Brixen konnte mit seiner Begeisterung über das Schalderjoch, das er unlängst überstiegen, nicht fertig werden, und eine junge Frau aus Bern pries auf eine ziemlich vorlaute Weise die Vorzüge ihres Vaterlandes. Sie kam aus Kärnthen, wo ihr Gemahl in einer Fabrik eine Anstellung gefunden hat. Kaum hatte sie Dieses und ich Jenes gesagt, so standen wir bereits auf gespanntem Fuße. Ich stellte sodann in aller Artigkeit die Frage, ob sie etwa eine Nichte, Stieftochter oder sonstige nahe Verwandte Herrn Stämpfli's sei, oder vielleicht gar eine Katholikin, da sie und ihr Gatte nach Oesterreich ausgewandert, und rief sie zuletzt bei meiner Behauptung zum Zeugen auf, daß es sich bei einer sanften Anarchie, wie sie zur Zeit in der Schweiz gebräuchlich ist, herrlich leben lassen müsse, weil da Jeder alles thun und lassen könne was ihm beliebt, ohne sich viel um Gesetz, Obrigkeit und das Wohl Anderer zu bekümmern, was nach soliden Begriffen Freiheit heißt. Sie grollte mir darüber eine Weile lang, aber zuletzt schieden wir doch noch als gute Freunde. — Auf dem Brenner lag, von dem letzten Unwetter her, hie und da noch etwas Schnee, während nebenan auf der Straße der Wind dichte Staub-

wolken aufwirbelte. Im Gasthause auf dem Brenner, wo wir zu Mittag aßen, saß ich so, daß mein Herz auf der deutschen Seite der Wasserscheide schlug, Leber und Gallengang aber der welschen oder südlichen Seite angehörten. Eine gleiche Zweitheiligkeit zeigen bekanntlich die beiden Dachtraufen dieses Gasthauses; denn während die eine weiter unten Schiffe tragen hilft bis zur Sulinamündung hinab, und zuletzt gar türkisch und russisch wird, macht die andere italienische Mais- und Kornfelder fruchtbar, und endet kaum rühmlicher in den Seesümpfen von Venedig. — Um sechs Uhr Abends legte sich endlich unsere Arche in einem Hafen von Innsbruck vor Anker, und der nächste Moment darauf sah mich wohlbehalten und glücklich in den Armen meiner Lieben.

---

2. Dux, Zillerthal, Achensee.

Einleitung. St. Jodokus. Schmirner Thal. Außer Schmirn. Inner Schmirn. Kasern. Durer- oder Schmirner Joch. Durer Thal. Hinterdux. Lanersbach. Teufelssteg. Finkenberg. Meyerhofen. Zillerthal. Zell am Ziller. Fügen. Allgemeines über das Zillerthal. Jenbach. Achensee. Schwatz.

Kaum waren acht Tage seit unserer Rückkehr aus dem Oetzthale verstrichen, so kam neue Wanderlust und Bergsehnsucht in unsere Herzen. Zwar weiß Jedermann, und wer es nicht weiß, dem zeigt es die Landkarte auf den ersten Blick, daß die nächste Umgebung von Innsbruck eben keinen großen Mangel an Bergen leidet, die sich weder ihrer Höhe wegen schämen dürfen, noch auch einer beliebigen Ueberwanderung böswillig sich widersetzen; auch ist es wissentlich noch keinem dieser Berge in den Sinn gekommen, irgend einem Sterblichen die Sehnsucht nach ihnen zu verbieten; mir wenigstens ist eine solche Aeußerung unvernünftigen Stolzes noch nicht zugestoßen, obgleich ich die Fälle gar nicht zählen könnte, in welchen mich, unter mancherlei Himmelsstrichen, eine solche Sehnsucht befallen hat; im Gegentheil, mir schien es jedesmal, wenn ich nach längerer Zeit wieder einmal in ihrer Mitte erschien, als ob sie mir gegenüber nicht gleichgiltig blieben und mich freundlicher anlachten wie je. Ich war ihr Freund, das wußten sie, und darum vergalten sie mir mein Verlangen sie wieder zu sehen.

Aber wie es den meisten Leuten geht, so ging es jetzt auch mir. Der Mensch braucht Dieses oder Jenes, nach welchem er sich Gott weiß wie lebhaft sehnte, nur wirklich zu besitzen, so schätzt er es gleich nicht mehr recht, und meint dann auch bald, etwas anderes sei das rechte das ihm fehle. Diese Beweglichkeit des menschlichen Sinnes, und in den meisten Fällen verdient sie als Schwäche bezeichnet zu werden, ist der Grund, warum die Menschen im Allgemeinen so viel Gefallen am Neuen finden, warum sie in ihren Genüssen, Kleidungen, Sitten und Gegenständen des Besitzes eben so wohl, als in der Politik und allen übrigen generellen Bedingungen des sozialen und staatlichen Lebens, immerfort nach Veränderung streben. Das Vorhandene und zum sicheren Besitz Gewordene bringt nach und nach, und in dem Maße als es von allen Seiten bekannt wird, die strebenden Wünsche zur Ruhe; es hört auf den Geist thätig anzuregen und die Phantasie zu beschäftigen, die irgend ein Dichter nicht mit Unrecht die vierte Lebensparze nennt, und wird so allgemach aus den Interessen des Daseins gestrichen; aber

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage . . .

So ging es mir nun gerade mit der Innsbrucker Gegend. Ihre Berge, und es gibt wahrhaft tüchtige Bursche darunter, machten mir, da ich sie kannte, keine rechte Freude mehr; ihre Gestalt, Höhe und Schönheit schien mir abgenützt und alltäglich, und ihre Wildheiten waren mir gegenüber zahm geworden. Darum sehnte ich mich, da ich ein Mensch bin wie andere, nach Neuem, und trat sonach mit meinem Schwager und treuem Freunde über eine neue Bergfahrt in Konferenz. Es war nicht schwer, mich mit ihm über Dauer und Ziel derselben zu verständigen, und als dies geschehen war, brachte uns die Post in wenigen Stunden nach Stafflach, einer kleinen Ortschaft am nördlichen Fuße des Brenner, von wo unsere neue Fußwanderung ihren Anfang nahm.

Von Stafflach erreicht man in einer halben Stunde das Dörfchen St. Jodocus, das an der Stelle liegt, wo sich die Thäler von Fals und Schmirn vereinigen. Wir ließen das Falserthal, das sich hier bei sei-

nem Ausgange als eine wilde, von hohen schroffen Hörnern umstellte Schlucht präsentirt, zur Rechten liegen, und stiegen an der Seite eines brausenden Baches gegen Schmirn aufwärts. Zwischen St. Jodokus und den Häusern von Kernach ist der Weg, etwa eine Stunde lang, ein enger, rauher Fußpfad, der ziemlich steil bergan steigt und sich oft die Mühe nehmen muß, seinen ungeduldigen Nachbar, den Bach, auf schwanken Stegen zu übersetzen; bald behelligt ihn links ein wüster Bergtobel, bald rechts eine steil abbrechende Felswand. Endlich öffnete sich die Thalenge etwas, und nun betraten wir die kleine, freundliche und in ihrem unteren Theile reich mit Holz bestandene Ebene von Schmirn, aus der von ferne die Kirche und Häuser des Dorfes herüberschauten. Aber wieder ist's eine Ebene, wie sie eben nur in Tirol als eine solche bezeichnet werden darf; eine kleine grüne Oase auf dem Thalboden, umgeben von gewaltigen Felsenscheiteln, unter denen der 8274 Fuß hohe Gampenkogel eben keine sichtlich hervorragende Rolle spielt. Dritthalb Stunden seit unserem Aufbruch von Stafflach erreichten wir das Dorf Schmirn, dessen Seehöhe bereits 4424 Fuß beträgt.

Unsers Bleibens war hier nicht lange; bevor wir weiter wanderten, wollten wir uns nur erst mit Bergstöcken versehen, zu welchem Ende wir in das nächstbeste Bauernhaus traten, dessen Besitzer uns auf Ersuchen mit zwei tüchtigen, eisenbeschlagenen Stöcken versah, für welche er die Summe von 2 Kreuzern per Stück in Rechnung brachte. Wir gaben ihm den verlangten Betrag und schenkten seinem Söhnchen, einem munteren, flachshaarigen Jungen von vier Jahren, etliche Sechser obendrein.

Das Dorf Schmirn besteht aus drei getrennten Theilen, welche die Namen Außer-, Inner-, und Ober-Schmirn führen. Der erstgenannte ist der weitaus ansehnlichere, und umfaßt die Kirche, das Widum, ein Wirthshaus und etwa ein Dutzend längs des Weges zerstreut umher liegender Häuser. Inner-Schmirn hat seine Lage um ein halbes Stündchen weiter, und dahin lenkten wir nun in Ermanglung eines Führers unserer Schritte, was wir, wenn wir besser berathen gewesen wären, nicht gethan hätten, weil der Weg zum Duxerjoch von Außer-Schmirn angefangen, immer auf der rechten Thalseite bleibt und sich meist in ziemlicher Höhe über dem Bache erhält. Inner-Schmirn

besteht nur aus wenigen dunkeln, rauchgeschwärzten Hütten, in denen vor einigen Jahren der Typhus arg gehaust haben soll, was bei der hohen und gesunden Lage des Oertleins gewiß wunderbar klingt. Als Grund dieser Erscheinung ward die verderbte Luft in den Wohnungen, die viel zu selten hinreichend gelüftet werden, namhaft gemacht. Fast durchgehends scheint bei den Bewohnern des höheren Gebirges das Oeffnen der Fenster keine Sache zu sein, der sie einen besonderen Geschmack abgewinnen können; mit der frischen Luft kommt, den größten Theil des Jahres hindurch, oft auch etwas gar zu viel Kälte in die Stube herein, und ihre Austreibung erfordert dann um so mehr Holz, dessen Herbeischaffung nach Umständen Geld und viele Mühe kostet. Auch macht die Kälte ihre unangenehme Wirkung auf der Stelle geltend und beeinträchtigt das gemüthliche Beisammensein in der Stube, die den Hauptschauplatz der häuslichen Thätigkeit bildet, während der eigenthümliche Geruch, der hier herrscht, auf dem Wege der Gewohnheit zu einem nothwendig scheinenden Attribut des häuslichen Herdes geworden ist. Andere luftreinigende Mittel aber sind entweder nicht bekannt, oder es ist ihre Anwendung für das ärmere Volk unerschwinglich. Auf diese Weise hat sich die Gewohnheit eines täglichen oder zeitweiligen Fensteröffnens noch nicht festsetzen können, ein Uebelstand, der besonders im Winter, wenn die Beschäftigungen in freier Luft seltener werden, seine nachtheiligen Einflüsse um so deutlicher offenbart.

Bei Inner-Schmirn zeigt ein Blick gegen die Rechte hin, die unheimliche Wildniß des Wildlahnerthals, ein stiller, melancholischer Erdwinkel, so trostlos und verlassen, daß er, bei dem Gedanken an ein Leben darin, selbst dem routinirtesten und menschenscheuesten Einsiedler einen Schauder zuwege brächte; nur Felsen, Murren, Gletschereis und Lawinen — von woher auch der Name — theilen sich in die Herrschaft über diese Wüstenei. — Arglos folgten wir dem Pfade, der von Inner-Schmirn aufwärts zu führen schien und ließen uns durch eine Brücke täuschen, wodurch wir das linke Ufer des Baches gewannen. Aber anstatt dem Hauptthale treu zu bleiben, bog jetzt der verrätherische Steig in das Wildlahnerthal hinein, als ob wir unsere Gemüther voll aszetischer Gefühle hätten, und nicht viel lieber, so bald als möglich, das fröhliche Zillerthal erreichen wollten. Wir schlugen daher die-

sem Weg ein Schnippchen, wendeten uns links ab und zogen am Ufer des Baches weiter; in kurzer Zeit zeigte sich's jedoch, daß unser Vordringen, vor lauter wüstem Steingetrümm, mit welchem der aufrührerische Bach in Revolutionszeiten hohe Barrikaden gebaut, und vor allerlei Ufergeschröff unter die Zahl der sehr mühsamen Dinge gehörte, indeß der eigentliche Weg am anderen Ufer des Baches unter dem behaglichen Schatten von vielen Bäumen eben und anmuthig weiterzog. Ich war bald überzeugt, daß im Hochgebirge das Auffinden eines neuen Weges eine mißliches Geschäft sei, und billig den Eingebornen selbst überlassen werden müsse, weshalb ich eilig zum Bache herabkletterte, mit einem gewaltigen Sprunge über ihn hinwegsetzte, einen steilen Grashang emporstieg und so den eigentlichen Weg gewann. Mein Schwager aber hatte sich mittlerweile mit den höheren Regionen dieses feindseligen Ufers eingelassen; den aufeinander folgenden Schroffen immer gegen die Höhe hin ausweichend, erfreute er sich zuletzt eines erhabenen Standpunktes, der nur den einen Fehler hatte, daß er vollständig nutzlos war. Er stieg nun ebenfalls wieder ins Thal herab, und übersetzte den Bach auf einer Leiter, die ich ihm durch einen auf dem Felde arbeitenden Bauer herbeitragen ließ, wobei ihm jedoch der Unfall begegnete, eine Sprosse der Leiter durchzutreten und sich unwillkürlich eines kalten Fußbades erfreuen zu müssen. — Dies waren unsere Abenteuer ehe wir Ober-Schmirn, auch Kasern genannt, erreichten, eine kleine Sammlung ärmlicher Hütten, von denen die äußerste und höchste gegen das Duxerjoch zu als Wirthshaus figurirt; mit welchem Rechte sie diese imponirende Stellung einnimmt, wird im Laufe der Begebenheiten klar werden.

Von diesem Weiler angefangen, setzt sich das Schmirnerthal in nordöstlicher Richtung bis zum Geierjoch, wo es entspringt, fort, und scheint, so weit es von unserem Wege aus sichtbar war, eine seltsam stille, baumlose und öde Gegend. Die Ortschaft selbst ist die höchste im Thale, und ich zweifle, ob ihre Seehöhe mit fünfthalb tausend Fuß zu Ende gemessen werden kann. Das Land blickt kahl und alpenmäßig und alles Erdreich hat sich hier nur zu Fels und Wiesentrift, alles Geräusch nur zu Bachesmurmeln und Heerdengeläut verwandelt. Von der rechten Seite aber, wo sich das Kaserthal öffnet, und wohin jetzt

unser Weg abbiegt, schaut gar schon ein breiter Fleck ewigen Eises aus ziemlicher Nähe ins Thal herein, und verleiht so den ohnehin schon sehr ernsten Zügen der Landschaft erst recht die Weihe der Großartigkeit. Nach einem mehr als vierstündigen, raschen Marsche hatten wir jetzt das Recht durstig zu sein, und nach einem Hause zu fragen, wo wir uns für die bevorstehende Uebersteigung des Duxerjoches etwas stärken konnten. Wir fanden das Alpenhotel verschlossen, und alles Pochen konnte seine Entriegelung nicht herbeiführen; da erinnerten wir uns eines alten Mannes, den wir in einiger Entfernung vor dem Hause auf einem mageren Kartoffelfelde arbeitend gesehen hatten, und von dem anzunehmen war, daß er der Besitzer dieser würdigen Herberge sei. Wir trachteten daher nach der Verifizirung dieser Annahme und stellten aus einiger Entfernung die laute Frage — und die Berge ringsum widerhallten davon — ob er der Wirth sei. „Ja!" klang die Antwort, war jedoch durchaus von keiner annähernden Bewegung des Angeredeten begleitet; dieser fuhr vielmehr so ruhig in seiner Arbeit fort, als ob unsere Frage nichts weiter, als der Ausdruck eines theoretischen Problems, oder gar der Beweis einer indiskreten Neugierde gewesen wäre. „Habt Ihr Wein?" so frugen wir weiter, und wieder frugen die Berge herum mit uns, worauf die Antwort: „Ja, aber einen spottschlechten!" War nun das Resultat dieses Gespräches für unsere Wünsche nichts weniger als beruhigend, so brachte es uns doch zu hellem Lachen; denn ein Wirth, der, bei gesunden Sinnen, seinen Gästen gegenüber die eigene Waare so schnöde behandelt, ist doch gewiß ein seltenes und drolliges Exemplar unter seines Gleichen. Als dann der Alte herbeikam, und wir in sein ernstes, offenes und verwittertes Angesicht schauten, da dachten wir er sei ein ehrlicher Mann, und als er uns seinen Wein vorsetzte, da waren wir überzeugt davon. Er war auch kein Spaßvogel, weil er sein Getränk nicht lobte, denn dieses war trübe, von Farbe fast ziegelroth und schien zur Hälfte mit einer vegetabilischen Säure, etwa mit dem Safte der Sauerdornfrucht, versetzt, wodurch es den Weingeschmack zum großen Theile eingebüßt hatte. Der Mann war demnach nur ehrlich, was unseren civilisirten Wirthen gegenüber freilich etwas sagen will, die da ein ganz anderes System befolgen, das System dickhäutigen Gewissens nämlich, nach welchem eine

schlechte Waare im voraus angerühmt und nachher theuer bezahlt werden darf. — War der Berberitzenwein in Kasern auch wenig geeignet den Fond unsere Kräfte zu vermehren, so dämpfte dafür seine Säure unseren Durst um so wirksamer, was, wie alle Bergwanderer wissen, bei der Uebersteigung eines hohen Joches kein geringer Vortheil ist. Im Hause selbst, und besonders in der Schenkkammer, sah es etwas wüst und unordentlich aus; kleine Fäßchen mit Wein und Schnaps, Arbeitswerkzeuge jeder Art, blauschimmeliges Brot, allerlei Gemüse, Kleidungsstücke u. dgl. m. lagen hier bunt durcheinander und erzeugten einen Geruch, der uns schnell ins Freie hinaustrieb, wohin der Wirth einen kleinen Tisch und zwei Stühle brachte, auf denen wir uns niederließen. Es war eben nur ein Gasthaus für die genügsamen Durer, die, wenn sie mit ihrer Butter beladen über das Joch wandern, hier gerne etwas stille halten, um sich die nöthige Rast zu gönnen.

Während nun auch wir diesem angenehmen Geschäfte oblagen, schritten zwei junge Fremde in Begleitung eines Führers an uns vorüber dem Duxerjoche zu, in welcher Richtung wir ihnen in kurzer Zeit nachfolgten. Das Kaserertbal ist ein enges, felsiges Hochthal, aus dessen Hintergrunde das riesige Haupt des Olperer, eines gewiß nicht unter 10,000 Fuß hohen Gipfels, majestätisch hervorragt; ein großer, blaugrauer Gletscherstreifen hängt über ihn herab und reicht fast bis ins Thal nieder, aus welchem die beiden Berghänge mit großer Steilheit emporsteigen. Vom Wirthshause weg bleibt der Weg noch etwa eine halbe Stunde lang im Thale, dann aber wendet er sich links ab, und kriecht in vielen Windungen, immer längs der linken Seite eines tiefen Runstes, der vom Joche herabzieht, gegen die Höhe fort, und wird erst oben unweit einer Galthütte [6]) etwas sanfter, in deren Nähe ein weißmarmorner Denkstein steht, dessen Inschrift den, im Jahre 1835 durch Se. kaiserl. Hoheit den Erzherzog Johann ausgeführten, Uebergang dieses Joches verewigt. Noch tief unten im Kaserertbale hatten wir die beiden Fremden eingeholt, die sich durch Sprache und Manieren als Preußen ankündigten und wahrscheinlich Studenten waren, die die Ferienzeit dazu benützten, um ihre Seelen voll Schulstaub und Bücherwitz in der frischen Natur des Hochlandes etwas zu reinigen. Als wir uns dem Joche näherten, fiel Regen ein, der strich-

weise in schweren Güssen niederrauschte, und uns die frohe Laune sowohl als auch die Aussicht verdarb, der wir von der Höhe gewiß in wunderbarer Schönheit theilhaftig geworden wären. Am Joche bezeichnet ein großes hölzernes Kreuz die höchste Stelle des Ueberganges, und die eingerammten Stangen am Wege liefern den Beweis von der Frequenz dieses Passes auch zur Winterszeit. Er vermittelt nämlich nicht allein die Verbindung des Duxerthales mit Innsbruck, wohin das Duxervolk die Produkte seiner schwunghaft betriebenen Viehzucht zu Markte bringt, sondern auch des weiter rückwärts liegenden reichbevölkerten Zillerthales mit dem oberen Sillthal und den Gegenden jenseits des Brenner. Das Joch hat eine Höhe von 7346 W. F., und ist, vergleichsweise mit seiner nicht eben unbedeutenden Erhebung über das Meer, vielleicht eines der gangbarsten in Tirol.

In der Nähe des Kreuzes am Sattel stießen wir auf den gegenwärtigen Inhaber der vorerwähnten Galthütte, einen rüstigen, zutraulichen Gesellen, der in seine graue Wolldecke gehüllt, dem herrschenden Unwetter viel Uebles nachsagte und es geradezu „duivelisch“ nannte. Uebrigens gewannen wir Grund zu dem Verdachte, es rühre ein großer Theil seines Unmuthes von der schädlichen Einwirkung des nassen Wetters auf seine Pfeife her, mit der er sich angelegentlichst beschäftigte und so heftig daran zog, als müsse er den belebenden Funken derselben mit seinem Athem aus der Mitte der Erde heraufsaugen. Ich bot ihm deshalb eine Cigarre an, die er dankend in Empfang nahm und mir dafür als Gegengeschenk, unaufgefordert und mit großer Freundlichkeit, von seinem Hute weg ein tüchtiges Sträußchen duftender Edelrauten präsentirte, das mit nicht minderem Danke angenommen wurde. Eine Viertelstunde später standen wir am Rande jenes Bergvorsprunges, wo sich die Wege theilen, und entweder rechts hinab in eine Alphütte am Duxerferner, oder links hinüber in das Dörfchen Hinterdux führen. Hier fällt der Abhang nach drei Seiten schroff zur Tiefe und gestattet demnach einen freien Einblick in das Duxerthal, von seinem Ursprunge angefangen bis über Lanersbach hinab. Auch hatte es jetzt zu regnen aufgehört, nur auf den höheren Theilen des Gebirges schoben und jagten sich die Nebel, als wären sie lebendig und freuten sich ihres luftigen Daseins. Vor uns lag das hinterste

Dux als ein gähnender Abgrund offen, in welchem die Wässer in eintönigem Unisono zusammenrauschten, das unter dem Einfluß des in seiner Stärke wechselnden Windes schwingend und zitternd heraufdrang. Zur rechten Hand und im tiefsten Hintergrunde des Thales sah der weiße, starkgeneigte und wildverschründete Eisanwurf der „gefrorenen Wand" ins Thal hinab, und stieg, unten schmal und oben bis zu dem Umfange einer halben Meile sich erweiternd, zu den schimmernden Eisspitzen des Kamms empor, von denen zeitweise eine oder die andere durch die Lücken des Nebels hervorblitzte. Die „gefrorne Wand" ist nach Größe und Gestalt gewiß einer der schönsten sekundären Gletscher, den man sehen kann; wie ein ungeheures, scheinbar vollkommen ebenes und mit einer Spitze nach abwärts gekehrtes Dreieck bedeckt er die hinterste Jochwand des Thales, steht demnach auf die Längsrichtung des letzteren senkrecht, und ist bis jenseits Lanersbach fast stets bis zur Tiefe herab sichtbar. Er liegt dem Duxerjoch so nahe, daß wir alle Einzelheiten: die Klüfte, die Moränen, die Farbe des Eises u. A. m. mit freiem Auge zu erkennen vermochten. [7]) Zwischen diesem Gletscher und dem Olpererberge, der nach Schmirn hinüberschaut, starrten unsäglich wilde Felshörner in den phantastischesten Gestaltungen aus dem Eise auf; es war der hohe Grath, der die Thäler von Schmirn und Fals einerseits und das Zamserthal andererseits begrenzt, und den wir hier, in seinen hervorragendsten Spitzen, der Länge nach überblickten. Zur linken Hand aber zog sich das Duxerthal hinab, ein langer, dunkler Riesenhohlweg, über den die ziehenden Nebel eine graue Decke spannten, und wo alles Land, eines unbekannten Unglückes wegen, in tiefer, stummer Schwermuth versunken lag.

Wir schlugen nun den Weg nach Hinterdux ein, und hatten Grund zur Eile, denn der Abend war bereits angebrochen und in der Tiefe wachsen die Schatten schnell; wir gingen doppelt, in Zeit und Raum, dem Dunkel entgegen. Erst schritten wir eine steile Grashalde hinab und dann bog der Steig wieder links der Thalwand zu, deren unzähligen Ausbuchtungen und Einkerbungen er fortan gewissenhaft folgte. Wem beim Absteigen ins Thal die Zeit etwas knapp wird, und wer da Gefahr läuft über die Pedanterie des Weges zu grollen, der oft scheinbar unnöthig weit ausholt, anstatt den Sehnen der Bögen

zu folgen, der wird gut thun, sich die eigene Rückkehr auf demselben Wege vorzubilden; es ist übrigens eine bekannte Sache, daß Hochgebirgspfade im Allgemeinen nichts weniger als pedantisch genannt werden dürfen; auf Schwindel, zarte Nerven, schwache Lungen, Embonpoint und dergleichen Dinge nehmen sie vollends gar keine Rücksicht, und oft nicht einmal auf andere weniger zufällige Bestandtheile des menschlichen Körpers, z. B. Arme, Beine, Rippen und Genick. Hier war nun von allen diesen Gefahren keine Rede, sondern der Weg erwies sich als wohlerzogen, und kam aus lauter Rücksicht für uns kaum vom Flecke. Er glaubte sich uns gegenüber noch mit allerlei apparten Höflichkeiten im Rückstand; immer wieder fand sich ein neuer Wasserfall in einer Felsenecke, oder ein neues von uns noch nicht gesehenes Seitenthal, das er uns zeigen wollte; auch manche Sennhütte ließ er uns sehen, mit emsigen Menschen herum, und lungernden Viehheerden in der Nähe, und gewährte uns so nach und nach die Einsicht in den unermeßlichen Grasreichthum dieses Thales, der überall hin, mit Ausnahme des Eisgebiets im hintersten Thalwinkel, seinen grünen, weichen Teppich ausbreitet, zuletzt selbst bis über die Joche hinweg, die da nicht mehr Fels genug besitzen um den Teppich zu durchreißen, weil sie weiter rückwärts mit dem Gestein allzu verschwenderisch umgegangen. Diese Fülle herrlichen Weidelandes ist für den einheimischen Viehstand auch fast zu groß, weshalb es wohl geschieht, daß die Duxer einzelne Alpenstriche an Viehzüchter aus anderen Thälern verpachten, und so ohne Mühe manchen Gewinn ernten. Selten nur verloren wir die schwarzen Hütten von Hinterdux aus dem Gesichte, was dann erst geschah, als sich die Dämmerung endlich in völlige Dunkelheit verkehrte; aber da dauerte es auch nicht mehr lange, bis wir uns, den Weg durch einen steilen und kothigen Bachrunst abschneidend, auf den Thalgrund herabließen, und etwa um 9 Uhr Abends in Hinterdux einzogen.

Aber da war bereits alles finster und zur Ruhe gegangen, und tiefer Friede herrschte um und in den Hütten. Die guten Hinterduxer konnten von den unglaublichsten Sachen träumen, ohne irgendwie gestört zu werden; und wenn wir annehmen, daß die Liebe irgend ein sanftes Hinterduxer Herz zu dieser Stunde noch wach erhalten hatte, so konnte auch dieses von jedem süßen Glücke schwärmen, ohne durch Gas-

senlärm und Nachtwächtergesang geweckt zu werden. Nur aus dem Gast- und Badehause unten, das mit weißem Anstrich freundlich daherblickte, drang heller Lichtglanz ins Freie. Ein schöner, hochgewachsener junger Mann, in der netten Zillerthaler Weise gekleidet, hieß uns in der Stube willkommen, und gab auf unsere Frage höflich zu verstehen, daß er uns mit Trank und Speise und mit guten Betten für die Nacht zu unserer Zufriedenheit versorgen werde. Nachdem wir, d. h. mein Schwager und ich, von einem wohnlichen Zimmer mit zwei Bettstellen Besitz genommen, und uns unserer vollständig durchnäßten Fußbekleidung entledigt hatten, eilten wir wieder in das Gastzimmer hinab, um eines trefflichen Kaffees froh zu werden, mit welchem wir unter heutiges Souper einleiteten.

Die Stube sah mit ihren weißgetünchten Wänden etwas kahl aus und wurde durch drei Tische und eine entsprechende Anzahl sehr einfacher Stühle, alles aus hellem weichen Holz, nicht freundlicher gemacht. Ihre einzige Thüre öffnete sich auf den feuchten Wiesengrund, und um aus derselben in die Küche oder in eines der Schlafzimmer zu gelangen, mußte man nothwendigerweise in's Freie hinaus treten, was unter manchen Umständen nicht angenehm sein konnte. Man sah es dem Hause überhaupt auf den ersten Blick deutlich an, daß es nicht in der schlichten Weise des Thales und nur für den Sommerbedarf errichtet worden; es ist durchaus aus Stein gebaut, entbehrt auch sonst aller charakteristischen Merkmale der üblichen Bauart, und trägt ein kaltes, halbmodernes, zur Umgebung wenig passendes Gepräge. Dennoch befriedigt es auch in solcher Gestalt zureichend einen wichtigen hygäischen Zweck, indem es die Benützung einer Heilquelle ermöglicht, deren wohlthätige Kraft schon seit Jahrhunderten bekannt ist, von den Kundigen vielfach angepriesen wurde, aber bis in die letzten Jahre fast unbenützt blieb. Die Quelle entspringt jenseits, d. i. am rechten Ufer des Baches, und wird mittelst Röhren in die Badekammer geleitet und hier in ziemlich einfache, aber rein gehaltene Wannen vertheilt. Das Gebäude wurde erst vor zwei oder drei Jahren vollendet, und ist das Eigenthum eines Bäckers in Zell, der so viel Unternehmungsgeist besaß, um sich an ein Geschäft zu wagen, dessen Rentabilität bei der hohen und abgeschiedenen Lage dieses Alpendörfleins — es

liegt nicht weniger als 4666 W. F. hoch — sehr zu bezweifeln ist, was sich vielleicht dann günstig ändern mag, wenn in einigen Jahren die Quelle an Ruf gewinnen wird. Wir hörten zur Zeit von einem einzigen Badegast, einem Lehrer aus Stumm im Zillerthal, dessen freilich nur unvollkommene Bekanntschaft wir sehr bald auf eine eigenthümliche Weise machen sollten.

In der Gaststube fanden sich noch drei andere Gäste vor: ein Zillerthaler von etwas liederlichem und schäbigem Aussehen, dann zwei Duxer, letztere in der thalüblichen Tracht, mit kurzen Pumphosen, nackten Knien, grauen Jacken und kleinen runden Hüten. Der Zillerthaler war auf die Forellenfischerei nach Dux heraufgekommen, doch weniger des Handels wegen, als vielmehr um die gefangenen Forellen in selbsteigener Person zu verschmausen; von den beiden Duxern war der eine seines Gewerbes ein Schweinhirt, der andere ein Particular aus Lanersbach, der am nächsten Tage übers Joch nach Schmirn wollte. Eben als wir eintraten, trug der Wirth zwei dampfende Schüsseln mit Forellen und Tirolerklößen auf, stellte sie auf den Tisch dieser drei Herren, und überlieferte damit ihren Inhalt der unverzüglichen Vertilgung, bei welcher Gelegenheit einer von den guten Duxern, u. z. der lockenumflatterte Schweinhirt, sein Gedeck etwas zur Seite schob, einen Knödel nach dem anderen auf die nackte Tischplatte legte, und die fetten Brocken von da weg zum Munde führte. Das Gespräch dieser drei Männer konnte Jedem, der daran Freude hatte, die Ueberzeugung gewähren, daß sie den Branntweinflaschen zu ihren Seiten bereits mehr als hinreichend zugesprochen hatten, was sie jedoch nicht hinderte in dieser Zusprache von Zeit zu Zeit ergiebig fortzufahren.

Als sie endlich fertig waren mit ihrem Nachtmahl, welches, nebenher gesagt, dem unserigen den größtmöglichen Abbruch an Forellen zufügte, erhob sich der göttliche Sauhirt Eumäos — er war ein junger Bursche und daher auch im Punkte Alters seinem antiken Standesgenossen auf Zakynthos unähnlich — und setzte sich an unseren Tisch, um bezüglich meiner Person einige Anwandlungen von Neugierde zu befriedigen. Er frug um allerlei, und als ihm die gewünschten Auskünfte nicht mit der erwarteten Dienstfertigkeit gegeben wurden, erhob

er sich unmuthig von seinem Sessel, steckte die Hände in der Gegend der Hosenträger unter seine bauschigen Inexpressibles, und begann, im Zimmer auf und abgehend, eine öhlzweigdurchrauschte Standrede im Style Elihu Burrit's, nur in starkakzentuirtem Lokaltone, über die Nutzlosigkeit des Soldatenstandes im Allgemeinen, dann über die Gottlosigkeit des Kriegführens und des dabei mitunterlaufenden Menschenmordes. „Gibt's nicht Land genug auf der Welt“ — so sprach ungefähr dieser neue Friedensapostel — „und Alpen und Vieh und Getreid und Mädels obendrein? gibts nicht Platz genug für alle Menschen miteinand und für noch mehr, wenn's gerade Noth thäte? und doch marschiren die Leute auf einander los und erschlagen sich um etwelche Jauch Grund, die ohnehin nicht alle zugleich besitzen können. Und wie steht's geschrieben in der heiligen Schrift? — heißt es da nicht, Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst? und doch schlagen die Menschen auf einander drein, als wären sie von Holz, und schießen und stechen gegen einander, als wär' ihr Leben nur so ein Frakl Schnaps, das man wieder einfüllen kann, wenn's ein Duxer ausgetrunken hat? Kannst mer's epper sagen, ha?“ Diese Frage war hinaus in die Luft gerichtet, und konnte eben so wohl irgend einen abwesenden Philosophen, kriegslustigen Staatsmann, Inhaber einer Branntweinschenke, oder auch die gefrorne Wand in der Nähe betreffen, die davon erschreckt, wild und käseweis durch die Fenster herein glotzte. Da näherte sich uns der andere Duxer, stellte sich vor uns hin, deutete schweigend auf seinen gelehrten Freund, und machte dann mit der Hand einige wackelnde Schwingungen vor seiner Stirne, offenbar um damit anzudeuten, daß zur Stunde in dem Kopfe seines Landsmannes nicht alles in bester Ordnung sei. Dies hatten wir zwar längst schon errathen, fanden jedoch den Vorgang zu possierlich, um nicht Geschmack daran zu finden. Nun machte einer von uns dem noch immer ambulirenden Duxer Elihu die Bemerkung, wie die Leute unten dies Alles noch nicht wüßten, und wie ihre Köpfe noch lange nicht so illuminirt seien als die der Männer in Dux, die da vom Schnaps so guten Gebrauch zu machen verstünden. Diese Worte waren von animirender Wirkung.

Und es erwiederte darauf der göttliche Sauhirt Eumäos: „Sel

isch alm gleich, Sakra Duivel! Luminirt oder nicht! Wenn'st den Schneller losdruckst am Stutzen, so kracht's und das Blei fliegt vorn' raus; das weiß jeder, selbst ein Herr. Und wenn's hernach drüben einem armen Kerl „a Krucken" abschießt, oder einen Arm oder gar die Seel' forttragt in's ewige Leben ohne Beicht' und letzte Oehlung, so ist es eine Sünde und gottlos und der Duivel hat seine Freude d'rüber. Wenn ich unser Herrgott wäre, ich wüßt' für die Soldaten einen sicheren Platz; der müßt' sein zu hinterst in der Hölle, wo vor der Porten, wie unser Herr Pfarrer sagt, zwölf eiserne Riegel liegen, so dick wie ein Kirchthurm. Haben nicht die welschen Spitzbuben vor ein Paar drei Jahren meinem Bruder ein Haxel weggeschossen, daß der arme Häuter jetzt immer hinter'm Ofen sitzt, g'rad nur neben seinem Krückel, und nicht auf die lustige Alm hinauf kann, und alle Jahr den Kirtag verpassen muß, und nix fürschi kann im Haus und in der Wirthschaft!"

Mit dieser Wendung war der Humor des Gesprächs in das Elegische übergegangen, und dies rettete den Mann vor einer etwas herben Ironie, die einem von uns bereits auf den Lippen stand. Der ehrliche Duxer argumentirte in seiner künstlichen Begeisterung mit Gründen ad hominem, und hatte individuell gerade nicht sehr unrecht. Im Uebrigen waren wir weit davon entfernt, die Trunkenheit und Unhöflichkeit dieses Individuums dem ganzen Duxer Völklein zur Last zu legen. Jedermann im Lande weiß, daß es ein guter, harmloser Menschenschlag ist, der sich eben sowohl durch Ehrlichkeit, Genügsamkeit, Religiosität, Sitteneinfalt und treues Festhalten an der biederen Weise der Väter, als durch besondere Eigenthümlichkeiten in Sprache, Kleidung, Sitten und häuslichem Wesen auszeichnet. Hier hat z. E. sich das zutrauliche Du noch fast durchweg erhalten, während es im ganzen übrigen Tirol, bei dem Gebrauche gegen Fremde und Höhere, als beinahe völlig erloschen zu betrachten ist, wenngleich pfiffige Zillerthaler es außer Land immerfort noch anwenden und damit ihre Nationalität zur Schau tragen. Die eigenthümliche Fröhlichkeit des Kirchweihfestes zu Lanersbach, dem Hauptorte des Thales, hat Ludwig Steub in seinen „drei Sommern in Tirol" eben so anziehend als gemüthvoll zu schildern gewußt. Nicht weniger absonderlich ist das Verhältniß des gottes-

fürchtigen Durers zu Gott dem Herrn; er steht mit ihm auf sehr naivem Fuße, in welcher Hinsicht das artige Gebetchen einer frommen Durerin bekannt geworden, worin sie dem himmlischen Vater, zur Unterstützung seines Gedächtnisses, ihren Namen nennt und ihre Wohnung beschreibt, und ihn bittet, er möge doch einmal, wenn er über das Durerjoch ins Thal hereinkommen sollte, in ihrem Hause zukehren.

Wir brachten die Nacht auf eine ziemlich peinliche Weise zu und konnten einige Stunden lang nicht einschlafen, u. z. des vorerwähnten Schullehrers von Stumm wegen, der im Zimmer nebenan wohnte und an dem entsetzlichen Uebel der Magendürre litt. Das Uebel befand sich bereits in einem sehr vorgeschrittenen Stadium, und strafte jeden, selbst den unentbehrlichsten Genuß eines Nahrungsmittels durch ein stundenlanges konvulsivisches Brechwürgen, das wir. durch die dünne Thüre hindurch, mit ekelerregender Deutlichkeit hören mußten. So kam es, daß wir des nächsten Morgens, wo jene Anfälle sich bereits wieder gelegt hatten, keine große Lust zur Eile empfanden, und uns mit dem Aufstehen und Ankleiden ziemliche Zeit ließen. Als dies endlich doch geschehen war, stellte uns die Magd im Gasthause die Frage, ob wir den Wasserfall am Ferner sehen wollten, in welchem Falle sie bereit sei uns dahin zu geleiten; wir dankten höflich für so viel Güte, denn im Oetzthal und Schnals, in Schmirn und vom Durerjoch herunter, hatten wir von diesem Artikel bereits so viel zu uns genommen, daß wir völlig übersättigt waren und eine Indigestion befürchteten, wodurch der Hinterdurer Wasserfall in unseren Augen gewiß viel von seinem Ruhme verloren hätte, während wir ihn uns mit allen erdenklichen Reizen ausgestattet vorstellen konnten. Unser Sinn stand jetzt mehr nach einem guten Morgenimbiß, der uns denn auch in ausgezeichneter Qualität geliefert wurde. Endlich blieb noch im Dörflein selbst manches zu observiren übrig: Ortslage, Art der Häuser und des Lebens darin, die Heilquelle u. A. m. — Der Weiler Hinterdur hat wohl kaum mehr als 10 Feuerstellen, und es sind wahrhaft ziemlich feuergefährliche Stellen, denn da ist Alles und Jedes von Holz bis auf die Stelle, auf der das Feuer brennt. Auch entbehren sie fast ganz und gar jener äußeren Zierlichkeit, und einen großen Theil jener inneren

Komforts und Reinlichkeitspflege, wie sie in anderen Theilen des Landes und in kaum weniger hohen Thalstrichen gefunden werden; doch fehlt auch hier nirgends ein oberes Stockwerk. Wir traten in eines dieser Häuser, und trafen hier die Küche gleich neben der Eingangsthüre, wo sonst der das Haus der Mitte nach durchschneidende Gang, oder auch eine mehr oder minder geräumige Halle, angetroffen wird; der Herd war niedrig, das Küchengeräth unbedeutend, und über dem hochauflodernden gewaltigen Feuer hing an einer Kette der gebräuchliche kupferne Kessel. Die Leute grüßten uns freundlich, und wir zündeten an ihrem Feuer unsere Cigarren an, was als Vorwand des unerbetenen Eintrittes dienen konnte. — Ungeachtet der geringen Häuserzahl ist Hinterdux dennoch eine Ortschaft, deren Entstehung ziemlich weit in die Vergangenheit zurückgreift, was daraus hervorgeht, daß schon im Jahre 1448 ein Graf von Trautson den Bezirk Hinterdux von dem Erzbisthume Salzburg zu Lehen nahm. Seit jener Zeit gehörte Hinterdux immerfort zu Tirol und zu dem Gerichtssprengel von Matrei, jetzt Steinach, und blieb bis auf den heutigen Tag ein Bestandtheil der Pfarre zu Schmirn, und somit der Diözese von Brixen, während das untere Dux und das Zillerthal dem Erzbisthume von Salzburg unterstehen. Dies ist der Grund, um deshalb die Seelsorge hier von Schmirn aus besorgt wird, wozu an jedem Sonn- und Festtage und bei allen sonstigen wichtigen Anlässen, ein Geistlicher von dort her über das Joch wandert. Zur Winterszeit jedoch, wenn hoher Schnee das Gebirge unwegsam macht, müssen die Leute in die Messe nach Lanersbach; und geschieht es zu dieser Frist, daß ein oder der andere Hinterduxer von seinem mühevollen Erdendasein abberufen wird, so wird seine Leiche von den Angehörigen entweder mühselig nach Schmirn hinübergetragen und dort bestattet, oder sie wird der konservirenden Einwirkung des Frostes überlassen, bis zwei oder drei Monate später das Joch gangbar wird, und der Todte unter priesterlichem Segen der Erde zurückgegeben werden kann.

Um 9 Uhr trug uns der Weg über Junsberg abwärts gegen Lanersbach. Der Himmel hatte sich gestern ausgeweint und heute blickte sein klares Auge wieder strahlend auf die frohe Welt herab; nur die Berge, diese ewig stummen Pythagoräer mit den faltigen Stirnen,

nahmen sich ihr Leid von gestern noch immer zu Herzen, und trugen auf ihren Schultern Trauerkleider von grauem Nebelgas. Bei Junsberg mischten sich schon dunkle Waldflecken in den weiten, thauschimmernden Teppich von Gras, und bei Lanersbach, wo die Berge sich ein wenig weiter auseinander schoben, häuften sich fast plötzlich die Zeichen menschlichen Seins und Waltens. Auf dem Thalgrunde lag das freundliche Dörfchen, mit weißblinkender Kirche und einem Dutzend schwarzbrauner Häuser zu einer langen, krummen Zeile geordnet, und über die Berghänge hatten sich die einzelnen Höfe zerstreut, und schauten von da, in stattlicher Zahl, von trotzigen Wetterbäumen beschützt und von hellgrünen Wiesen und gelben Gerstenfeldern umlagert, ins Thal herein; noch höher aber verloren sich die Sennhütten bis in den Nebel hinein. In Lanersbach selbst holten wir unseren göttlichen Eumäos ein, der, neben einer Heerde dickleibiger Grunzer einherschreitend, uns jetzt mit anständiger Schamhaftigkeit grüßte. Eine kurze Strecke abwärts des Dorfes treten die Berge abermals nahe zusammen, was zuletzt bei Lämmerbichel in so argem Maße geschieht, daß der Weg zu einem wilden Passe wird, an steilen Schroffen hängend weiter zieht und hie und da sogar in den Fels eingesprengt werden mußte; daß der Duxerbach nebenan über alle diese Hindernisse die Geduld verliert und in seinem Unmuth tobt und schäumt, versteht sich von selbst. Endlich wird die Gegend etwas freier und nun erblickt man, zwischen Fruchtbäumen versteckt, das Dörfchen Finkenberg, die letzte Ortschaft in Dux. Nahebei liegt noch der sogenannte Teufelssteg, ein merkwürdiger Uebergang über den Duxerbach, der aus zwei mit Geländer und Dach versehenen Balken von höchstens 24 Fuß Länge besteht, und über eine Kluft setzt, deren Tiefe 96 W. F. mißt. Es ist gewiß in hohem Grade interessant, auf dieser schwanken Brücke zu stehen und in den finsteren Schlund hinabzublicken, dessen Wände sich senkrecht und thurmhoch aus der Tiefe erheben, während das Wasser unten harmlos und träge weiterzieht, gleichsam als wäre es müde und wollte nun ausruhen von der ungeheuren Arbeit, die es auf das Durchnagen des festen Gesteins zu solcher Tiefe aufgewendet. Man kommt von diesem Stege in einer halben Stunde nach Dornau, einem in der Wildniß des Zemmthales einsam liegenden, ansehnlichen und wohlhabenden Bauernhof.

Im Wirthshause zu Finkenberg fanden wir wieder unsere beiden preußischen Freunde vom Duxerjoch, die kurze Zeit vor uns hierselbst eingetroffen waren. Der eine von ihnen, ein mißlauniger junger Mann von hübschen Formen, schmollte mit uns noch etwas über einige politische Erörterungen gelegenheitlich unseres gemeinschaftlichen Absteigens nach Hinterdux, wobei sich vermuthlich eine oder die andere verwundbare Seite seines schwarzweißen Bewußtseins übelberührt fühlte, der andere aber war von besserer Art, und ließ sich mit mir bis zur Essenszeit, auf mitgeführtem Brette in einen, an diesem Orte zwar seltsamen, aber dennoch vergnüglichen Schachkampf ein. Wir aßen nebst Suppe und Hammelbraten, die ziemlich gut schmeckten, auch Gemsenfleisch in einer griesigen, unangenehmen Sauce, die den übermäßigen haut goût des edlen Fleisches nur sehr unvollkommen deckte. Mittlerweile regnete es wieder strichweise, doch gab es auch helle, sonnige Momente und in diesen geschah es, daß, wenn der Wind an einer bestimmten Stelle in den wogenden Nebelvorhang ein Loch riß, zwei finstere, erschreckliche Felshörner von enormer Höhe und ganz nahe vor uns, aus den Wolken hervortraten. Es ist eine bekannte Sache, daß bei feuchter Atmosphäre, wegen der stärkeren Refraktion des Lichtes, alle entfernten Gegenstände und daher auch Berge, höher scheinen als zu anderen Zeiten, wo die Luft weniger feucht oder sogar trocken ist; am ersichtlichsten aber wird diese Thatsache, wenn Dunstmassen auf dem Gebirge lagern, und die Gipfel in einzelnen Momenten über denselben schwebend, sichtbar werden. In solchen Fällen trägt auch noch die Phantasie dazu bei die Täuschung zu vermehren, denn da, wo man vorher Wolken sah, erscheint jetzt in Wolkenhöhe der gewaltige Bergscheitel. Die beiden Gipfel, welche uns hier Gelegenheit zu dieser Bemerkung gaben, waren die Ahornspitze und die Tristenspitze; jene ist mit einer silbernen Gletscherkrone geschmückt und steigt 9397, diese, die Tristenspitze nämlich, 8615 Fuß über die Meeresfläche empor.

Das Duxerthal endet bei Finkenberg mit einer plötzlichen, nahezu 450 Fuß Höhe betragenden Senkung der Thalsohle, und schließt sich so mit physikalischer Deutlichkeit von dem nun beginnenden Zillerthal ab. Wir eilten nach Tisch ohne Verzug abwärts, sahen uns aber bald genöthigt, unter dem Dache einer Mühle das Ende eines heftig nieder-

fahrenden Regengusses abzuwarten, weshalb wir erst nach etwa einer Stunde in Meyerhofen eintrafen. Dieses aus einer stattlichen Kirche, aus 16 Häusern und 300 Einwohnern bestehende Dorf liegt in einer sehr anmuthigen und zugleich orographisch höchst merkwürdigen Thalweitung, die vielleicht einzig in ihrer Art ist. In dieses kleine, kaum eine halbe Stunde breite Becken münden sich nämlich vier große, fächerförmig ausstrahlende Thäler, deren Längenachsen hier in einem und demselben Punkte zusammentreffen; sie heißen: das Brandenberger-, Stillup-, Zemm- und Duxerthal, die nunmehr nach ihrer Vereinigung das eigentliche Zillerthal bilden, das 6 bis 7 Stunden lang, bei dem Dorfe Straß in das Innthal mündet. Es wäre leicht, bei Meyerhofen eine etwas erhöhte Stelle aufzufinden, von der man alle, jenen vier Thälern entströmenden Bäche, sowohl einzeln als nach ihrer Vereinigung, zugleich übersehen könnte. Aber auch der landschaftliche Reiz dieser Gegend sucht seines Gleichen; das flache Land decken reinliche Fluren und saftig grüne Wiesenbreiten, in welche sich die zierlich gebauten und weithin zerstreuten Höfe mit ihren Gärten und Baumgruppen anmuthig mischen; von Dux her schaut Finkenberg mit seinem spitzigen Kirchthurme, wie aus hoher, prachtvoll dekorirter Loge, auf das grüne Parterre der kleinen Ebene nieder; die Thalhänge schmücken dunkle Fichtenwälder, über denen, besonders auf der Seite gegen Süden, nackte braune Klippen hängen und die stolzen Herrscher des Gebirges, die Ahornspitze, der Brandenberger Kulm, die Tristenspitze u. A. in wolkenumflossener Höhe thronen. Gegen Zell hin aber zieht sich das breite blühende Thal in duftige Fernen fort; die Kirche von Hippach und hie und da ein weißes Haus sind helle Punkte darin, und die Lieblichkeit der ganzen Erscheinung macht immer mehr den fröhlichen Muth und die Lebenslust begreifbar, die das Völklein in diesem Thale vor allen anderen in Tirol auszeichnet [8]).

Ein neuer Regenschauer zwang uns auch hier, im Wirthshause ein schützendes Obdach zu suchen. Das Haus war groß und stattlich, von außen und innen sehr reinlich gehalten und mit einer hinreichenden Zahl umlaufender Gallerien versehen, auf denen sich die Gegend mit aller Bequemlichkeit überblicken ließ. In der Stube trafen wir zwei Eheleute aus dem Thale, sichtlich einer weniger bemittelten Klasse ange-

hörig, die eben ihr Mittagmahl einnahmen und uns durch die Leichtigkeit und korrekte Gewandtheit auffielen, mit der sie bei Tisch, ganz der neuen Mode gemäß, Messer und Gabel zu handhaben wußten. Sie ließen nämlich, so lange sie an ihrem Rostbraten aßen, Messer und Gabel nie aus der Hand, gebrauchten diese mit der Linken so fertig und ungezwungen, als sie an irgend einem anderen Orte mit der Rechten gehandhabt wird, und benahmen sich überhaupt so, daß sie in dieser Beziehung jeder fashionablen Tafelgesellschaft Ehre gemacht hätten. Es scheint demnach, daß dieser Modus des Essens hier recht eigentlich zu Hause sei, und es wäre daher für den Forscher in solchen Dingen nur noch zu eruiren übrig, welcher französische Marquis vor der gehörigen Zahl von Jahren dies Thal durchreiste, Gefallen an solcher Gebrauchsweise von Messer und Gabel fand, und sie sofort nach Paris verpflanzte. Ein französischer Marquis aber war es auf jeden Fall, denn wie wäre sonst diese Mode in Deutschland so allgemein geworden! Uebrigens war der Unterschied in dem Benehmen bei Tisch, zwischen diesen beiden Zillerthalern einerseits und dem schweinehütenden Duxer zu Hinterdux anderseits, gewiß merkwürdig genug; und doch liegt die Heimat beider nur einige Stunden Weges auseinander. — Da mittlerweile das Wetter von seinen Neckereien noch immer nicht abgelassen hatte, so trafen wir Vorkehrungen um ihm zu trotzen, mietheten ein leichtes Wägelchen und erreichten in einer Stunde das freundliche Zell.

Es war schon spät am Tage, doch fanden wir noch Zeit genug zu einem kleinen Spaziergange durch das Dorf und zu einem Besuche des Kirchhofes, in welchem zwei Brüder meines Schwagers, die in ihren schönsten Jünglingsjahren dem Tode zum Opfer fielen, im langen Schlafe liegen. Ich habe sie nie gekannt, doch ehrte ich jetzt ihr Andenken gerne mit einem frommen Gedanken. Das Dorf hat eine große, stattliche Kirche, wie vielleicht manche kleine Stadt sie nicht besitzt, und manches ansehnliche Haus aufzuweisen, doch sind die Häuser meist unordentlich untereinander gestellt, so daß nirgends eine eigentliche Gasse hervortritt; nur vor der Kirche befindet sich ein kleiner freier Platz und hier sind auch die Häuser gegen die Zillerbrücke hin zu einer Art Straße geordnet. Im Gasthause fand sich Abends ziemlich

zahlreiche Gesellschaft ein — Beamte des hiesigen Landgerichtes und des im nahen Heinzenberge befindlichen ärarischen Bergwerkes, und auch Fremde, Damen und Herren, unter letzteren abermals unsere beiden jungen Preußen.

Köstlich schlief sichs in den guten Betten mit den leichten seidenen Decken, die nicht, wie zu Hinterdux, mit einem 40 bis 50 Pfund schweren Federsacke belastet waren. Wie groß war unser Erstaunen, als wir des nächsten Morgens erwachten und der herrlichste Tag zu den Fenstern hereinschien. Der Himmel hatte sich, vielleicht des Sonntags wegen, in sein reinstes Blau gehüllt, und die Berge waren nicht minder des schmutzigen Nebels frei geworden und standen jetzt, in scharfe edle Linien eingeschlossen, vor unsern bewundernden Blicken. Wir traten nun so bald als möglich eine Promenade nach Heinzenberg an, wo wir das Goldbergwerk besehen wollten, den Stollen jedoch des Sonntags wegen verschlossen fanden, und uns daher bloß mit der Besichtigung der Schlemm- und Amalgamiranstalt begnügen mußten. Das Gold, dessen Ausbeute hier jährlich 30 Mark nicht übersteigt, findet sich in derbem Quarzfels eingesprengt, und es ist gewiß, daß der Bau weit mehr kostet als er einträgt, doch läßt ihn die Regierung bestehen, um nicht die 50 Arbeiter, die dabei beschäftigt sind, brotlos zu machen. Neben dem Heinzenberge vorüber, auf welchem von hoher Stufe und zwischen dunkeln Bäumen ein Wallfahrtskirchlein segnend ins Thal blickt, führt der Weg in die Gerlos, und von da über Krimmel in das Pinzgau hinüber. Die Gerlos ist eines der größeren Seitenthäler des Zillerthales, und der Einschnitt, den es in die Masse des Gebirges macht, gewährt von der Straße unterhalb Zell einen fesselnden Einblick in die Eisfelder und Wildnisse der Krimmler Tauern. — Auf dem Rückwege sprachen wir bei einem alten, hageren, zur Ruhe gesetzten Bergmann ein, der jährlich einige Male den Greinerberg besucht und von da allerlei seltene Mineralien heimbringt, die er den Durchreisenden um sehr mäßige Preise feilbietet. Wir fanden schöne Exemplare von Granat, Spargelstein, Cyanit, Turmalin, Feldspath, Apatit u. A. m. in seinem Vorrathe, und kauften Einiges, fast mehr um dem guten Alten, der über seine mineralischen Schätze so trefflich Bescheid gab und so bescheiden war, einen kleinen Verdienst zu verschaffen, als um der

Mineralien selbst willen, die wir höchstens zu Geschenken für sammelnde Freunde verwenden konnten. In dem Hause des bejahrten Gnomen sah es so ärmlich und doch so rein und ordentlich aus!

Als wir in's Dorf zurückkamen, begann eben der Gottesdienst, weshalb wir zur Kirche gingen, die, im Innern durch geschickte Künstlerhand ausgemalt, von einer an diesem Orte wahrhaft überraschenden Schönheit ist. Bei dem heiligen Amte fehlte es auch nicht an Kirchenmusik, wobei freilich einige Stimmen und Instrumente mangelten und mancher falsche Ton mit unterlief, was aber der allgemeinen Erbauung keinen Eintrag that. Im Kirchenraume nahmen die Männer die rechte und die Frauen die linke Seite ein, und wir hätten unsere Augen geradezu schließen müssen, um in der Menge vor uns nicht manche schlanke, zierliche Mädchengestalt, mit reichem Haar, mit feinem Teint und tadellosen Formen um Wangen und Nacken, herauszufinden. Die Tracht der Männer ist auch außer Land bekannt genug; man kann sie in allen größeren Städten auf Märkten mit ihrem Handschuh- und Lederkram, oder als Natursänger wahrnehmen, und hier in Wien hat vollends eine Kolonie von Zillerthalern auf Tivoli und in der Penzinger Aue ihr bleibendes Domizil aufgeschlagen; doch verdient erwähnt zu werden, daß sich die rothen Brustlätze, die kurzen ledernen Beinkleider und weißen Strümpfe, aus dem Nationalkostüme hier so ziemlich schon verloren haben, und den styllosen Gilets, prosaischen Pantalons und Stiefeln gewichen sind. Die Köpfe beider Geschlechter aber ziert der kleine, konische, abwärts gekrämpte Hut, mit goldenen Schnüren und Trobbeln behangen; jedenfalls eine sehr zweckmäßige und dem Auge wohlgefällige Kopfbedeckung, deren Form bei den Frauen bloß etwas kleiner und zierlicher gehalten ist. Die Kleidung der letzteren besteht aus schwarzem Rocke, mit bunter Schürze von Seidenzeug oder anderem Stoffe, und aus einem oben eckig ausgeschnittenen Korset mit langen engen Aermeln und gleichfalls von schwarzer Farbe; die Taille ist lang. Die Schulter und den Hals bedeckt anständig ein meist rothseidenes, hellfärbiges Tuch, und an den Füßen werden weiße Strümpfe mit gewöhnlichen Frauenschuhen getragen. — Das Volk ist im Allgemeinen auffallend schön und rüstig; die Männer groß, schlank, leicht und gewandt, die Frauen zart, freundlich, anmuthig und oft von so

feinem weißen Teint, daß manche Dame, wenn sie ihn besäße, mehr als zufrieden damit wäre. Auch ist bei den Bewohnern dieses Thales eine merkwürdige Stätigkeit der Gesichtsbildung wahrzunehmen, die nicht selten zu hoher Schönheit erblüht, und an die hervorragendsten Muster der klassischen Skulptur erinnert. Das Typische dieser Form, das mit Worten freilich nur höchst unvollkommen gegeben werden kann, besteht in großen, von runden Brauen überwölkten Augen, aus einer länglichen gekrümmten Nase, fein geschnittenem Munde und rundvorspringendem kräftigen Kinne nach Römerart. Fast nie ist hier ein flaches, breites Gesicht von germanischem Schnitt, mit eckiger Stirne, kleinen Augen, derber oder gestülpter Nase und zurückgeschobenem, in seiner Entwicklung benachtheiligtem Kinn, anzutreffen. Und wie die Gesichtsbildung edel, so sind es auch die übrigen Körperformen dieses von der Natur bevorzugten Völkleins, obgleich sie bei den Männern, in dem Ausdrucke zusammengehaltener Kraft und Kühnheit, von den in anderen Thälern des Landes übertroffen werden.

Nach der h. Messe machten wir einen Spaziergang über die Zillerbrücke in das sogenannte „Vorstadtl" von Zell, einer am linken Ufer des Flusses liegenden Abtheilung des Dorfes, und strichen dann aufwärts gegen Laimach, bis wir endlich dem herrlichen Thalwinkel von Meyerhofen, dessen stolze Bergtitanen sich jetzt in ungetrübter Glorie zeigten, einen freundlichen Scheideblick zuwerfen konnten. Auf dem Heimwege begegneten wir einem überaus schönen Mädchen von Laimach, das sich Lisall nannte, in Zell zur Kirche gegangen war und nun wieder nach Hause ging. Sie plauderte mit uns einige Minuten lang mit voller Unbefangenheit, hatte eine Stimme so sanft und treu wie ihre Augen, und Zähne so weiß wie der Schnee auf der nahen Ahornspitze. Wir frugen sie, warum sie so ganz allein nach Hause wandere, und ob nicht Jemand vorhanden sei, dem es ein Leichtes wäre, ihr den weiten Heimweg zu kürzen, worauf sie lächelnd erwiederte, ein solcher Jemand sei freilich vorhanden, aber der Weg wäre doch zu lang und eine Begleitung würde sich da wohl nicht recht schicken. Wir zogen nun wieder nach Zell, und das schöne Lisall zog nach Laimach, doch nicht ohne sich noch einmal nach uns umzusehen, und für unsere nachgesendeten Grüße uns ihren Gegengruß zuzunicken.

Nunmehr gedachten wir der Bäckerfamilie im Orte einen kurzen Besuch zu machen, der aber nachgerade ein sehr langer wurde, und fast bis zur Essenszeit dauerte. In diesem Hause hatten nämlich meine verstorbenen Schwäger gewohnt, von den guten Leuten daselbst tausend Freundlichkeiten erfahren, und waren von ihnen während ihrer Krankheit, und bis zu ihrem letzten Athemzuge, mit der größten Sorgfalt und der herzlichsten Theilnahme gepflegt worden. Unser Besuch war demnach bloß die natürliche Konsequenz jener Erkenntlichkeit und Achtung, zu der wir uns dieser Familie gegenüber verpflichtet fühlten. Der Hausherr hatte schon vor langer Zeit das Zeitliche gesegnet, und es stand nun seine Witwe, allgemein unter dem Namen der „Bäcken-Nanna" bekannt, und weit und breit ihrer Herzensgüte und Freundlichkeit wegen hochgeachtet, dem ansehnlichen Hauswesen vor. Sie wurde hierin von zwei Söhnen und zwei Töchtern unterstützt, von denen der ältere Sohn zur Sommerszeit das Badehaus in Hinterdux verwaltete, der jüngere aber, der die Kunst des Gesanges und des Citherspieles in löblichem Grade besitzt, zu Hause blieb und der Bäckerei oblag. Die Töchter hatten in Innsbruck längere Zeit hindurch in einem größeren Konditorgeschäft die Feinbäckerei erlernt, sich nebenher eine gewisse Bildung angeeignet, und bucken nun für die guten Zeller, für den Tisch im Gasthause und für den eigenen manches leckere Gebäck. Es waren hübsche Mädchen, das eine blaß und sanft, das andere frisch und lebhaft, beide aber gleich gut, freundlich, natürlich und verständig. — Wie groß war die Freude der guten Leute, als sie meines Schwagers, den sie von früher her gut kannten, ansichtig wurden, und kaum geringer war diejenige, die sie äußerten, als mich mein Freund in der zwischen uns bestehenden verwandtschaftlichen Eigenschaft präsentirte. Da wurden unsertwegen schnell alle anwesenden Mitglieder der Familie herbeigeholt, und alle hatten dieselbe Freude über unser Erscheinen, und alle erkundigten sich mit gleicher Dringlichkeit um das Befinden der Unsrigen, deren Bekanntschaft sie theils hier in Zell, theils in Innsbruck selbst gemacht hatten. Bald auch folgten ganze Lasten von frischen Kuchen, von Torten, Zwieback, Biskuit, Mandelbögen und Anisschnitten, von Wein und Liqueurs, die sie uns mit der freundlichsten Nöthigung anboten, und fast etwas böse wurden, als wir nach all den Ver-

wüstungen, die wir unter diesen Dingen anrichteten, zuletzt nichts weiter mehr zu genießen im Stande waren. Als wir endlich fortgingen, mußten wir versprechen, sie vor unserer Abreise noch einmal zu besuchen, was wir auch thaten, und wobei wir von den Mädchen mit zwei allerliebsten, von schönen seidenen Bändern umwickelten Blumensträußchen beschenkt wurden, was hier als Zeichen gern gewährter Gastfreundschaft und freundlichster Gesinnung gegen die Scheidenden angesehen wird. Ich bewahre dieses Sträußchen noch immer als ein werthes Andenken an eine treffliche, liebreiche Familie.

Daß wir nach solchen Antizipationen für unser eigentliches Diner wenig Appetit mitbrachten, ist erklärlich; auch lag uns jetzt daran, schnell damit fertig zu werden, damit wir der Prozession anwohnen konnten, die heute zu Ehren des Schutzpatrons der Bergleute in feierlicher Weise abgehalten wurde. Der Umzug nahm seine Richtung gegen den Heinzenberg, bog dann in die Felder ein und kehrte auf einem Umwege wieder zur Kirche zurück. Die Kirchenfahnen und die Standarte der Bergknappen verherrlichten das religiöse Fest, das Meiste aber that die Natur, die mit allen ihren höchsten Reizen sich geschmückt hatte. Es war gewiß ein Anblick von eigenthümlich anziehender Art, die lange Reihe der Andächtigen, die Kinder und Männer baarhaupt voran, und die Frauen mit ihren schwarzen Hüten bedeckt, hinten nach, durch die Fluren und grünleuchtenden Wiesen des herrlichen, traulich umschlossenen Thales, betend und singend daher wandeln zu sehen. Das hiesige Volk mag wohl, so wie man sagt, das Leben von einer etwas allzu leichten Seite nehmen, und Manche, auf ihren Wanderungen durch die weite Welt, mehr oder weniger von jener schlichten, ehrenfesten Gesinnung, die sie ehedem besaßen, eingebüßt haben, aber von einem Mangel an Gottesfurcht oder von einer Gleichgiltigkeit gegen die geziemende Verehrung des Allerhöchsten, war weder in der Kirche während des vormittägigen Gottesdienstes, noch auch jetzt während dieses frommen Umzuges, nicht das Geringste zu bemerken.

Vor unserer Abreise machte ich zufällig noch die Bekanntschaft des Bezirkshauptmannes von Zell, des Herrn von Wieser, eines Mannes von hoher wissenschaftlicher Bildung. Er war so artig mich in seine Wohnung zu führen, und mir seine wahrhaft reichhaltigen Sammlun-

gen von Autographen, Kupferstichen, Radirungen und interessanten mittelalterlichen Gegenständen verschiedenster Art zu zeigen. Ich fand darin etwa eine Stunde lang reichen Genuß, und drückte dem Eigner dieser Schätze nachträglich nochmals meinen höflichen Dank aus.

Um 5 Uhr Nachmittags fuhren wir bei schönstem Wetter mit dem Omnibus dem Innthal zu. Das Zillerthal ist überall eine ziemlich breite, von mäßigen, durchaus grünen Bergen umfaßte, blühende Ebene, deren Breite indeß nirgends das Maß einer kleinen halben Stunde überschreitet. Die Ziller, die nach Aufnahme des Gerlosbaches ein ansehnliches Flüßchen geworden, zieht zwischen Erlenauen dahin, und eine Zahl schöner und stattlicher Dörfer, in welchen manches ungemein zierliche Haus anzutreffen, geben Zeugniß von der reichlichen Bevölkerung und dem theilweisen Wohlstande dieser Gegend. Aber trotz aller Lieblichkeit und lukrativen Beschaffenheit des Landes macht es zuletzt nicht den gewinnenden Eindruck, den andere Thäler, von dem übergewaltigen Oetzthale gar nicht zu reden, in empfänglichen Gemüthern zurücklassen. Es fehlt hier jener ansprechende Wechsel und jene Art von natürlichen Gegenständen, welche das Auge reizen und die Phantasie nachhaltig beschäftigen. — Uderns ist ein schönes Dorf, und noch größer und schöner ist Fügen, der zweite Hauptort des Thales, in dessen Mitte ein prächtiges Schloß steht, das jetzt einer Gräfin von Dönhof, geb. Gräfin von Taxis, gehört, zur Zeit aber als eine Nadelfabrik verwendet, oder besser mißbraucht wird. Daneben liegt der Hackelthurm, ein altes, ansehnliches Bauwerk, in welchem die Familie Rainer als Wirthsleute haust, und durch ihren Gesang aus England und Nordamerika manche gelbe Guinee und manchen harten Dollar heimbrachte. Wir sahen hier auch die Tochter des Wirthes, die einstmalige prima cantatrice der Rainer'schen Sängertruppe, eine nunmehr schon etwas reife, seit längerer Zeit out of her teenth befindliche Schönheit, die über ihre künstlerischen Erfolge in fernen Gegenden, dem Anscheine nach, ein lohnendes Selbstgefühl mit sich herumtrug. Vielleicht bezog sich dieses letztere auf den trefflichen Wein, den sie uns servirte, in welchem Falle es von uns ein Beweis gröblichen Undankes wäre, wenn wir an diesem Selbstgefühle irgend etwas zu tadeln fänden; wir waren übrigens fremd in diesem Hause und wurden, bis neue Pferde vorge-

spannt waren, für unser Geld bewirthet. Auf der anderen Seite des Thales liegt das Dorf Stumm, die Heimat des armen Schullehrers im Bade zu Hinterdux, und mit einem gräflich Lodron'schen Schlosse behaftet, und gegenüber von Fügen erhebt sich die schöne, grüne, mit Häusern übersäete und vielgetheilte Halde des Hartberges, eine Art Zillerthaler Paradies. Schlitters ist das letzte Dorf des Zillerthales und Straß das erste des Innthales, das wir beiläufig um 7 Uhr Abends erreichten. Eben vergoldeten die letzten Strahlen de untergehenden Sonne den weißen Kalkgipfel des Sonnenwendjoches, der sich jenseits der grünen Wellen des Innstroms gerade so hinstellte, um sein Auge unverrückt auf alle Gegend von Schlitters bis gegen Zell hinauf heften zu können, so recht wie ein Wächter des Thales auf hoher Warte stehend.

Nach allen diesen einzelnen Zügen und fragmentarischen Bemerkungen wird meinen freundlichen Lesern etwas Allgemeines über das Zillerthal vielleicht nicht unwillkommen sein. Das Zillerthal war, wenn ich meinem Gewährsmann folge, schon im achten Jahrhunderte bewohnt, und wurde im Jahre 889 durch Kaiser Arnulf, den vorletzten Karolinger in Deutschland, dem Erzbisthum Salzburg zum Geschenke gemacht. Doch erscheint später der salzburgische Antheil dieses Thales durch tirolische Besitzungen mehrfach beschränkt und unterbrochen. So war z. B. Kropfsberg, ein mächtiges Schloß dicht neben der Thalmündung, dann Fügen, Zell, Meyerhofen und Vorderdux salzburgisch, dagegen Schlitters, Stumm, Hippach und Hinterdux tirolisch. Dieser Zustand blieb bis zur Aufhebung der Souveränität des Erzstiftes Salzburg, wobei das Zillerthal, mit Tirol vereinigt, an die Krone Baierns fiel und nach der Rückkehr Tirols unter die österreichische Herrschaft von diesem Lande nicht wieder getrennt wurde. Es gehört auch in geographischer und jeder anderen Beziehung vollkommen dahin: es mündet in das tirolische Innthal, liegt Innsbruck viel näher als Salzburg, und ist mit diesem direkt nur mittelst eines hohen, blos für Fußgänger praktikablen Jochüberganges verbunden. — Das Thal erfreut sich eines guten, milden Klima's und der Mais gedeiht bis Zell hinauf; aber es ist auch ein schönes, fruchtbares, von zerrissenen, unwirthlichen Theilen nirgends gequältes Land. Den breiten Thalgrund und den Fuß des

Gebirges, so wie auch manche höheren sonnigen Abhänge, wie namentlich am Hartberge, bedeckt einträgliches Ackerland, der mittlere Theil der Thalhänge trägt dichte Wälder und Heimwiesen, und auf den Höhen bis zu den Kämmen hinauf grünen die herrlichsten Alpen und liefern die Mittel zum lohnendsten Betriebe der Viehzucht, die immer die Hauptnahrungsquelle der Einwohner bildet. Diesen aber ist in neuerer Zeit manches Unrühmliche nachgesagt worden, und Staffler, der sehr verdienstliche Topograph Tirols, der sie zwar auch mit den Epitheten: kräftig, schön, heiter, lebenslustig, scherz-, tanz- und gesangliebend bezeichnet, hat manche Schattenseite ihres Charakters hervorgekehrt. Sein Urtheil ist vielleicht allzu herb, und auf jeden Fall viel zu allgemein ausgesprochen. Ich habe zwar nie im Zillerthale, aber doch manches Jahr lang in Tirol gelebt, habe während dieser Zeit manche Beschwerde über das Zillerthaler Völklein vernommen, die Gründe dazu aber nur selten triftig genug gefunden, um so harte Anklagen zu rechtfertigen, wie sie im Lande Einer dem Anderen gedankenlos nachbetet. Es ist allerdings wahr, daß sich überall im Thale, und besonders bei Uderns und Fügen, schon äußerlich an den Wohnungen ein Luxus kund gibt, der anderwärts im Lande nicht angetroffen wird. Die Häuser sind oft sehr groß, weichen nicht selten von der üblichen Bauweise des Thales gänzlich ab, und gleichen hie und da viel eher zierlichen Villen, als den Behausungen einfacher Bauersleute. Derselbe ungewöhnliche Aufwand soll sich ferner auch oft in der häuslichen Lebensweise dieser Leute offenbaren und auf Bedürfnisse deuten, die in den übrigen Thälern, und selbst bei den ärmeren Bewohnern des Zillerthales nichts weniger als gekannt sind. Auch wird häufig über die zunehmende Verschlimmerung der Sitten geklagt, u. z. nicht allein über die sinkende Redlichkeit im öffentlichen Verkehr, wobei ein schlaues Uebervortheilen, List und Raffinement an die Stelle der schlichten, geraden Wahrheit getreten sein soll, sondern es steht auch die geschlechtliche Moral des Zillerthales in Verruf, und die schönen Zillerthalerinnen werden im Allgemeinen nicht eben als blanke Tugendspiegel betrachtet. In welchem Maße nun diese Dinge wahr und in welchem sie übertrieben sind, könnte nur ein längeres Verweilen unter diesem Volke lehren, das Wahre aber dürfte dann nicht beschönigt, sondern mit jenem Tadel belegt werden, den es

verdient. Ich bin der Meinung, daß dies und jenes übertrieben worden, und daß die Zillerthaler zwar nicht besser, aber auch nicht um Vieles schlechter sind als Andere; nur sind sie im Ganzen etwas klüger, etwas gewandter, etwas welterfahrener und um Vieles fröhlicher als die übrigen Landbewohner Tirols. Anderseits aber mag hier die Bemerkung am Platze sein, daß sich der Charakter eines Volkes naturgemäß aus den Umständen entwickelt, unter denen es lebt. Unter diesen Umständen nehmen die physikalischen Verhältnisse des Bodens den ersten Platz ein. Der Mensch kann nirgends aus dem Zusammenhange mit der Natur heraustreten, und aus ihr, und in gewissem Grade auch aus der Erziehung, entstammen seine Eigenthümlichkeiten in Körper und Geist. Der Franzose ist heiter, der Brite hat seinen Spleen, der Holländer ist phlegmatisch, der Skandinavier kalt und ernst, der Russe schwerfällig und kriecherisch nach Sklavenart, der Magyar phantastisch, der Türke faul, der Grieche besaß einst den reinsten Sinn für Schönheit und Rhythmus, der Italiener hat diesen Sinn jetzt, der Nordamerikaner ist unruhig und beutelustig — alles deshalb, weil die physikalischen Bedingungen seiner Existenz in erster, und die gesellschaftlichen Verhältnisse in zweiter Linie, ihn so werden ließen, wie er ist. Es wäre übrigens vielleicht unschwer nachzuweisen, daß auch die sozialen Einrichtungen, ihren Hauptzügen nach, Ausflüße der Physis des Landes sind, in denen sie gefunden werden. — Das Zillerthal ist ein freundliches, liebliches Thal; da gibt es nirgends wilde, einsturzdrohende Engen, finstere Wände von nacktem Gestein, verderbliche Murrbrüche, donnernd herabbrechende Lawinen und schreckliche Eiswüsten, die Leben und Besitz der Thalbewohner unablässig in Frage stellen, ihre Gedanken zurückstauen in die eigene Brust, und sie zu trübem Ernste und sorgenvoller Beschaulichkeit nöthigen. Im Gegentheil, hier strotzt die Natur in Kraft und Lebensfülle, und wie eine Freundin steht sie den Bewohnern helfend zur Seite; sie bietet ihnen fröhlich was sie fordern, weckt auf den blumigen Almen die Freude in ihren Herzen, umgibt sie überall mit Schönheit, Lust und Sonnenschein, und hemmt nirgends die Freiheit ihrer Bewegungen. Von daher der heitere Sinn und der frische Lebensmuth des Zillerthalers, von daher seine Neigung zu Tanz, Gesang und spöttischem Witz, dem er am liebsten in den munteren

Schnaderhaggen einen dithyrambischen Ausdruck leiht. Aus dieser Fröhlichkeit stammt denn ein großer Theil jener Fehler, die man ihm zur Last legt. Ist sie mit Jugendkraft gepaart, so entsteht freilich leicht, wenn die Erziehung keine Schranken setzt, jene trotzige, muthwillige Kampfslust, um derentwillen die Zillerthaler „Buben" im Lande eine nicht eben schmeichelhafte Berühmtheit besitzen, und die besonders in früherer Zeit häufig genug zu jenen, mit eisernen Schlagringen unterstützten, pugilistischen Zweikämpfen führte, bei denen das Blut oft in Strömen floß, Nasen und Ohren abgebissen und Augen aus ihren Höhlen herausgedreht wurden. Diese üble Sitte hat indeß beträchtlich abgenommen, und die vorschreitende Volksbildung wird zu ihrer gänzlichen Ausrottung gewiß mehr beitragen, als alle obrigkeitlichen Verbote und der in diesem Falle gegründete Tadel der Auswärtigen. — Das Zillerthal ist stark übervölkert und nährt schon seit längerer Zeit nicht alle seine Bewohner mehr auf natürlichem Wege, und dies ist eine weitere Quelle moralischer Uebelstände. Die Noth aber macht erfinderisch, und ließ die Leute hier auf allerlei Mittel verfallen, sich die Existenz zu sichern. Erst griffen sie zum Oelhandel, indem sie allerlei aromatische Fettsubstanzen und offizinelle Kräuter in die Welt hinaustrugen und absetzten; aber dieser Handel erlosch schon vor vielen Jahren, als nämlich die Pharmakologie auf rationellere Beine gerieth und den guten Zillerthalern, mit ihren hypothetischen und oft leider auch verfälschten Heilmitteln, davon lief. Nachher kam, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnend, die Kolportation von Handschuhen, Hosenträgern, Ledertaschen und dergleichen Dingen mehr, die noch heut zu Tage schwunghaft betrieben wird, und einen zwar kleinen, aber sicheren Gewinn abwirft. Dazu gesellte sich später der Handel mit Rindern und Schafen, der, oft bis nach Rußland hin ausgedehnt, den Glücklichen in Eile zu einem reichen Mann machte. Von sekundärer Wichtigkeit ist der Absatz einiger im Thale vorfindlicher Mineralien, als: Granaten, Asbest, und andere Spezies für Sammlungen. In jüngster Zeit endlich hat sich das Sängerwesen als eine einträgliche Erwerbsquelle herausgestellt, in welcher Beziehung die Rainer'sche Gesellschaft aus Fügen, und die Geschwister Leo aus Zell europäische Berühmtheit erlangten, und ihre Lieder, Jodler und Schnaderhaggen durch ganz Deutschland, Frankreich, Eng-

land, Schweden und Nordamerika erklingen ließen; von weniger bekannten Gesellschaften gar nicht zu reden. Andere mehr seßhafte industrielle Bestrebungen der Zillerthaler dürfen hier auch nicht verschwiegen werden; es gibt unter ihnen treffliche Holzschnitzer, welche oft Arbeiten liefern, die als Kunstwerke betrachtet werden können, in welcher Hinsicht die beiden Franz Nießl und Anton Huber aus Fügen zu ehrenvoller Bekanntheit sich aufschwangen; der Nadelfabrik im gräfl. Dönhoff'schen Schlosse zu Fügen habe ich oben bereits Erwähnung gethan, und seit wenigen Jahren hat sich in Johann Einhauser von Uderns ein sehr geschickter Sticker aufgethan, der mit der biegsamen Hornsubstanz der Pfauenfeder schwarzes Lackleder benäht, allerlei Dinge, als z. B. Gürtel, Lederbeutel, Reisetaschen, Tischdecken, Pferdegeschirre u. s. w., mit höchst artigen und kunstvollen Stickereien schmückt, und für seine bereits fabriksmäßig betriebene Produktion selbst in Paris und London einen ergiebigen Markt gefunden hat. — Alle diese verschiedenen Mittel des Erwerbes wurden hier ganz aus demselben Grunde ergriffen, aus welchem viele Tausende von Bewohnern des Oberinn- und Lechthales, des Bregenzerwaldes, der Thäler von Montafon, Patznaun, Gröden und Tefereggen zeitweise aus dem Lande wandern, um theils durch ihrer Hände Arbeit, theils durch den Handel mit Kinderspielzeug und Teppichen, sich jenes Dasein zu fristen, das der kärglich zugemessene und unwillfährige Boden ihrer heimatlichen Berge nicht zu fristen vermag. Was nun bei diesen natürlich und erlaubt scheint, sollte bei den Zillerthalern getadelt werden dürfen? — Auf diese Weise kommt es nun, daß mancher „Handler" von Uderns oder Fügen, dem es an dem nöthigen Witze nicht gebricht, und der meist von Haus aus ein aufgeweckter und, seiner munteren Laune wegen überall gern gesehener Geselle ist, nach Jahren mit gefülltem Säckel heimkehrt, des Wanderns müde sich zur Ruhe setzt, und jetzt sein Hauswesen so bestellt, wie er es auf seinen Reisen als zweckmäßig und besser erkannt hat. Aber das Neue ist nicht immer schlecht, und nirgends mehr als in Tirol geht die Kritik dem Neuen hart zu Leibe, und verunglimpft es, weil es etwas Anderes oder weil es nicht heimischen Ursprunges ist. Daß dann die Leute hier im Thale vom Nothwendigen oft auch andere, weitere Begriffe als die landesüblichen nach Hause mitbringen, und daß sie leider

häufig auch manche unlautere Gesinnung und manches Laster kennen gelernt und in sich aufgenommen, das auf dem Wege des Beispiels übel weiterwirkt, ist begreiflich; aber all das ist die unausweichliche Konsequenz der verhältnißmäßig allzu reichlichen Bevölkerung des Thales, und verdient deshalb in seinen Ursachen gewürdigt und theilweise entschuldigt zu werden. —

Doch nun wieder nach Straß zurück, wo ich mich plötzlich in der unvermutheten Anwesenheit eines anderen, in dem k. k. Hüttenwerke zu Jenbach angestellten Schwagers befinde, und mir unter heiterem Geschwätz und dem labenden Anblicke der herzigen Tochter des Hauses den trefflichen Wein gut schmecken lasse. Als es zu dämmern begann, ward nach Jenbach hinüber promenirt, was ungefähr eine Stunde Weges austrägt, und der fröhliche Abend im Kreise dortiger k. k. Eisenmänner, worunter ich Beamte des Hüttenwerks verstehe, gemüthlich zu Ende gebracht.

Der nächste Tag war einer Exkursion nach dem Achensee bestimmt und der Weg dahin, nach vorhergegangener Besichtigung aller Theile des erwähnten Hüttenwerkes, in Gesellschaft meiner beiden Schwäger um 9 Uhr Morgens angetreten. Und es ging bequem aufwärts, denn wir durften nur der Landstraße folgen, die über Jenbach und an dem Achensee vorüber nach Kreuth, Tegernsee und München führt. Diese Straße ist überhaupt eine der vorzüglichsten Verbindungen Tirols mit der baierischen Hauptstadt, nur ist sie, verglichen mit der eigentlichen Poststraße über Seefeld und Mittenwald, etwas länger, aber gewiß schöner und reizender wie diese. Jedenfalls bleiben diese beiden Einschnitte in die tirolischen Kalkalpen, über welche nämlich die genannten Straßen nach Baiern durchbrechen, wegen ihrer geringen Meereshöhe merkwürdig. Die mittlere Kammhöhe des Gebirges kann für die Gegend bei Seefeld mit 6500, und für jene um den Achensee herum mit 6000 Fuß angenommen werden, obgleich sich hier wie dort einzelne Bergspitzen häufig bis zum Niveau von 7000 und 8000 Fuß, und selbst bis über 9000 Fuß Höhe erheben; dies ist namentlich bei dem Brandeck, dem Rumerjoch, der Seegrubenspitze, dem Sonnen- und Sonnenwendjoch der Fall, welche die Höhe von 7000, dann bei dem Hochmundi, der Edkor- und Speckkorspitze, welche die von 8000 Fuß

übersteigen; der hohe Solstein endlich ist gar 9393 Fuß hoch; selbst die wenigen in dieser Strecke vorhandenen Jochübergänge sind beträchtlich höher; so liegt die höchste Stelle des Lamsenjoches nördlich von Schwatz 6124, und des Stempeljoches bei Hall 7083 W. F. über dem Meere. Und dennoch schneidet der Straßenübergang bei Seefeld bis zur Tiefe von nur 3760, und jener bei Jenbach bis auf 3120 W. F. in diese Bergkette ein, welche Zahlen, verglichen mit der Höhe der Thalpunkte unterhalb, von welchen aus die Straßen emporsteigen, dort einen Niveauunterschied von 1800, hier nur von 1300 Fuß liefern. — Hieraus ergibt sich aber auch die bessere Qualifikation der Achenthaler Passage für den Durchbruch nach jenseits, wozu noch die geringere Steilheit des Abhanges tritt, während die Schroffheit des Gebirges zwischen Zirl und Seefeld die Straße zu manchen Serpentinen und zu schrägem und daher längerem Ansteigen nöthigt, während von Jenbach weg auch noch ein zum Joche führender Thaleinschnitt der Führung des Weges zu Hilfe kam.

Wir gingen gemächlich entlang der Straße aufwärts, schnitten wohl auch hie und da durch den Wald ein Stück Weges ab, und erreichten nach etwa anderthalb Stunden den Weiler Buchau, wo der schöne See mit seinem dunkelblauen Wasser und seinen stolzen, bergeshohen Ufern, mit dem lieblichen Pertisau jenseits und der düsteren felsigen Wildniß dahinter, in träumerischer Ruhe vor uns lag. Er glich der Seele eines Heiligen, die, wenn sie in stille Andacht versunken, der Engel des Friedens durchzieht und in ihrer reichen Tiefe den Himmel der Verheißung widerspiegelt. Hier am Anfange des Sees — sein Abfluß geht nämlich hinüber gegen die baierische Seite — umfängt ihn halbkreisförmig ein breites, herrlich grünes Wiesenband, das selten gelbe Kornfelder unterbrechen, und auf welchem die eilf Höfe von Buchau stehen. Am Seestrande selbst lagert im kühlen Wasser schwirrendes Rohr mit gelben Fahnen, bis wo ihm die zunehmende Tiefe des Grundes eine Grenze setzt. Von der Höhe schauen einige starre Kalkgipfel mit lockerem Grase überstreut ins Thal nieder, und rechts drüben, von der Seite des Innthales her, blickt das stattliche Kirchlein von Eben, das die Reliquien der h. Nothburg, der Schutzpatronin aller frommen und treuen Mägde, birgt und als Wallfahrtsort häufig besucht wird,

wie ein, nach dem besseren Jenseits zeigender, Finger des Glaubens zu uns herab. [9]) Kurz, es ist eine Szene, an der ein fühlendes Herz seine Freude haben kann. Nun war aber unser Sinn nicht auf das Verbleiben in dem Weiler von Buchau, sondern, nebst der Freude an dem schönen See, den wir in seiner Ganzheit genießen wollten, auch nach dem Wirthshause der Scholastika gerichtet, das am unteren Ende vorliegenden Gewässers steht, und von dem sich, seinem Rufe nach, erwarten ließ, es werde dem See Ehre machen. Wir pochten daher an der Thür eines Buchauer Hofes an, und verlangten nach einem Boote sammt Fährmann, der uns setzen konnte an das gewünschte Land. Das Boot kam wohl, aber kein Fährmann, sondern an seiner Statt erschien eine Frau, eine blasse, nichts weniger als robust aussehende, ehrlich blickende Gestalt, die sich bereit erklärte, uns zu führen wohin wir begehrten. Sie, die arme Frau allein, wollte uns drei Männer von Gewicht zwei Stunden lang fortrudern in dem plumpen Boote! Und sie that es auch, trotz aller vorhergegangenen Proteste, mit einer so geduldigen Ausdauer und mit so viel anspruchsloser Beflissenheit, daß es uns bald lebhaft rührte, wir abwechselnd zu den Rudern griffen und wacker mithalfen. Dieses gute, sanfte Weib ist gewiß eines von denjenigen, denen die im hiesigen Gebirge vorzüglich gerne hausenden Bergmännchen wohlwollen, ihren Rudern unsichtbar nachhelfen, und sie überall mit Wohlthaten begünstigen, wie es ihre Art ist gegen alle frommen, ehrlichen Leute im Thale. Die Bergmännchen sind eine eigenthümlich gutherzige und witzige Race von guten Geistern, die ihre Leute, bevor sie sich zu einer Gunstbezeigung gegen dieselben entschließen, erst auf eine tüchtige, oft sehr humoristische Weise prüfen, und sie dann mit Wohlthaten in weiser Art bedenken. Sie sind durchaus nicht so unklug, ihren Günstlingen volle Töpfe mit Dukaten in den Weg zu stellen, oder ihnen ein sorgenfreies Leben zu bereiten; plötzliches Glück verdirbt die schwachen Menschen, das wissen sie aus vieltausendjähriger Erfahrung. Dafür aber entfernen sie von ihnen den Keim der Krankheit, beschützen ihr Vieh und ihre Ernten, lenken das Blei des frommen Schützen unvermerkt dem Ziele zu, und führen auch wohl Diesen oder Jenen zur Entdeckung einer nicht allzu reichlich bestellten Erzdrüse. Auch unterlassen sie es nicht, schwierige Bedingungen an die Fortdauer ihrer Wohlthaten zu

knüpfen, um dem Uebermuthe einen Damm zu legen und, trotz alles Glückes, die Demuth des Herzens zu erhalten. — Man sieht hieraus, welchen tiefen Sinn diese harmlosen Märchen nicht selten einschließen, und wie klar sich in ihnen des Volkes Denk- und Gefühlsweise abspiegelt; dem Unverstand und der trockensten Beschränktheit aber konnte es allein nur einfallen, diese naiven Blüthen des Volksgeistes als Aberglauben zu erklären und in den Bann zu legen.

Der Spiegel des Achenthaler Sees liegt 2961 Fuß über dem Meere, also nur um etwa 150 Fuß tiefer als der höchste Punkt der Straße am Sattel, von dem er auch kaum eine kleine Viertelstunde entfernt ist. Er hat eine Länge von einer und einer halben, und im höchsten Falle eine Breite von einer Viertel-Meile. Seine Tiefe ist fast durchaus bedeutend, und in der Nähe der Kapelle unfern Buchau, wo die Straße hart am Ufer vermittelst einer Brücke über den tiefeingeschnittenen Runst eines kleinen Baches setzt, soll mit einer 600 Fuß langen Leine der Grund nicht erreicht worden sein. Die Ufer sind durchaus, mit alleiniger Ausnahme der zwei Stellen am Anfange und Ausgange des Sees, steile und stellenweise fast senkrecht abstürzende Kalkwände, die sich unter der Oberfläche des Wassers zu einem tiefen Thale vereinigen, das von den Abflüssen des Gebirges, und namentlich von dem bei Pertisau einmündenden Falzthurnbache, ausgefüllt wurde. Der See ist schön, doch keiner von den schönsten, und kann an Großartigkeit weder mit dem Hallstädter- noch mit dem Königssee bei Berchtesgaden, und an Lieblichkeit eben so wenig mit dem Traunsee bei Gmunden, noch mit dem Kochel-, dem Walchen- und Tegernsee verglichen werden. Seine Ufer sind einförmig und unbelebt; er ist eben nur ein kleines Stück ernster, wassererfüllter Wildniß. Aber in einem Punkte übertrifft er alle anderen Seen, die ich kenne, und das ist die wunderbare Bläue seines Wassers, die nicht vom Firmamente herrührt, wie wir anfangs glaubten, sondern eine unveränderliche Eigenschaft des Mittels ist, aus dem er besteht; denn als wir heimkehrten, hatte sich der Himmel mit Wolken bedeckt und zeitweise floß ein leichter Sprühregen nieder, demungeachtet wurde der See immer blauer und nahm zuletzt, als des Regens wegen das Licht am schwächsten war, eine dunkle Indigofarbe an. — Die Scholastika, so nennt man nämlich, Besitzerin mit Besitz ver-

wechselnd, gemeinhin dieses Gasthaus, hielt auch uns gegenüber ihrem Rufe Wort, und sorgte durch die Passagiere des durchziehenden Stellwagens, der hier Mittagsstation hält, auch für anderweitige Unterhaltung. Um 2 Uhr traten wir wieder unsere Rückfahrt an, und trafen schon um 5 Uhr in Jenbach ein, von wo wir dann, in Gesellschaft des Herrn von B...., derzeit Direktor dieses wichtigen ärarischen Etablissements, unter dem aufheiternden Einflusse eines herrlichen Abends zu Fuß nach Schwatz wanderten, wo wir die Nacht und die größere Hälfte des folgenden Tages zubrachten.

An dem Morgen dieses Tages ruhten wir erst viel aus von den Mühen der Vergangenheit, und schlenderten dann mit Muße nach der Burgruine von Freundsberg hinauf, um ja keine Merkwürdigkeit in Stadt und Gegend zu versäumen. Das Schloß der Freundsberge ist jetzt ein zerfallendes Gemäuer, auf dem Gras und Unkraut wuchert, und von dem nur ein Thurm mehr aufrecht steht, der durch Staatsmittel vor dem Einsturze bewahrt wird. Von hier also stammt jener berühmte Ulrich Freundsberg, der treue Mann und starke Held, der seinem ritterlichen Kaiser das erste stehende Heer zusammenwarb und ordnete, dem er das erste Kriegsreglement zur Richtschnur gab, und mit welchem er so manchen glorreichen Sieg für seinen kaiserlichen Herrn errang. Wer denkt nicht des Kampfes bei Pavia, wo er mit seinen Landsknechten zuerst die französischen Schlachtreihen brach und die Gefangennahme des Königs herbeiführte? Er starb im Jahre 1528 als kaiserlicher Feldoberster, dem höchsten militärischen Range jener Zeit, und als Hauptmann der gefürsteten Grafschaft Tirol, in fast ärmlichen Verhältnissen, weil seine Redlichkeit es verschmäht hatte, das Vertrauen seines Kaisers zu mißbrauchen. U. Freundsberg wurde 1475 zu Mindelheim in dem Jahre geboren, in welchem seine Eltern, die die Burg ihrer Väter, das herrliche Freundsberg, dem münzreichen Sigismund im Tausch gegen Petersberg und Sterzing einige Jahre vorher abgetreten hatten, auf ihre schwäbischen Besitzungen zogen. Die Freundsberge erscheinen schon im eilften Jahrhunderte als Dienstmannen der Grafen von Andechs, nach deren Aussterben sie sich bereitwillig an ihre Nachfolger aus dem Geschlechte der Grafen von Görz, und nach dem Aussterben dieser, an Heinrich von Böhmen anschlossen. Hiedurch erhielt und vermehrte sich

ihr Besitz, im Unterinnthal, an der Salza, Isar, Amper und in Schwaben; im Jahre 1467 aber traten sie Freundsberg auf die obenerwähnte Weise an Herzog Sigismund ab und zogen später aus dem Lande. Sigmund taufte den Namen der Burg in Sigmundsfried um, und genoß von ihrem Söller bis zu seinem Tode des wundervollen Anblicks über ein Land, das zu regieren er müde geworden war. Nach seinem Tode gerieth Freundsberg in verschiedene Hände, bis es im Jahre 1788 wieder landesherrlich ward, was es zur Zeit noch immer ist. Außer einigen verrosteten Pickelhauben, Schwertern und Tartschen findet sich in dieser Burg von mobilen Dingen nichts, was auf ihr Alter und ihre einstmalige Bedeutung hinweisen könnte. Etwelche, auf Holz gemalte Wappen liegen in dem obersten Stockwerke des Thurmes herum, aber sie sind offenbar neueren Ursprungs und ohne Bedeutung.

Doch reicher noch als die historischen Erinnerungen floßen auf Freundsberg die Quellen der Schönheit, die dem prachtvollen Gelände umher, dem freundlichen Städtchen zu unseren Füßen, den Bergen gegenüber und dem oberen und unteren Theile des Innthals entströmten, zu einer wahrhaft entzückenden Wirkung zusammen. Wenn es wahr ist, daß der tägliche, oder allzu häufige Anblick des Schönen seinen Reiz abnutzt, so beweist sich die Wahrheit dieses Satzes bezüglich des Innthales besonders deutlich. Wer spricht da viel — wenn es nicht etwa ein Fremder thut — von dem pittoresken Werthe des Innthales, das doch bei Imst, Telfs, Innsbruck, Hall und Schwatz Punkte aufzuweisen hat, die von eben so hoher als großartiger Schönheit sind? Vor etlichen Wochen hatte ich bei meiner Rückkehr von Meran die erwünschte Gelegenheit, die Richtigkeit jener Bemerkung sehr lebhaft zu empfinden, indem mir der zwar um vieles ruhigere und kältere, aber auch ungleich imponirendere und ergreifendere Eindruck der Innsbrucker Gegend, verglichen mit jener bei Meran, eindringlich auffiel; und doch sah ich sie damals von der Seite des Berges Isel, von wo aus sie sich bekanntlich in weit weniger günstigem Lichte präsentirt, als von der entgegengesetzten Seite, wo die prächtige, altarähnliche Waldraftspitze in das landschaftliche Bild eintritt. — Als wir auf Freundsberg standen, goß eben die Mittagsonne eines heißen Sommertages einen Strahlenkatarakt über Berg und Thal, und hüllte Alles ein in Licht und Glut.

Die vielschartigen Berghäupter gegenüber schienen alle schläfrig und müde zu sein vom langen Aufrechtstehen, und das Thal unten blinzelte, als wollte es einschlummern und Siesta halten bis es kühler würde; das schöne Kloster Viecht auf dem sammtenen Thalgrund unten war schon völlig eingeschlafen, wie seine gelehrten, seelsorgemüden Mönche in ihren schattigen Zellen, und auch die vielen Dörfer umher wußten nichts mehr von sich selbst und regten weder Arm noch Bein. Nur der grüne Innstrom floß aus schuldiger Rücksicht für die Schiffahrt lustig weiter, und seine Wellen hüpften und schimmerten, daß man es ihnen ansah, sie seien frische Bursche aus dem Hochland, die ein wenig Hitze nicht zu beirren vermag. Die Fernen aber in Ost und West hüllten sich in violette Farben ein, als wären sie Amtszeichen der Erde, der Hohenpriesterin in dem weiten Tempel des Allmächtigen.

Zögernd rissen wir uns los von dem Zauber dieser Stelle und ließen es im Niedersteigen nicht unerwähnt, wie der alte Herzog Sigismund ein gescheidter Mann gewesen, und wie er, ohne eben ein Landschaftsmaler zu sein, den schönsten Punkt im Lande zu seinem Ruhesitz erkoren. Vor einem Hause am Abhange des Berges sahen wir in dem Schatten einer Linde ein altes Mütterchen sitzen, und ihr graues Haupt stufenweise unter das sanfte Joch des Schlummers beugen; sie hielt einen Kamm in ihrer Hand, mit dem sie den Haarwuchs ihres Enkelchens etwas in Ordnung zu bringen gedachte. Und auch die graue Katze nebenan schien eben in holden Träumen befangen, und es bleibt unentschieden, ob sie unbewußt in diesem Augenblicke nicht eine Schaar Mäuse der delikatesten Sorte zu Grunde richtete. So lastete die Hitze des Mittags auf jeder lebendigen Kreatur.

Dennoch ließen wir uns in unserem touristischen Eifer nicht abschrecken und trockneten geduldig die Thränen ab, die, nicht die Augen, sondern die Haut über den herrschenden heißen Föhnwind weinte. Das Kapuzinerkloster liegt recht wie ein Asyl für Weltmüde unter dem traulichen Schatten mächtiger, uralter Bäume versteckt, und die Pfarrkirche ist ein ernster, stattlicher Bau gothischen Styles aus dem fünfzehnten Jahrhunderte; der Architekt war Lukas Hirschvogel aus Nördlingen, und es zeugt sein Werk von dem Reichthum der Gemeinde zu einer Zeit, wo der Bergsegen dieser Gegend in seiner Fülle stand. Damals

fand man schweres Silbererz in ganzen Fudern, das nicht allein den Landesherrn bereicherte, sondern auch manches vornehme Geschlecht, wie z. B. die stolzen Rottenburge, die Freundsberge, die Füger, Tänzel u. A. m. zu Macht und Ansehen brachte, oder ihren Wohlstand erhöhte. Tausende von Bergknappen arbeiteten zu jener Zeit in den Schwatzer Silberminen, und erfreuten sich eines solchen Rufes von Geschicklichkeit, daß oft Schaaren derselben weit weg in fremder Herren Länder berufen wurden, um beginnende oder stockende Bergbaue in Gang zu bringen; es waren durchweg rüstige, kühne Gesellen, die auch wohl gelegenheitlich, wenn Noth an Mann war, auf den Ruf ihrer Landesfürsten zu Schwert und Lanze griffen, und den Feind, war es ein äußerer oder innerer, auf gut bergmännisch zu Boden schlugen. Die Reformation, der sie der Mehrzahl nach anhingen, brachte später den Geist des Aufruhrs unter sie, und war Schuld, daß sie mit verdienter Strenge angelassen und versprengt wurden. Von jenem Zeitpunkte datirt der rasche Verfall des Schwatzer Silberbergwerkes, von dem gegenwärtig auf dem Arzberge nur mehr schwache Reste bestehen; die Ausbeute beschränkt sich jetzt vorherrschend auf Eisenerze, u. z. auf Spatheisenstein, der in dem k. k. Werke zu Jenbach verarbeitet wird.

Doch nun wieder zur Pfarrkirche zurück, die in einem großen Altarbilde von Josef Schöpf, dem Tiroler Guido Reni, die Himmelfahrt Mariens darstellend, einen wahren Schatz besitzt. Man kennt die großen künstlerischen Schwierigkeiten dieses Gegenstandes; denn gerade hier muß die Mutter des Erlösers zumeist in der Würde der Himmelskönigin, und in der höchsten Verklärung ihres körperlichen Daseins erscheinen; dazu gesellt sich die heiklige Darstellung des Schwebens und Getragenwerdens, die in dem Künstler ein höchst feines Gefühl für die Mechanik der menschlichen Form voraussetzt, damit er nicht in seinem Bilde dem einen oder dem andern Elemente allzu viel Recht einräume. Drittens endlich ist die schöne und befriedigende Anordnung der Engelschaaren, die theils tragen helfen, theils anbetende Zeugen sind, ein Gegenstand großer Schwierigkeit; das sind denn konventionellerweise lauter dickleibige Kindergestalten, jede mit einem in seinem Ausdrucke wechselnden Kopfe, und alle insgesammt mit viermal so viel Armen und Beinen, die da alle Platz finden müssen

und weder in unschöne noch unmögliche Stellungen gerathen dürfen. Man sieht hieraus, daß diese Aufgabe in dem Künstler, nebst dem Vorhandensein der übrigen mehr materiellen Bedingungen, einen eben so hohen Flug als großen Reichthum der Phantasie, eine tiefe religiöse Begeisterung, und eine vollendete Virtuosität in der Zeichnung erheischt. Josef Schöpf hat in seinem Bilde diesen Forderungen rühmlich Genüge gethan, nur ist sein Kolorit, obgleich zart und harmonisch, nicht so tief und glänzend, als es zu wünschen wäre. [10])

Schwatz selbst ist ein freundlicher Markt, der in seinen 208 Häusern 1219 Einwohner beherbergt. Das hier befindliche Provinzial-Strafhaus und die k. k. Tabakfabrik sind ansehnliche Gebäude, die der Ortschaft zur Zierde gereichen, doch hat sich diese, bei den geringen Quellen des Erwerbes, von dem allgemeinen Brande im Jahre 1809 noch immer nicht zu ihrem früheren Wohlstande erheben können.

Um 4 Uhr Nachmittags nahm uns ein Postwagen in seinen kühlen ledernen Raum auf, brachte uns in wenigen Stunden wieder nach Innsbruck zurück, und setzte damit dieser genußreichen kleinen Reise, inmitten der Meinigen, ein frohes Ziel.

Anmerkungen.

[1]) Doktor Bürstenbinder war, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, aus Magdeburg gebürtig, und noch ein junger Mann voll Kühnheit und Stolz. Aber die Bergwanderung hat ihre Gesetze, denen sich nicht leicht jemand entziehen darf, wenn er nicht, besonders auf verrätherischem Gletscherboden, den größten Gefahren sich aussetzen will. Diese Gesetze hat nicht die Furcht oder irgend eine andere Ueberschätzung der Gefahr diktirt, sondern sie sind das Ergebniß jener Vorsicht, die durch die Erfahrungen vieler Jahrhunderte sich als nothwendig erwies. So pflegen sich z. B. bei dem Uebersteigen eines Gletschers, wenn frischer Schnee das Eis reichlich bedeckt, und in der Firnregion fast unter allen Umständen, die Wanderer mit einer langen starken Leine, die um die Mitte des Leibes oder um einen Arm geschlungen wird, mit einander zu verbinden, was deshalb geschieht, damit derjenige, unter dessen Füßen die oft dünne und eine tiefe Kluft überspannende Schneedecke zusammenbricht, an dem Seile erhalten und vor dem Sturze in einen mehr oder minder gefährlichen Abgrund bewahrt werde. Dasselbe geschieht auch bei dem Auf- oder Abklettern über sehr geneigte Eis- oder Schneehänge. — Doktor Bürstenbinder hatte in Gurgl zwei Mann als Führer für den Uebergang über den großen Oetzthalgletscher aufgenommen, die es nicht unterließen, ihn, beim Anlangen an dem Firnfelde des Gletschers, auf die Nothwendigkeit des Zusammenbindens mit dem Seile aufmerksam zu machen; er weigerte sich jedoch dieser Aufforderung Folge zu leisten, und hieß seine beiden Begleiter vorausgehen, um ihm durch den lockeren Firn bequeme Fußstapfen zu treten. Mit einem Male hörten die beiden Vorangehenden ein Geräusch hinter sich, und als sie sich umsahen, war Doktor Bürstenbinder bereits verschwunden, und stak, zwischen den Wänden einer Eiskluft eingeklemmt, in großer Tiefe fest. Unsäglich waren nun die Anstrengungen der beiden Führer, um ihren Schutzbefohlenen zu retten. Erst ließ sich der stärkere und kühnere von beiden am Seile in die Kluft hinab, band den Unglücklichen an sich fest und meinte auf diese Art ihn retten zu können, aber dem Manne oben versagten die Kräfte, er konnte einen Knoten im Seile nicht über den Rand der Kluft hinüberbringen, und mußte demnach die Last, die er nicht zu bewältigen vermochte, wieder in ihre frühere Lage hinabsinken lassen. Der Führer in der Kluft band sich jetzt los, ließ sich in die Höhe ziehen, und nun fuhr der minder kräftige Führer in die Kluft, band den Doktor abermals an das Seil, und schon waren beide der Rettung nahe, als das Seil plötzlich riß, und beide vereint noch um ein gutes Stück tiefer in den Abgrund hinabstürzten, als dies bei dem Doktor vorher der Fall gewesen. Nun schwebte auch der Führer unten in augenscheinlicher Lebensgefahr; doch dieser, ein kräftiger und gewandter Mann, arbeitete sich unter gro-

ßer Anstrengung, erst mit Hilfe seines Messers und der eisenbeschlagenen Sohlen seiner Schuhe, und dann mittelst der oben gebliebenen Hälfte des Seiles wieder zu Tag hinauf. Da jedoch jetzt alle vorhandenen Rettungsmittel erschöpft waren, so eilten beide Führer so schnell als möglich in das Dorf Gurgl hinab, und kehrten in unglaublich kurzer Frist mit 12 Mann und den nöthigen Seilen wieder auf den Unglücksort zurück; der Doktor wurde nun ohne Schwierigkeit aus der Kluft hervorgezogen; er stammelte noch einige Worte, doch hatte die Kälte seine Kräfte bereits so weit aufgezehrt, daß er alsbald in Bewußtlosigkeit verfiel, aus der er wahrscheinlich nicht wieder erwachte. Die Führer schickten sich nun an, ihn ins Dorf hinabzutragen, da fiel plötzlich dichter Nebel ein, der bei längerem Verweilen auf dem stundenlangen und starkzerklüfteten Eisfelde der ganzen Gesellschaft leicht hätte Verderben bringen können. Die guten Leute entledigten sich daher aller überflüssigen Kleider, bedeckten damit einen flachen Moränenblock, legten den Unglücklichen darauf und bedeckten ihn mit dem Reste der Kleider so warm, daß, wenn er anders noch lebensfähig gewesen wäre, er in dieser Lage leicht den nächsten Morgen hätte erwarten können; man fand ihn jedoch todt und die Kleidungsstücke, die ihm zur Decke dienten, unverrückt. Die Gnade Sr. Majestät des Königs von Preußen verlieh nachher den beiden Führern, für ihre selbstverläugnende Thätigkeit, nebst einem Geldgeschenke, die goldene Verdienst-Medaille.

²) Die „saligen Fräulein“ sind wohlthätige weibliche Genien, die denjenigen Menschen, die fromm und reinen Wandels sind, gerne dienen, helfen und sie beschützen. Ihnen ist das Wild des Gebirges zu eigen, und sie hassen die frechen Schützen, die mit tödtlichem Blei ihren Besitz antasten. Wenn ein Gemsjäger von der Felswand stürzt und seinen Tod findet, so haben die „saligen Fräulein“ es ihm angethan. Es sind auch Fälle vorgekommen, wo ein solches Bergfräulein mit irgend einem bevorzugten Sterblichen in einen Ehebund trat, Kinder zeugte und ihrem Gatten ein Leben voll Glück und Seligkeit bereitete. Die nächste Indiskretion seinerseits aber war hinreichend, die holde Fee für immer aus seiner Nähe zu bannen. Von ganz verschiedenem Charakter sind die Norken: mißgestaltete, häßliche Zwerge, die den Menschen sowohl als den „saligen Fräulein“ übelwollen, besonders letzteren, weil diese die Menschen gegen ihre Tücken gerne in Schutz nehmen. Doch soll es den Norken gelungen sein, in einer großen Schlacht die „saligen Fräulein“ gänzlich auszutilgen, weshalb seit jenem Unglückstage sie frei ihr Unwesen treiben und die Menschen mit vielfachem Unglück heimsuchen. — Es besteht eine Sammlung von Märchen des Oetzthales von Badenfeld; Ludwig Steub in seinen „drei Sommern in Tirol“ erzählt nicht minder hie und da mit gewohnter Anmuth eine dieser Sagen; weitere Beiträge dieser Art hat A. J. Hammerle geliefert, und Martin Meyer in Innsbruck, dessen launige, volksthümliche Darstellungsweise bereits den verdienten Beifall geerntet, ist jetzt daran, eine Sammlung von Volkssagen aus Tirol der Oeffentlichkeit zu übergeben.

³) Dr. M. Stotter war Sekretär des geognostisch-montanistischen Vereines von Tirol, und ein Mann von wahrhaft seltener Energie im Interesse der Wis-

senschaft und der geologischen Durchforschung seines engeren Vaterlandes. Von ihm rührt das Werkchen: „Die Gletscher des Vernagtthales in Tirol und ihre Geschichte" her, eine Arbeit, die in der Gletscherliteratur einen wichtigen Platz einnimmt, und auch darnach geachtet wird. Dr. Stotter starb viel zu früh für die Wissenschaft und für seine Freunde, unter die auch ich mich zählen durfte, im Jahre 1848 auf dem Marsche nach den Grenzen des Landes, wo er, als Offizier einer freiwilligen Schützenkompagnie, an der Bekämpfung des welschen Feindes Theil zu nehmen gedachte.

4) Eine in dem Fremdenbuche auf der Kuratie zu Fend durch die Hand des vorigen Kuraten H. Arnold aufgezeichnete Notiz liefert ein merkwürdiges Beispiel britischer Exzentrizität. Es war im Sommer des Jahres 1850, als ein junger Engländer nach Fend kam und die Grille an den Tag legte, das Hochjoch ohne Führer zu übersteigen. Die Aufnahme eines solchen schien ihm, wahrscheinlich für die eigene Vorstellung von seinem Muthe, präjudiziös, und deshalb wollte er den Uebergang allein und nur mit der Karte in der Hand auffinden. Aber anstatt den Hintereisgletscher quer zu überschreiten und dann jenseits die Höhe des Neußberges zu gewinnen, ging er auf dem Gletscher weiter, in der Richtung gegen die Innquellspitze, verfehlte sonach den Weg gänzlich, fand zuletzt keinen Ausweg, und kehrte Abends wieder zur Hintereishütte zurück, wo er die Nacht über schlief. Am nächsten Tage ging er von neuem an die Ausführung seines Vorhabens, schlug wieder dieselbe falsche Richtung ein, verirrte sich zwischen den Klüften im hintern Eise und stürzte zuletzt in eine derselben. Mit Hilfe seines Taschenmessers, mit dem er Stufen in die Eiswände schnitt, gelang es ihm jedoch, sich aus dieser engen und kalten Haft zu befreien, doch hatten alle diese Anstrengungen seine Kräfte so erschöpft, daß er spät Abends und sprachlos vor Ermattung wieder bei der Hintereishütte anlangte, wo ihm die beiden Hirten etwas Branntwein einflößten und für die Nacht ein bequemes Ruhelager bereiteten. Des nächsten Morgens fühlte er sich etwas besser, doch bemerkte er jetzt mit Schmerz, daß er aus seiner ledernen Packtasche, bei Gelegenheit als er in der Kluft das Messer hervorholte, einige höchst wichtige Papiere verloren hatte, auf denen nichts Geringeres als verschiedene Partien verzeichnet waren, die er in diesem Jahre in Tirol und in der Schweiz noch auszuführen gedachte. Er bewog nun die beiden Hirten, allsogleich sich zur Aufsuchung dieses Schatzes auf den Weg zu machen. Aber all seiner Andeutungen zum Trotz, konnten sie die ominöse Kluft nicht auffinden, und kehrten daher erfolglos zurück. Am Morgen des vierten Tages war der unternehmende Brite wieder so weit hergestellt, daß er seine Reise fortsetzen konnte, aber auch jetzt noch lagen ihm die verlorenen Papiere so sehr am Herzen, daß er in eigener Person, jedoch diesmal mit Hilfe der beiden Hirten, ihre Auffindung versuchen wollte. In der Nacht war jedoch frischer Schnee gefallen und dadurch jede Spur des von ihm betretenen Weges verwischt worden. Diese eigenthümliche Exkursion hatte ihm indessen vor allen Gletschern einen solchen Ekel beigebracht, daß er sofort auf dem weiten Umwege über Fend,

Zwieselstein und das Timbeljoch, wo nirgends ein Gletscher zu überschreiten ist, Meran erreichte. — Hat das Benehmen dieses Briten manche grillenhafte und lächerliche Seite, so gibt es dafür von manchem ehrenwerthen Zuge Zeugniß, von einem stolzen Selbstvertrauen, und von einer Kühnheit und Thatkraft, die keine Schwierigkeit in Verfolgung des einmal gesteckten Zieles abzuschrecken vermag.

[5]) Die Höhe der Finailspitze ist bisher weder trigonometrisch noch barometrisch gemessen worden, was übrigens bei den meisten Gipfeln dieses großartigen Bergsystems der Fall ist. Die gemessenen Höhen sind folgende:

Die Wildspitze	11,911	W.	F.	trigon.	Best.
„ Weißkugel oder hintere wilde Eisspitze	11,870	„	„	„	„
Der Similaun	11,424	„	„	„	„
„ hohe Fürst	10,752	„	„	„	„
„ Platteikogel	10,666	„	„	barom.	„
„ Glockthurm	10,578	„	„	trigon.	„
Die Remsspitze	10,136	„	„	„	„

aber es kann mit Bestimmtheit behauptet werden, daß nebst der Finailspitze am Hochjoch, noch die Innquellspitze westlich dieses Joches, dann alle Gipfel, in dem zwei Meilen langen Eisgrath zwischen der Weißkugel und der Wildspitze, dann im Gurglerthale, die Höhe von 11,000' entweder übersteigen oder ihr sehr nahe kommen. Eben so gewiß ist es, daß der größte Theil der Bergspitzen um Fend, Heiligenkreuz, Zwieselstein, Sölden und Lengenfeld, so wie jene zwischen dem Rofen- und Niederthal, im oberen Pitz-, Kauns-, Langtauferer- und Schnalserthal, das Maß von 10,000 Fuß erreichen und übersteigen. So erscheint z. B. vom Neußberg aus betrachtet der Platteikogel weit niedriger als die Schwarzwand, die Urkundspitze, der Prochkogel und noch andere Spitzen hinter und neben ihm; der Spiegelkopf, die Firmisanschneid und der Schalfkogel im Niederthal stehen, von der Ferne gesehen, der Similaunspitze an Höhe nicht viel nach; von der Elevation des Jöchels bei Sölden habe ich im Texte bereits gesprochen, und ein Blick vom Jaufen aus läßt unzweifelhaft die größere Höhe der Hochwildspitze, gegenüber des Hohen Fürst, erkennen. Ich weiß zwar recht wohl, wie bedeutend das Auge im Schätzen von Höhenmaßen irren kann, doch liefern die schon bekannten Höhen gewisser Berge, die obere Vegetationsgrenze, die Schneehöhe und andere Umstände mehr, hinreichende Anhaltspunkte zu einer so oberflächlichen Schätzung, wie ich sie oben auszusprechen mir erlaubte. Im Uebrigen ist die ungeheure Massenhaftigkeit der Oetzthaler Berggruppe durch die interessante Bemerkung Herrn v. Simony's dargethan, nach welcher, auf einem Flächeninhalte von 30 geog. Quadratmeilen, kein Punkt in diesem Gebirge anzutreffen, der niedriger wäre als 4000 Fuß; eine Erscheinung, die in Europa nirgends ihres Gleichen hat. Wenn die Schweiz auch höhere Bergspitzen aufweist, so ist dafür in Tirol eine weit größere Oberfläche mit sehr hohen Bergen bedeckt, eine

Oberfläche, die fast das ganze Land von der Zugspitze bis zum Monte Adamello, vom Ortles bis zum Großglockner umfaßt, und es ist gewiß, daß fortgesetzte Untersuchungen und Höhenbestimmungen den Alpen Tirols zu höheren Ehren verhelfen werden. Die eben im Zuge befindliche neue Triangulirung des Landes von Seite des k. k. Militär-Geographenkorps wird hiezu ohne Zweifel reichlichen Beitrag liefern.

[6]) Eine Galtalpe ist eine solche, die zur Weide desjenigen Viehes dient, das keine Milch liefert, und daher zur Sennwirthschaft ungeeignet ist. Es ist klar, daß nur die magersten Alpenreviere zu diesem Zwecke bestimmt werden. Die Wohnung der Hirten des Galtviehes heißt Galthütte, und sie ist gewöhnlich eine ärmliche, beschränkte Behausung, in der es fast an allem gebricht, was nicht ein Gegenstand der allereinfachsten Nothdurft ist. In der Regel wird den Galthirten bloß eine einzige Kuh zur Aufbesserung ihrer Nahrung zugewiesen.

[7]) Die „gefrorne Wand" gehört so gut wie der Olpererberg und der Alpeinerferner in Fals, einem hohen Bergzweige an, der sich am Pfitscherjoche, über welches man aus dem Zemm- und Zamserthale in das bei Sterzing mündende Pfitschthal gelangt, von der Centralkette ablöst und bei Finkenberg endigt; er hat die Thäler von Fals, Schmirn und Dux zur linken und das Zemmthal zur rechten Seite.

[8]) Aus dieser Gegend, d. i. aus Finkenberg, Meyerhofen und Hippach, stammte der größte Theil jener Sektirer, die es vorzogen, ihr schönes Heimatland zu verlassen und in die Fremde zu wandern, als sich zu einer der bestehenden Konfessionen zu bekennen. Es ist bekannt, wie viel Lärm dieses Ereigniß seiner Zeit in der Welt machte, und wie sehr man die Regierung verunglimpfte, weil sie in ihren Landen eine neue, auf unbestimmte, vage Vorstellungen gegründete Religionssekte nicht aufkommen lassen wollte. Freilich verdarb dabei der mißleitete Eifer einiger Organe Vieles, und vereitelte die Rückkehr der Verirrten in den Schooß der Kirche, von welcher falsche Lehren sie abgewendet hatten.

[9]) Die Legende der heiligen Nothburga ist zu schön, als daß ich sie jenen meiner Leser, die sie nicht schon kennen, vorenthalten dürfte. Die h. Nothburg wurde im Jahre 1265 zu Rattenberg von armen, aber redlichen Bürgersleuten geboren, die ihr nicht allein eine gottesfürchtige, sondern auch in soweit gute Erziehung zu geben wußten, daß Nothburg schon in ihrem achtzehnten Jahre als Schafferin in den Dienst der Herrin von Rottenburg nächst Straß eintreten durfte. Die Burg dieses berühmten und mächtigen Geschlechtes, von dem ein späterer Sprosse seine Hand, wiewohl vergeblich, nach der Krone des Landes ausstrecken konnte, und das schon im Jahre 1410 erlosch, stand auf einem steilen Hügel des rechten Innufers, etwa gegenüber von Jenbach, und ist lange schon in Ruinen. Die größte Freude der frommen Nothburg war die Unterstützung der Armen, wozu sie nicht allein ihren eigenen Lohn aufwendete und sich die Speise vom Munde abbrach, sondern auch von ihrer liebevollen Gebieterin auf das Beste unterstützt wurde. Ihre Frömmigkeit aber brachte dafür den Segen des Himmels unter das

Dach ihrer Herrschaft, deren Wohlstand immer mächtiger anwuchs, und deren Glück in guten und frommen Kindern und jedwedem anderen Gedeihen sich kundgab. Da starb Ottilie, die edelmüthige Hausfrau, und ihr folgte eine junge, hochfahrende Dame, die das Bettelvolk mit Abscheu vor dem Thore erblickte, es mit hartem Befehl forttreiben ließ, und Rothburgen jede Unterstützung der Dürftigen untersagte. Da ging die fromme Magd, was ihr Niemand wehren durfte, selbst in die Hütten der Armuth, und linderte die Noth mit ihren eigenen Ersparnissen so gut sie konnte. Bei solcher Gelegenheit geschah es, daß ihr eines Tages der Burgherr vor dem Schloßthore begegnete, sie rauh anfuhr und wissen wollte, was sie in ihrer Schürze trüge; aber anstatt des Brotes lagen, durch ein Wunder des Himmels verwandelt, Steine nur in dem Tuche. Da ergrimmte der Ritter, der dies für einen Spott der treuen Schafferin hielt und jagte sie aus dem Hause. Aber mit ihr entfernte sich von Rottenburg das bisherige Glück in jeder Art; Krankheiten begannen zu herrschen in dem Schlosse, Fehden mißlangen und keine andere Unternehmung wollte glücken. Da erkannten Herr und Frau zu spät, welchen Engel sie an ihrer frommen Dienerin verloren. Rothburg war mittlerweile bei einem Bauer in Eben eingestanden, und als man ihr da verwehren wollte, zur festgesetzten und von ihr ausbedungenen Stunde der Andacht obzuliegen, da warf sie die Sichel in die Höhe, und siehe da — diese blieb zum Zeugniß ihres Rechtes schwebend in der Luft hängen. Um diese Zeit erkrankte schwer die Dame auf Rottenburg und ihr Herz verlangte nach der Pflege der verstoßenen Magd; da ward diese von Eben zurückgeholt, und mit ihrem Erscheinen kehrte auch wieder der alte Segen im Schlosse Rottenburg ein und blieb bis Rothburga starb, was im Jahre 1313 geschehen sein soll. Und als sie auf dem Sterbebette lag, da stellte sie an ihren Herrn die Bitte, es möge ihre Leiche auf einen Wagen gelegt und dort beerdigt werden, wohin ihn ein Gespann ungebändigter Ochsen ziehen würde. Man that wie sie gewollt; das wilde Gespann nahm seinen Weg durch den Inn, dessen Wellen rechts und links stille standen und den Wagen ungefährdet durchziehen ließen, und hielt endlich erst auf der Höhe des Dorfes Eben, wo jetzt die der Heiligen geweihte Kirche steht, und wo ihre irdischen Reste die geziemende Verehrung finden.

[10]) Josef Schöpf wurde im Jahre 1745 zu Innsbruck geboren und lernte bei Josef Bergler zu Salzburg. Besser als in seinen Oelgemälden ist sein Kolorit in den von ihm ausgeführten Fresken, unter welchen das Plafondgemälde an dem Portale der Johanniskirche auf dem Inrain zu Innsbruck besondere Erwähnung verdient. Er starb im Jahre 1822.

Eine Glocknerfahrt.

[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] immer reichlicher [illegible], und deren [illegible] [illegible] von [illegible] [illegible] und jedwedem andern Gedeihen sich kundgab. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und ihr folgte eine junge, hoch-[illegible], die das [illegible] [illegible] von dem Thore [illegible], es [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] jede Unterstützung der Dürftigen [illegible]. Sie ging [illegible] [illegible], daß ihr Niemand nahen durfte, selbst [illegible] [illegible], und [illegible] die Noth mit ihren eigenen [illegible] [illegible]. Bei [illegible] Gelegenheit geschah es, daß ihr eines Tages der [illegible] [illegible] begegnete, sie [illegible] anfuhr und wissen wollte, was [illegible] trage. [illegible] der [illegible] sagen, durch ein Wunder des [illegible] [illegible] in [illegible]. Da [illegible] der Ritter, der [illegible] [illegible], und jagte sie aus dem Hause. [illegible] das bisherige Glück in jeder Art [illegible] dem Schlosse. [illegible] mißlangen und keine [illegible]. [illegible] Herr und Frau zu spät, wel-[illegible] mitleidvolle bei [illegible] wollte, [illegible] der Andacht obzuliegen, da [illegible] in die Höhe, und [illegible] da — diese blieb zum Zeugniß ihres [illegible] in der Luft [illegible]. Von [illegible] Zeit [illegible] schwer die Dame [illegible] der verstoßenen Magd; [illegible] mit ihrem Erscheinen kehrte auch [illegible] ein und blieb bis Rothburga starb, [illegible], und als sie auf dem Sterbebette lag, da [illegible], es möge ihre Leiche auf einen Wagen gelegt und [illegible], wohin ihn ein Gespann ungebändigter Ochsen ziehen würde. Man that wie sie gewollt, das wilde Gespann nahm seinen Weg durch den Inn, dessen [illegible] rechts und links stille standen und den Wagen ungefährdet [illegible], und hielt endlich erst auf der Höhe des [illegible], wo jetzt die ihr [illegible] geweihte Kirche steht, und wo ihre [illegible] die geze-[illegible] Verehrung [illegible].

[illegible] [illegible] wurde im Jahre 1745 zu Innsbruck geboren und lernte bei [illegible] in Salzburg. [illegible] in seinen Oelgemälden ist sein Kolorit [illegible], unter welchen das Plafondgemälde in dem [illegible] zu Innsbruck besondere Erwähnung [illegible]. Er starb im Jahre [illegible].

Eine Glocknerfahrt.

Fort über Berge, Seen und Ströme
Ging's nun, das Fabelreich zu schau'n,
Wo finst're Wolkendiademe
Des Atlas Riesenstirn umgrau'n.

F. v. Matthisson.

Vorwort. Abreise von Wien. Der Semmering. Bruck. Leoben. Schladming. Die Klamm. Hofgastein. Wildbad-Gastein. Besteigung des Gamskarkogels. In und um Gastein. Ketschachthal. Auf der Stans. Bucheben. Tauernhaus. Das Hochthor. Heiligenblut. Die Leiterhütte. Besteigung des Großglockners. Der Leitergletscher. Die Hohewarte. Die Adlersruhe. Erster Gipfel. Hauptgipfel des Großglockners. Rasttag in Heiligenblut. Exkursion auf den Pasterzengletscher. Von Heiligenblut nach Fusch. Fehrleiten. Dorf Fusch. Zell am See. Saalfeden. Salzburg.

Wieder war die Ferienzeit gekommen und mit ihr meine Furcht vor einer sechswöchentlichen Ruhe. Nun gibt es zwar viele redliche Leute, bei denen Ferien und Nichtsthun zusammengehörige Begriffe sind, und die die Ferien nur deshalb als die angenehmsten Zeiträume des Jahres ansehen, weil sie solche mit Nichtsthun würdig auszufüllen im Stande sind. Diese Ansicht ist Geschmackssache, und wenn ich ihr nicht anhänge, so verdiene ich hierüber eben so wenig Tadel als Jene, die ihre Ferien allenfalls verschlafen, wozu sie, etwa aus Erholungsgründen, berechtigt sind. Kurz, ich meines Orts fürchtete die Ruhezeit, und hatte mir deshalb in meiner Wohnung vorsorglich eine Last von Büchern zusammengetragen, zu deren Lektüre und Studium, nicht die gefürchteten sechs Wochen allein, sondern noch zwei bis drei Jahre mehr erforderlich gewesen wären. Als dann die Ferienzeit wirklich eintrat, las ich in der That in einem Tage mehr als sonst in einer Woche. Da aber keine andere ernstliche Beschäftigung diesem Lesen das Gleichgewicht hielt und ihm Reiz verlieh, so lief mein Geist gleichsam Sturm auf den Gegenstand meiner Lektüre, wodurch er sich den Genuß verdarb und mir die Augen blöde machte. Das um diese Zeit herrschende üble Wetter begünstigte wie natürlich diese Beschäftigungsweise ungemein.

So ward ich denn in meiner Ruhe immer unruhiger. Nur große Menschen vermögen es, der Zeit einen Inhalt zu geben; gewöhnliche verlangen, daß die Zeit diesen Inhalt mitbringe. Auch die Spannungen über die politischen Ereignisse des Tages hatten eben etwas nachgelassen, und nun freuten mich auch die langen Leitartikel in den Zeitungen nicht mehr — jene breitmäuligen politischen Kämpen, von denen jeder berufen ist, allein nur Recht zu haben und jeder Andersredende Unrecht. Die Russen, die um diese Zeit die Walachei und Moldau zu räumen begannen, ließen sich „aus strategischen Gründen" zu einer veränderten Aufstellung ihrer Streitkräfte herbei, und betrogen so die Türken um neue Lorberwälder und die aufhorchende Welt um viele pikante Neuigkeiten. Es wäre daher für mich nichts zu verlieren, sondern eher vieles zu gewinnen gewesen, wenn eine Fußpartie nach dem Schneeberge und in das Höllenthal, die ich mit meinem Freunde, dem Herrn Kanonikus H....., verabredet hatte, würde ausgeführt worden sein. Aber das Wetter, dessen unwirsche Launen kein Ende nehmen wollten, setzte sich unserem Projekte unablässig entgegen, bis wir es endlich gänzlich fallen ließen.

Dies geschah auf folgende Weise. Ich besuchte eines Tages meinen geistlichen Freund, und fand ihn wie gewöhnlich hinter einer mächtigen Barrikade von Büchern und Manuskripten am Schreibpulte; denn mein Herr Kanonikus ist, wie man weiß, Schriftsteller, und schreibt fortwährend interessante Bücher für fromme Magyaren. Er sah offenbar angegriffen aus, und eine auffallende Blässe deckte diesmal die Façade der Werkstätte seiner Gedanken. Seine stille, bienenfleißige Natur macht ihm Zeit und Arbeit zu identischen Dingen, und gestattet seinem Körper, den sie bloß als einen Gegenstand der Duldung betrachtet, keine anderen als nur die allgemeinsten Rechte. Diese Wahrnehmung machte mich auf die Zweckmäßigkeit aufmerksam, meinen gelehrten Freund auf einige Zeit seinen anstrengenden Studien zu entziehen, und ihn, durch den Genuß erfrischender Bergesluft und einen intensiveren Verkehr mit der Natur, mit neuen Kräften zu versorgen. Hiebei unterlief freilich etwas mein eigener Wunsch, einen mir noch unbekannten Theil unserer Alpen kennen zu lernen, und namentlich mein Verlangen den Pasterzengletscher zu sehen, der mir durch das

Werk der Gebrüder Schlagintweit über die östlichen Alpen, und durch meine eigenen Gletscherstudien so interessant geworden war. So kam es, daß ich meinem Herrn Kanonikus den Vorschlag machte, im Vereine mit mir, eine Exkursion in die Gasteiner- und Heiligenbluter Gebirge zu versuchen.

Noch sehe ich wie Se. Hochwürden, als ich dieses Projekt mit raschen Worten und in aller Einfachheit hinstelle, erst den Kopf bedenklich schüttelt, dann über die angebliche Extravaganz meines Vorschlages lächelt, nachher dessen Erläuterung begehrt, und diese mit sichtlichem Interesse entgegennimmt. Im Verfolge derselben hatte ich bald nicht mehr nöthig, viel von den Wundern und Freuden der Bergwelt, und von den heilsamen Wirkungen einer größeren Fußwanderung auf die Gesundheit zu sprechen. In weniger als einer Viertelstunde hatte ich seine Zustimmung gewonnen, aber nicht ohne daß ich den grausamen Vorwurf erdulden mußte: ich sei ein Verführer. Es ward sofort beschlossen, unseren Weg über den Semmering, über Bruck, Leoben und Rottenmann, dann durch das schöne Ennsthal nach Gastein zu nehmen, von da aus nach Heiligenblut zu wandern, und die Heimfahrt durch das Fuscherthal, über Zell am See, Berchtesgaden, Salzburg und Linz zu bewerkstelligen. Als Tag unserer Abreise ward, ohne weitere Rücksicht auf das Wetter, der 29. August festgesetzt.

Ich freute mich herzlich über diesen improvisirten raschen Beschluß, nicht nur weil er mir die gewisse Aussicht bot, meiner Ruhe auf vierzehn Tage los zu werden, sondern auch weil er mir einen positiven Genuß, und bezüglich meiner Studien manche erwünschte Belehrung versprach. Das Vergnügen, die Erholung, ward jedoch als der Hauptzweck unserer Exkursion oben angestellt, und deshalb geflissentlich keine jener Maßnahmen getroffen, die uns von diesem Zwecke hätten ablenken können, was auch mit Rücksicht auf die kurze Dauer der Partie um so mehr angezeigt schien. Was daher in wissenschaftlicher Beziehung zu gewinnen war, durfte nur nebenher erreicht werden. — Als ich dann später mit etwas mehr Ruhe über die ungewöhnliche Geschwindigkeit nachdachte, mit welcher H..... meinem Vorschlage sich anschloß, da wollte es mir scheinen, als ob er es hauptsäch-

lich mir zu Liebe that, worüber ihm dann mein Herz doppelt warme Empfindungen der Erkenntlichkeit widmete.

Dies trug sich ungefähr am 20. des Augustmonats zu, wornach noch etwa acht Tage übrig blieben, die ich zu den nöthigen Vorbereitungen für die Reise benützte. Erst bestellte ich bei Demmer ein Paar kostspieliger Bergschuhe, von deren Leistungen diese Erzählung später einen traurigen Bericht abstatten wird. Dann sorgte ich für eine gute Detailkarte jener Gebirgsgegend, und setzte alle erforderlichen Reiserequisiten in den besten Stand. So kam endlich der 29. August herbei, und mit ihm auch die gegründete Aussicht auf ein besseres Wetter. Nachdem noch der Abschied von den Meinen einen vorübergehenden Schatten in meine Seele geworfen hatte, flog der Eilzug um 7 Uhr Morgens mit uns von dannen.

Da die Erzählung, die nun folgen wird, kein pragmatisches Geschichtswerk werden soll, mit tiefen Blicken in die Vergangenheit und schlagenden Aufschlüssen über den Zusammenhang der Schicksale auf Erden, sondern bloß eine einfache Darstellung des Gesehenen und Erlebten, so wähle ich zu meinem Vortrage die chronistische Form, nämlich die eines Tagebuches.

Am 29. August 1854.

Als ich mich in einem Wagen der zweiten Klasse auf meinem Sitze gehörig etablirt hatte und mich um meine Nachbarschaft umsah, fand ich mir gegenüber einen F. v. S., Hofrath bei irgend einem Ministerium, und mir zur Seite dessen Tochter, ein blühendes Fräulein mit reichen Ringellocken, einem gewissen Fettglanz im Gesichte, und etwas profusen Dimensionen um den Nacken und den angrenzenden, etwas tiefer liegenden Theilen des Körpers. Sogar ihr Blick hatte gewissermaßen etwas Substantielles, Oelartiges an sich, was ihm eine eigenthümliche Milde verlieh. Doch das Alles kümmerte mich an sich wenig, und ich sage es nur im Vorbeigehen. Ihr Papa aber zeigte in seinen Reden sehr viel Bestimmtheit und Selbstbewußtsein, und schien die Hauptstärke seiner Dialektik in Behauptungen gefunden zu haben. Obgleich er stets nur Cigarren rauchte, so führte er dennoch einen herrlichen, goldgestickten, persischen Tabaksbeutel mit sich, den er für den Fall,

als er unversehens etwa in Graz oder Laibach eine Pfeife rauchen sollte, vorsichtshalber immer vor sich auf den Knieen liegen hatte. Bis nach Baden pries ich diesen Beutel zweimal und wollte dies später noch einmal thun, wurde jedoch daran durch den Umstand verhindert, daß in der genannten Station unser Wagen zurückblieb, wodurch wir bei der Uebersiedlung in andere Wägen von unserer bisherigen Reisegesellschaft und von dem schönen persischen Tabaksbeutel getrennt wurden.

Ich bedauerte übrigens den Verlust dieses Wagens auch noch deshalb, weil ich darin einen Platz auf der linken Seite inne hatte, was sehr nothwendig ist, wenn man nachher von den Semmeringbauten irgend etwas zu Gesicht bekommen will. In dem neuen Wagen mußte ich mich mit einem Sitze auf der rechten Seite begnügen, was sich jedoch später dadurch ausglich, daß ich in Gloggnitz für die Bahnstrecke über den Semmering eine Karte für die erste Wagenklasse löste, wo ich mich der Gesellschaft eines sehr artigen Franzosen erfreute, der den Berg bereits zum vierten Male passirte, um sich seine Wunderbauten desto deutlicher zu imprimiren.

Der Wagen, nach welchem wir in Baden übersiedelten, hatte eine bei weitem dichtere und verschiedenartigere Bevölkerung. Da gab es k. sächsische Bergbeamte mit seltsam horizontalen Mützenschirmen, hohen steifen Halsbinden und singender Sprache — allerlei Offiziere, welche Romane lasen, worunter Paul und Virginie, endlich eine aus fünf Personen bestehende englische Familie, in deren Mitte mir das Fatum einen Platz anwies.

Und es war eine ganz nette Familie. Das Haupt derselben, ein stattlicher Gentleman, in den Fünfzigen stehend, hatte ein offenes, wohlwollendes Gesicht, und schien, sowohl nach dem etwas deklamatorischen Ton seiner Reden, als auch nach einigen seiner Bemerkungen zu schließen, dem geistlichen Stande anzugehören. Ein nicht minder stattliches und behäbiges Aussehen zeigte seine Frau, die, die Möglichkeit einer Irrung zugegeben, durch eine zarte Blüthe auf Nase und Wangen, als eine nachdrückliche Gönnerin des Weinbaues sich auswies. Die übrigen drei Mitglieder der Familie waren Miß Jenny, Miß Betty und Miß Mary — ich vermuthe nämlich, daß sie so hießen — die Töchter jener Beiden. Miß Mary, augenscheinlich die Jüngste unter ihnen, ist

etwa achtzehn Jahre alt, von großer Schönheit, hat etwas trotzige Augen, und spricht französisch mit ziemlicher Geläufigkeit und Reinheit; — Miß Betty, die ihr im Alter zunächst steht, ist gleichfalls sehr hübsch und lacht viel; — Miß Jenny endlich, ein freundliches Geschöpf mit einem mehr interessanten Gesichtchen, hat schwache Augen und trägt deshalb Brillen mit immensen grünen Gläsern, die sich, aus einiger Entfernung betrachtet, wie große finstere Höhlen im Kopfe ausnehmen. Niemand aber in dieser ganzen Familie zeigte in seinem Benehmen eine Spur jener sprichwörtlichen englischen Steifheit und Abgeschlossenheit, die die Söhne und Töchter Altenglands auf Reisen gewöhnlich so widerwärtig macht.

Daß sich unter solchen Umständen eine lebhafte Konversation leicht entwickeln konnte, ist erklärlich; ja es nahm dieselbe sogar recht bald einen fröhlichen, scherzenden Charakter an. Die gleiche Kleidung der drei Misses veranlaßte mich zu der Bemerkung, daß diese Fräulein uniformirt seien und sicherlich demselben Regimente angehören. Und es sei ein schönes Regiment, so fuhr ich fort, in welchem nicht leicht jemand ungerne dienen möchte, und zu dessen Besitz ich seinem Chef nur gratuliren kann; auch sehe ich im Geiste den Zeitpunkt schon ganz nahe, wo sich in England die Offiziere für dieses Regiment finden, und es in einzelne Kompagnien theilen würden. Dieser Scherz ward laut belacht, worauf Miß Jenny meine englische Aussprache lobte, was ich jedoch als ein, bloß ihrer Güte entstammendes, Kompliment erklärte. Mit Papa sprach ich auch über Politik; er behauptete: nichts sei natürlicher als die Allianz zwischen Oesterreich und England, denn Oesterreich bedürfe der Fabrikate Englands, und England kaufe die Naturalien Oesterreichs. Da dieser Standpunkt der Betrachtung mir etwas zu hoch und sublim erschien, um meinem scharfsinnigen Gentleman darauf folgen zu können, so ließ ich dieses Thema lieber fallen, und wendete mich zu den Damen, die eben das Thema behandelten, daß allein in der deutschen Sprache die Sonne des weiblichen und der Mond des männlichen Geschlechtes sei, da doch, so meinte Miß Betty, die der deutschen Sprache ein besonderes Interesse abgewonnen zu haben schien, diese Vertheilung mit der Macht und Weltstellung der benannten beiden Geschöpfe im Widerspruch stehe. Hierauf erwiederte ich, daß die deutsche Sprache

hierin logischer verfahre als jede andere, denn mit Grund sei die Sonne bei uns weiblichen Geschlechtes, da sie Licht und Wärme über die Welt verbreite, und was den Mond anbelange, so sei auch der mit Recht ein Mann, denn gewiß wäre es unschicksam für eine Dame, sich so oft zur Nachtzeit außer dem Hause sehen zu lassen, wie dies eben bei dem Monde der Fall. Diese wohlfeilen Witze wurden enorm belacht, was denn auch auf die Verdauungsorgane dieser Familie so drastisch einwirkte, daß sie im Mürzthale, als ich eben die Schönheit der Gegend ihrer Aufmerksamkeit empfahl, nach ihrem Havresack griff, aus seinem Innern einen gebratenen Kapaun hervorzog, ihm mit blanken Waffen zu Leibe ging, und so rasch den Garaus machte, als stünde Altengland mit dem Geschlechte der Hühner, einer alten ungesühnten Schuld wegen, in dem schauerlichsten Verhältnisse der Blutrache. Auch ich mußte, alles Sträubens ungeachtet, an dem Vernichtungswerke Theil nehmen, zu welchem Ende mir ein sonst höchst delikater Flügel von beträchtlicher Größe dargeboten wurde. Als der Rachedurst — man könnte hier Rachehunger sagen — gesättigt war, gefiel Allen die Gegend vortrefflich, wobei noch nachträglich den vorzüglichen Eigenschaften des Wiener Milchbrotes, das, als wäre es ein naher Verwandter des armen Kapauns, mit diesem gleichzeitig geopfert worden war, rühmend erwähnt wurde.

Die Bahn über den Semmering ist ein Werk von einer Kühnheit und Großartigkeit, das alle meine Vorstellungen weitaus übertraf. Von Gloggnitz weg führt die Trace auf einem großen Umwege, allmälig ansteigend, erst gegen Payerbach zu, wendet sich hier auf dem Boden des Thales, erhebt sich sofort auf die andere Seite der Thalwand, und klimmt dann in unzähligen Serpentinen, die durch eine Zahl kleinerer Thäler bedingt werden, bis zur Höhe empor. Bald hängt sie an senkrecht abstürzenden Felswänden hoch in der Luft, und läßt den Blick dicht nebenan in schwindlige Tiefen sinken, bald durchbohrt sie die Masse des entgegentretenden Gebirges, als hätte sie, die eine Tochter des Lichts, eine Freude daran, sich in die tiefste Finsterniß zu hüllen, — bald schwebt sie wieder auf dem Rücken eines stolzen Baues, der in zierlichen, zwei- bis dreifach übereinander gestellten Bogenreihen eine tiefe Bergschlucht übersetzt. Hier folgt ein Tunnel nach dem anderen,

eine Brücke nach der anderen; nicht die Breite eines Fußes findet sich, die nicht ein größeres oder kleineres Hinderniß zu überwältigen gebot. Die oft meilenlangen Mauern, mit denen die Bahn gegen die Tiefe zu gesichert werden mußte, überfliegt der Blick nur zu oft mit Unrecht, weil sie keine Formen zeigen, die das Auge fesseln, und Gleiches widerfährt den mühevollen Absprengungen des Gesteins, von deren Umfang die vielen Flecken auf den grauen Kalksteinwänden ein oft sehr großartiges Zeugniß liefern. — Bis jetzt kennt die Welt keinen größeren Sieg des menschlichen Geistes und der menschlichen Thatkraft über die Hindernisse der Natur, als die Eisenbahn über den Semmering.

Aber nicht bloß großartig ist dieses Werk, es ist auch schön zugleich; alle Konstruktionen an Häusern, Viadukten, Tunnels u. s. w. genügen nicht allein ihren materiellen Zwecken, sondern sie erfreuen auch den ästhetischen Sinn durch die Leichtigkeit und Anmuth der Verhältnisse. Die Viadukte in der kalten Rinne und im Adlitzgraben überraschen eben sowohl durch die Kühnheit und Seltsamkeit der Anlage, als durch den vollendeten Geschmack ihrer Architektur. Dabei trägt Alles den Stempel der Festigkeit und Dauerbarkeit in so ausreichendem Maße, und die Fahrt selbst geht mit so viel Ruhe und Sicherheit vor sich, daß auf natürlichem Wege wohl nirgends ein Gefühl von Unbehagen über die Gefährlichkeit der Bahn entstehen wird. Wem vor einem Blicke in die Tiefe graut, der nenne die Bahn deshalb noch nicht gefährlich, denn sonst müßten alle Wohnungen in höheren Stockwerken als gefahrdrohend bezeichnet werden, weil es Diesem oder Jenem schwindelt, wenn er von ihren Fenstern hinab in die Straße sieht.

Endlich ist diese Bahnstrecke auch in landschaftlicher Beziehung von größtem Interesse. Sie führt ins Hochgebirge hinauf, und zeigt demnach alle Reize einer großartigen Bergwelt. Da liefert jeder Augenblick ein neues, fesselndes Bild; bald sind es die wilden, in bizarren Formen sich gefallenden Klippen des hier herrschenden Kalks, bald ist es die ungeheure Masse des Gebirges, bald wieder der Blick auf grüne, sonnige Matten von dunklem Wald umschlossen, bald die weite Fernsicht in das ebene duftige Land hinaus, die das Auge in raschem Wechsel beschäftigt und erfreut. Schöne Punkte sind vor allen die Schwarzau, das Schloß Klam, und einige andere, die ich nicht näher zu bezeich-

nen weiß. Und so vereinen sich denn hier Natur und Kunst, um in dem Geiste des sinnigen Beschauers einen Eindruck hervorzubringen, den er mit Bewunderung empfängt und gewiß mit Liebe zu bewahren suchen wird.

Um 12 Uhr Mittags geschah unsere Ankunft in Bruck, wo wir, nach einem freundlichen Abschiede von unserem britischen Gentleman und all den Seinigen, den Train verließen.

Ein günstiger Zufall wollte, daß wir gleich am Bahnhof dasjenige fanden, was wir jetzt suchten, nämlich eine passende Gelegenheit für die Weiterreise nach Leoben. Sie bestand in einer einspännigen, etwas verkommen aussehenden Kalesche, mit einem guten kräftigen Pferde, das uns in weniger als zwei Stunden nach Leoben brachte, wo wir Mittagsstation hielten, und etwa um $^1/_2$4 Uhr weiter fuhren.

Leoben hat eine überaus reizende Lage, die sich von der Anhöhe westlich des Städtchens, über welche die Straße hinaufzieht, in besonders günstigem Lichte zeigt. Dieser und noch viele andere Punkte, die unseren Beifall fanden, wurden mit Gesang begrüßt und durchfahren. Nichts kann lieblicher sein als diese Thallandschaften der oberen Steiermark. Keine übergewaltigen Bergkolosse und einförmig hinstreichenden Kämme hemmen da das Licht; starre pralle Felswände unterbrechen nur selten das dunkle Grün der Wälder oder die bunte Anmuth der meist reichbebauten Thalseiten, und noch seltener verdüstern breite und mißfärbige Mauerbrüche und Schutthalden die Fröhlichkeit des landschaftlichen Bildes. Schmucke Dörfer in großer Zahl beleben den Thalgrund, und nicht leicht wird das Auge irgendwo jene hohen rauchgeschwärzten Schornsteine vermissen, unter denen rüstige Cyklopen jenes Eisen hämmern und verarbeiten, das unter den Produkten der Monarchie eine so hohe und wichtige Stelle einnimmt. Von den Berghängen aber schauen zerstreute Bauernhöfe in Menge, und hie und da auch wohl eine alte verwitterte Burg freundlich ins Thal herab. Ein nie abbleichendes Grün deckt allenthalben die Höhen und Tiefen, weßhalb die Steiermark nicht ohne Grund der Smaragd in der Krone Oesterreichs genannt werden kann. — Um 5 Uhr erreichten wir St. Michael, wo sich das Liesingthal mit jenem der Mur vereinigt. Schon hatten sich die Schatten des Abends dicht über das stille Thal gelagert, als wir die Station Kalwang erreichten, wo wir bis zum nächsten Morgen blieben.

Am 30. August führte uns der Eilwagen weiter, der um 7 Uhr Morgens in Kalwang eintraf. Die Stunde konnte keine bessere, der Morgen kein schönerer, und das Land umher nicht reizender sein. Mit diesen erfreulichen Umständen stand denn auch unsere Stimmung im rechten Gleichgewicht. Ueberdies traf es sich, daß wir den Beiwagen, der uns zugewiesen wurde, mit niemand zu theilen hatten, so daß wir uns nach Belieben breit machen, und eben so benehmen konnten. Wir ließen den Wagen zurückschlagen, und genossen in vollen Zügen der frischen, köstlichen Luft und der herrlichen Natur. — Dies änderte sich erst in Rottenmann, wo uns zwei Studenten aus München zugesellt wurden, die jedoch in nichts die Heiterkeit des Tages verdarben. Sie erzählten uns viel von dem steigenden Ansehen Oesterreichs im Reiche, von den Sympathien, die es sich allenthalben in Deutschland durch seine Haltung in der orientalischen Frage erworben, und von der Unzufriedenheit des baierischen Volkes über das Benehmen seiner Regierung seit der Bamberger Konferenz. — In Lietzen, wo wir das schlechteste Diner zu uns nahmen, das mir noch je vorgekommen, lernten wir die übrigen Mitglieder unseres Eilwagenkurses etwas näher kennen. Erst einen Freiherrn von B****, der einstens in österreichischen Diensten gestanden, es darin bis zum Oberlieutenant in einem Dragonerregimente gebracht, und nun schon seit Jahren zu Breslau lebt. Er ist ein etwas alter Knabe, sehr artig in seinem Benehmen, soldatisch in seiner Haltung, und führt mehr Bart auf seinen Wangen, als ein k. k. Offizier vor dem Jahre 1848 ohne Neid betrachten konnte. Mit ihm reiste seine Gemahlin, eine ernste, stille Dame, die ohne Zweifel mehr dachte als sie sprach. Auch zwei Engländer fanden sich vor, blonde, etwas trockene Bursche, von denen einer mich um Nachrichten über Sebastopol fragte; er hatte in Varna die versammelten Flotten und die Einschiffung der alliirten Truppen gesehen; aber er hatte einige Jahre vorher auch Sebastopol besucht, sprach mit Achtung von der bedenklichen Stärke dieser Festung und von den großen Opfern, die ihre Einnahme den Alliirten kosten würden.

Wie fuhr sich's herrlich in dem wunderschönen Thale, das uns aus seinen smaragdenen Wiesengründen, aus seinen Büschen und Wäldern,

seinen freundlichen über Berg und Thal hingestreuten Dörfern, aus seinen Burgruinen und Schlössern, so traulich anzulachen schien, als hätte es eben heute eine besondere Freude daran, uns alle seine Reize zu enthüllen! Nur Altvater Grimming, der seinen alten Platz hinter Steinach noch immer nicht verlassen hatte, sah etwas trotzig ins Thal herunter, als wollte er sagen: das rührt mich Alles wenig, — für mich ist's ein alter Spaß! — Fast schneller als es uns lieb war kamen wir in Steinach an, wo wir den Eilwagen, der nach Aussee und Ischl weiter fuhr, im Stiche ließen, und mit der ordinären Post den Weg in das obere Ennsthal einschlugen. Und es ging ganz lustig vorwärts, erst an dem schönen, stolzen Schlosse Neuhaus *) vorüber, dann mit den grotesken Felszinken des Grimmingkammes zur Seite, bis wir bei Sonnenuntergang, als eben die Spitzen der nahen Berge sich an den letzten Strahlen der Sonne dunkelroth entzündet hatten, den schönen Markt Gröbming erreichten.

Gröbming liegt auf einer ziemlich hohen und etwa eine halbe Stunde breiten Terrasse der linken Thalseite. Hat nun die Straße nach Schladming dieses Dorf passirt, so tritt sie bald an die Thalwand hervor, senkt sich längs derselben allmälig zur Enns herab, und gestattet so dem Blicke lange Zeit die freie Aussicht in das reichbebaute herrliche Thal. — Noch ehe das letzte Abendroth verklang, hatte das Mondlicht so viel Kraft gewonnen, um überall hin seinen stillen, träumerischen Schimmer auszugießen. Jetzt wurde der Ernst der Alpenwelt noch ernster; zur rechten Hand erhoben sich, steil und zerrissen, die weißen Kalkmassen des Dachsteins gleich drohenden Riesen, indeß die Berge links auf der Schattenseite des Thales wie schwarze Basaltmauern herniedersahen. Da wendete sich der Sinn gerne einwärts in die eigene Brust, und hielt manchen innigen Gedanken an die fernen Lieben fest.

Wir erreichten Schladming um ½10 Uhr Abends, fanden hier ein treffliches Souper und ein gutes Nachtquartier, und schliefen köstlich bis um 4½ Uhr des nächstens Morgens. **)

---

*) Auch Trautenfels genannt.

**) Die früheren Schicksale von Schladming sind zu eigenthümlich und interessant, als daß ich ihrer hier nicht in Kürze erwähnen dürfte. Wohl schönere

Am 31. August.

An diesem Tage galt es bis um 1 Uhr Nachmittags die Poststation St. Johann im Pongau zu gewinnen, um uns daselbst dem von Salzburg nach Gastein führenden Eilwagenkurse anschließen zu können. Dies war der Grund unseres frühzeitigen Aufbrechens von Schladming. Und wieder begünstigte uns der Himmel mit dem schönsten Wetter; nur war es etwas kalt, so zwar, daß dicker Reif sich sehen ließ, und wir unsere Mäntel hervorholen mußten. Später, gegen Mandling zu, fiel leichter Nebel ein, der über dem Boden des Thales hinzog, und uns etwa eine Stunde lang unausgesetzt das Schauspiel eines vor uns schwebenden Nebelbogens darbot. Ich hatte früher nie noch einen solchen Bogen gesehen, der ein Analogon des Regenbogens ist, und, nur wegen der geringeren Fähigkeit der Nebelbläschen das weiße Sonnenlicht zu zerlegen, ein schwaches, undeutliches Kolorit zeigt. Die obere Hälfte des Bogens hatte eine blaßgelbe und die untere eine bräunliche Färbung, doch waren beide Nuancen kräftig genug, um den Bogen selbst aus der übrigen Nebelmasse deutlich herauszuheben.

Zeiten sah einst dieser Ort als er noch eine Stadt war, und der Bergbau in der Umgebung in weit größerem Umfange und mit lohnenderem Erfolge betrieben wurde, als es jetzt geschieht. Dies war namentlich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte der Fall, und eine Zahl höchst werthvoller Privilegien spricht von der Achtung, die man damals dem Reichthume und dem Gewerbfleiße dieses Gemeindewesens zollte. Aber Reichthümer, Rechte, und noch mehr als dies, ging in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kläglich zu Ende, als die von dem Protestantismus unterwühlte Stadt mit den rebellischen Bauern des Erzstiftes Salzburg gemeinschaftliche Sache machte. Da geschah es im Jahre 1525, daß eine ansehnliche Abtheilung kaiserlicher Truppen, die, dem Gelöbniß der Treue und Unterwürfigkeit von Seiten der Einwohner vertrauend, die Quartiere bezogen hatte, von den Schladmingern nächtlicher Weile überfallen und hingewürgt wurde. Des nächsten Tages wurden 32 Edelleute, die bei dieser Gelegenheit in Gefangenschaft gerathen waren, von den Aufrührern öffentlich enthauptet. Schrecklich war die Rache, die bald darauf der kaiserliche General Graf Niklas Salm über die treulose Stadt verhängte. Zuerst von allen Seiten eingeschlossen, wurde sie verbrannt und dann von Grund aus zerstört. — Neue Ansiedler erbauten später auf den Trümmern ein neues Schladming, dem es erst nach fast hundert Jahren gelang, das Marktprivilegium zu erwerben.

Das Ennsthal, das schon bei Gröbming sich bedeutend verengt, preßt sich hinter Schladming vollends zu einem langweiligen Paß zusammen, der erst vor Radstadt in eine überaus freundliche, mit Ortschaften und einzelnen Bauernhöfen dicht besäete Thalweitung übergeht. Als wir uns Radstadt näherten, verzog sich allmälig der Nebel, und ließ uns der schönen Aussicht in vollem Maße froh werden. Die Stadt liegt auf einer mäßigen Anhöhe inmitten des Thales, war einst mit Ringmauern und Gräben, wovon noch Spuren sichtbar sind, umschlossen, und besitzt einige hübsche Gebäude aus der alten, erzbischöflichen Zeit. — Nach kurzem Verweilen setzten wir von hier um 9 Uhr unsere Reise gegen St. Johann fort. Hinter Altenmarkt öffnete sich uns linker Hand der Blick gegen die Flachau, ein zu dem Kamme der Radstädter Tauern aufsteigendes Thal, aus dessen Hintergrund ein breites, an der Riffelwand hängendes Schneefeld herabblickte, indeß rechts, gegen Hüttau zu, der südliche Abfall des Tennengebirges seine kahlen, wildschönen Klippen gegen den blauen Himmel hebt. Hier steigert sich mit einem Male um ein gutes Stück der stille, feierliche Ernst der Alpenwelt, was später vor Wagrein noch mehr der Fall ist, wo durch die, nach Südwest gerichtete Thalöffnung ein wahrscheinlich den Fuscherbergen angehöriges Eisfeld sich sehen läßt. Die Wasserscheide zwischen dem Enns- und Salzachthale übersetzt die Straße durch einen tiefen Einschnitt in dem Gebirge, auf eine kaum merkliche Weise, und zieht dann, von Wagrein angefangen, durch das Kleinarlthal, eine tief eingeschnittene Schlucht, nach dem Markte St. Johann.

Obgleich wir dieses Dorf erst um ½2 Uhr Nachmittags erreichten, so war der Eilwagen doch noch nicht angekommen, was uns die erwünschte Gelegenheit gab, unser Mittagmahl in Ruhe einzunehmen. Vorher noch genossen wir den Spaß, einen alten, halb orientalisch gekleideten Bojaren, der vor dem Wirthshause saß und aus seiner türkischen Pfeife rauchte, von den herumlungernden Leuten als einen chinesischen Grafen bezeichnen zu hören. Er sah wohl gewissermaßen chinesisch aus, hatte einen langen grauen Bart, trug einen schmutzigen, buntfärbigen Gürtel und einen pelzverbrämten Kaftan, doch fehlte der lange Zopf, und alle die anderen Kleinigkeiten, durch die sich eben ein Bojar aus Bukarest von einem Sohne des himmlischen Reiches unterscheidet. —

Als dann der Eilwagen anlangte, fand ich unter seinen Passagieren das Fräulein T**** aus Graz, eine alte, werthe Bekannte, die eben eine große Rundreise durch Ungarn, das Banat, Siebenbürgen, die Bukowina, Galizien, Mähren und Oesterreich vollendet hatte, und nun nach Gastein eilte, um sich daselbst von den Mühen dieser langen Fahrt wieder zu erholen.

Als wir weiter fuhren, traf es mich, im Coupé des Hauptwagens neben Fräulein T**** zu sitzen, was mir in der That viele Freude machte. Ein oftmaliger Aufenthalt in Gastein hatte sie mit der Gegend, die wir jetzt durchzogen, vollkommen bekannt gemacht, so daß sie mich auf jeden interessanten Punkt im voraus aufmerksam machen konnte, was sie denn auch, bei ihrer leidenschaftlichen, fast sentimentalen Liebe zur Natur, mit edlem Eifer und ansprechender Beredsamkeit that. Und diese Beredsamkeit hatte hier ihren vollen Grund; es ist das grünste, freundlichste Land der Welt. Keine der geringsten Zierden des Pinzgaues ist der Fall der Gasteinerache bei Lend, der, von der Straße unten sichtbar, an sich und durch seine Umgebung, ein pittoreskes Bild von großer Schönheit liefert. Mit diesem Sturze befreit sich die Ache aus den Umarmungen der Klamm, eines grauenhaften Felsenschlundes, der die Mündung des Gasteinerthales bildet, und dessen nähere Bekanntschaft wir wenige Momente später machen sollten.

In Lend, wo einer der Passagiere den Eilwagen verließ, verlor ich meinen Platz neben Fräulein T**** und erhielt einen andern im Beiwagen, neben dem Herrn Kanonikus und zwei Studenten aus Leipzig. — Gleich bei Lend verläßt der Weg nach Gastein das Pinzgau oder Salzachthal, hebt sich erst steil aufsteigend auf die Thalwand empor, und biegt dann, dicht ober dem vorerwähnten Wasserfalle, in die Klamm ein, längs deren senkrecht aufsteigenden, oft sogar überhängenden Felswänden er sich mühsam fortwindet. Die Berge bestehen hier aus Gneiß, und in dieses dichte Gestein mußte die Straße, etwa eine halbe Meile lang, eingeschnitten werden. Diese Felsmauern, deren Schichten durchweg von Osten gegen Westen streichen, und gegen die Centralkette zu, d. h. auf ihrer südlichen Seite, unter einem Winkel von beiläufig 30 Graden gehoben sind, steigen in fast vertikaler Richtung 1500—2000 Fuß hoch empor, und stehen sich so nahe, daß ihre

Oeffnung wohl an den meisten Stellen mit einem Steine überworfen werden kann. Und auf dem Boden dieses Schlundes braust die in weißen Schaum aufgelöste Ache, nicht anders als beeile sie sich, diesen, einer finsteren Laune der Natur entsprossenen Abgrund so schnell als möglich zu verlassen. Der Schneckengang unserer Wägen machte das Absteigen zulässig, wodurch wir dieses wunderbare Kuriosum der Natur erst recht ins Auge fassen konnten. Diese kleine Promenade und eine kurze Untersuchung der anstehenden Gesteine verschaffte uns die Bekanntschaft eines Mannes, der zu den Passagieren unseres Eilwagens gehörte, und nachher in der Geschichte unserer nächstfolgenden Tage eine Hauptrolle zu spielen berufen war. Aus seinen kurzen Aeußerungen über den muthmaßlichen Ursprung des Gneißes und Glimmerschiefers sprach eine mehr als gewöhnliche Kenntniß der Naturwissenschaften, und aus der Art, wie er sie vortrug, offenbarte sich ein klarer, gebildeter Geist, was ihn mir alsbald zu einem Gegenstande warmen Interesses machte. Er war, seiner deutschen und französischen Aussprache nach zu schließen, offenbar ein Engländer, doch gewiß einer von der besten Sorte, denn auch sein Gesicht trug einen offenen, wohlwollenden Charakter, und sein Auge den Ausdruck von Freundlichkeit und Güte. Er frug uns wohin wir gingen, und als wir ihm Heiligenblut als das Ziel unserer Reise bezeichneten, erwiederte er, daß er nicht minder die Absicht habe nach Heiligenblut zu gelangen, und daß er uns, wenn wir einwilligten, bis dahin seine Gesellschaft anbiete, den Fall vorausgesetzt, daß er in Gastein gewisse Briefe fände, die er dort mit Bestimmtheit erwarte. Wir hatten keinen Grund diesen Antrag abzulehnen, doch legten wir ihm vor der Hand keine besondere Bedeutung bei, da wir schon des nächsten Morgens Gastein zu verlassen gedachten.

Hat man die Klamm hinter sich, so öffnet sich das Thal allmälig, und erreicht bei Hofgastein sogar die Breite von einer Viertelstunde, was für ein Hochthal schon etwas sagen will. Als wir Dorfgastein passirten, ging die Sonne eben unter, und ihre letzten Strahlen vergoldeten die höheren Regionen des Gebirges; Hofgastein aber sahen wir nur mehr beim Scheine des Mondes und der aufgezündeten Lampen und Kerzen, die durch die Fenster manch stattlicher Gebäude, Gasthöfe, Kaffeehäuser und Privatwohnungen lustig hervorblitzten. Als wir endlich

auch Hofgastein verließen, hatte unter allen großen und kleinen Lichtern dieser Welt der Mond allein die Herrschaft, und sein Schimmer lag wie ein stiller, heiliger Gottesfriede über dem stolzen Prachtbau der Natur, dessen offene Hallen wir bewundernd durchfuhren. Mächtige Bergriesen, unter denen der 7700 Fuß hohe Gamskarkogel, der näher an Hofgastein stehende 7200 Fuß hohe Tennkogel, u. a. m. erheben ihre Häupter dicht neben dem Thale. Aus den Seitenthälern gucken nahe, weitgedehnte Eisflächen neugierig hervor, und nur das Rauschen stürzender Wässer zieht durch die Stille der Nacht. — Wenn das Gebirge schön und reizend ist bei Tage, so ist es zur Nachtzeit, und besonders bei hellem Mondlicht, von ehrfurchtgebietender, ergreifender Wirkung. Da zerstreuen die Farben und das unermeßlich vielfältige Detail das Auge nicht mehr; die Formen fließen in große, imponirende Massen zusammen, die dem Geiste ein deutlicheres Bild von der Größe der waltenden Naturkräfte und dem kolossalen Umfange ihrer Bildungen liefern. Die Nacht zeigt gleichsam die Contouren des Weltbaues in einfachen und kühn gezogenen Linien, während der Tag diese Umrißzeichnung mit Licht und Farben ausführt und alle Details hineinsetzt. Deshalb gehört die Nacht der Phantasie und der Beschauung, der Tag aber dem Auge und dem grübelnden Verstande an.

Etwa eine halbe Stunde vor Wildbad-Gastein erhebt sich die Straße auf die linke Thalwand, und läßt die kleine Ebene zwischen Hofgastein und Ketschach weit unter sich. Das Thal engt sich hier wieder zu einer tiefen Schlucht zusammen, und immer näher zieht der Donner des Gasteiner Wasserfalles, an dessen Ufern die kleine vielbesuchte Ortschaft mit ihrer berühmten Heilquelle liegt. Endlich blitzen die Lichter aus den beleuchteten Fenstern durch den Wald herauf, einige Augenblicke später rollt der Wagen über die Brücke, die ober dem wilden, dampfenden Kaktarakte hängt, und hält, unmittelbar nebenan, bei dem Hôtel Straubinger still, wo uns ein nettes freundliches Zimmer mit der Aussicht in das tiefere Thal angewiesen wird, und wo wir vorher die Fenster schließen müssen, um uns, über dem Toben des Wasserfalles, dem Kellner verständlich machen zu können. — Es war jetzt ½10 Uhr und eine halbe Stunde später saßen wir im Speisesaal soupirend, und

ich mit unserem Engländer in einer warmen Kontroverse über die Gletschertheorie begriffen.

Unsere späte Ankunftsstunde in Gastein machte sowohl die Aufnahme eines Führers für den nächsten Tag, als auch die Abgabe unserer überflüssigen Bagage an die Post, für ihre Spedition nach Zell am See, an diesem Abende unmöglich. Dadurch wurden wir zu dem Entschlusse bewogen, einen Tag in Gastein zu bleiben, und diesen Tag der Besichtigung des Badeortes und seiner interessanten Umgebungen zu widmen. Auch konnten mittlerweile die von unserem Engländer erwarteten, und bisher nicht eingetroffenen Briefe wirklich anlangen, und ihn dadurch in die Möglichkeit versetzen, die projektirte Bergpartie im Vereine mit uns auszuführen, was er eben so sehr zu wünschen schien, als uns seine Gesellschaft, nach den Erfahrungen, die wir bezüglich seiner Person bisher zu machen Gelegenheit hatten, angenehm gewesen wäre. — Wir verschoben daher alle weiteren Vorkehrungen über die Fortsetzung unserer Reise auf den nächsten Tag.

Am 1. September.

Der lärmende Wasserfall unter unserem Fenster hatte in der Nacht meine Träume so merklich zerstört, daß ich am Morgen die Nothwendigkeit des Aufstehens kaum begreifen konnte. Auch H..... schien in derselben Ungewißheit zu schweben, und in seinem Geiste einen Syllogism zu suchen, der unseren Zweifeln in diesem Punkte ein Ende machen konnte. Endlich schlug's 8 Uhr im Zimmer nebenan, was schnell etwas Klarheit in unsere Ansichten brachte, und uns aus den Betten jagte.

Bei der Toilette, die nun folgte, zeigte sich ein merkwürdiger Fall. Mein geistlicher Freund hatte nach einem Barbier geschickt, und siehe da! anstatt eines be-inexpressibelten Künstlers erschien eine etwas ältliche, in die gewöhnliche Landestracht gekleidete Dame, die in stiller Weise und mit zarter Hand allen überflüssigen Haarwuchs aus dem Gesichte des geistlichen Herrn entfernte.

Nach dem Frühstück im Kaffeesalon, wo ich, beiläufig gesagt, die Zeitungen fand, die in Wien am Morgen unserer Abfahrt ausgegeben wurden, mußte in Betreff der Verwendung des Tages etwas beschlossen werden. Ich wollte mich zu diesem Ende in unser Zimmer verfügen,

wo H..... sein Brevier las, als ich im Speisesaal einem Führer begegnete, der, mit Bergstock und Reisetasche versehen, offenbar im Begriffe stand eine Bergtour anzutreten. Auf meine Frage, was er vorhabe, gab er zur Antwort, daß er einen Herrn aus Wien, der ein Baron sei und auf Nr. 29 wohne, auf den Gamskarkogel führen werde. Diese Auskunft bestimmte rasch meinen Entschluß; ich eilte diesen Herrn aufzusuchen, und fand in ihm einen sehr artigen, gebildeten jungen Mann, in zierliche Steirertracht gekleidet, und eben im Begriffe seine Exkursion anzutreten. Unsere gegenseitige Bekanntschaft war bald gemacht; er nannte sich mir als den Freiherrn Karl von T***, und war so artig mir zu sagen, daß ihm unsere Gesellschaft bei der Besteigung des Gamskarkogels nur willkommen sein könne. Nun ging's rasch an die erforderlichen Vorbereitungen; H..... mußte sein Brevier bei Seite legen, ich meines Orts steckte die Füße in meine Demmer'schen Bergschuhe, die Kellner schleppten Schinken, Käse, Brot und eine große Flasche Gumpoldskirchner herbei, endlich wurden noch zwei tüchtige Bergstöcke acquirirt, und beiläufig um 10 Uhr die Bergfahrt angetreten.

Das Wildbad Gastein, dessen Lage wir jetzt zum ersten Male deutlicher überblicken konnten, liegt mitten auf jener steilen Senkung der Thalsohle, die die obere Thalterrasse von Böckstein mit der unteren von Hofgastein verbindet. In diese Senkung hat sich die Ache ein tiefes Bett eingeschnitten, durch das sie, in zwei größeren und vielen kleineren zusammenhängenden Absätzen, mit ungeheurem Getöse und unter höchst malerischer Wirkung in die Tiefe stürzt. Gastein selbst, das bereits 3023 P. F. über der Meeresfläche liegt, war einst ein armseliges Alpendörfchen, bis der steigende Ruf der Heilquelle die Spekulation herbeilockte, und eine Zahl, zum Theil elegant gebauter, Häuser entstehen ließ, die, über den unebenen und bewaldeten Boden des Thales zerstreut, der Ortschaft ein stattliches Aussehen verleihen und zu der pittoresken Wildheit der Umgebung einen freundlichen Gegensatz darbieten. Der Mittelpunkt des interessanten Badeörtleins ist ohne Frage das Gasthaus Straubinger, das schon seit 222 Jahren immer denselben Namen führt und immer derselben Familie angehört. Denn schon im Jahre 1632 erscheint Veit Straubinger als Besitzer der hiesigen „Taferne,“ die damals und bis vor etwa dreißig Jahren herab die Straubingerhütte hieß.

Aus dieser Hütte ist nun im Laufe der Zeit ein eleganter, weitläufiger Gasthof geworden, der, mit einem Lesekabinet und Billard ausgestattet, den wesentlichen Vortheil besitzt, zugleich das Badehaus zu sein. Der Hauptbeförderer des raschen Aufblühens von Gastein in jüngster Zeit ist unstreitig Se. kaiserliche Hoheit der Erzherzog Johann, Höchstwelcher sich, bei seinen häufigen Besuchen dieses Badeortes, eine schmucke Villa hierselbst erbauen ließ, welchem Beispiele bald auch andere Privaten nachfolgten.

Nach dem Gamskarkogel gibt es zwei Wege; der eine führt von Hofgastein aus zur Spitze, ist selbst für Saumthiere praktikabel, doch mit Rücksicht auf Badgastein der längere, indeß der andere zwar kürzer, aber dafür auch beschwerlicher ist. Wir wählten den zweiten.

Der Morgen war schön und warm, und es ging anfangs recht munter vorwärts. Nach einer halben Stunde erreichten wir das Kötschachthal, das am Ankogel unter Gletschern entspringt und nach kurzem Verlaufe in das Gasteinerthal mündet. Als wir den Bach überschritten, begann allsogleich das Steigen, u. z. plötzlich so steil und anhaltend, daß ich mir in kurzer Zeit vor Enghеit des Athems, unerträglicher Hitze, Trockenheit des Mundes und Mattigkeit kaum mehr zu helfen wußte. Ich entledigte mich meines allzu warmen Paletots, und als wir darauf eine halbe Stunde lang weiter gegangen waren, bemerkte ich, daß ich mein Reisetäschchen, worin sich alle meine Barschaft befand, in der Angst meines Herzens auf dem Grase vergessen hatte; der Führer mußte sich hinab bemühen, um es zu holen. Zuletzt wurde es mir gar ein wenig übel, so daß ich fürchtete, unverrichteter Dinge wieder nach Gastein zurückkehren zu müssen, in welchem Falle ich dann auch auf alle anderen kühnen Projekte und deren Ausführung hätte verzichten müssen. Stand es so mit meiner, von mir selbst so laut gepriesenen Fähigkeit im Bergsteigen? Noch den Tag vorher hatte ich zu H....., mit der ganzen Zuversicht selbstbewußter Ueberlegenheit gesagt: „Nehmen Sie sich zusammen, geistlicher Herr! — so ein Alpenjoch ist kein Spaß, und ein Gipfel noch weniger, und es kommt oft vor, daß manchen Menschen derlei Höhen, die sie erklimmen sollen, um etliche tausend Fuß höher dünken, als sie wirklich sind!" und dabei erzählte ich, wie ich einst, in den Alpen Vorarlbergs, drei hohe Joche an einem Tage überstiegen, und was

alles bei solchen Gewalttouren zu thun und was zu unterlassen sei. — Und nun war ich daran, bei der nächsten besten Probe zuerst zu unterliegen, und meine Ehre auf das Schlimmste zu kompromittiren. — Doch wenn vielleicht H..... damals über meine Schwäche triumphirte — was ich jedoch durchaus nicht voraussetze, — so fand er doch bald Gelegenheit sein Unrecht einzusehen. Ich war zwei volle Jahre lang nicht in die Berge gegangen, hatte während dieser Zeit bloß einige Hügel der nächsten Umgebung Wiens bestiegen, war etwas dicker und schwerer geworden, und mußte mich sonach erst wieder im Bergsteigen gleichsam akklimatisiren. Dies geschah indeß schon während dieser ersten Tour; denn als wir auf halbem Wege zum Gipfel neben der Remsacher Sennhütte kurze Zeit gerastet hatten, fühlte ich mich so wohl und leicht, als hätte ich immer nur auf den Bergen gelebt. Um 1 Uhr gewannen wir den Sattel, über den der Weg von Badgastein in das Großarlthal führt, und etwa anderthalb Stunden später betraten wir, nach einem sehr mühevollen Klimmen über steile, dürre Grasflächen, unwegsame Klippen und lockere Steinhalden, den Gipfel des Gamskarkogels.

Die erste und stärkste Empfindung, nachdem wir, d. h. Baron von T*** und ich, die Höhe erreicht, war die eines wüthenden Hungers. Ich konnte unmöglich das Eintreffen des geistlichen Herrn erwarten, den wir noch einige hundert Fuß unter uns im ausdauernden Kampfe mit den Schwierigkeiten des Lebens erblickten. Schnell wurden aus der Waidtasche des Führers die mitgebrachten Viktualien hervorgeholt, und mit einem Appetit genossen, wie ihn nur je, nach einem ziemlich mageren Frühstück, ein anstrengender, fünfstündiger Marsch zu Stande bringen kann. Bald kam auch H..... herbei, und hielt sich, des Fasttages wegen, an den Käse, wodurch ich in den alleinigen Besitz des Schinkens gerieth, was meinen vollen Beifall fand. Inzwischen wurde auch dem Gumpoldskirchner wacker zugesprochen, und dieser mit dem Baron getheilt, der uns dafür einige Becher trefflichen Ofnerweins kredenzte. Diese gastronomische Einleitung zu dem Genusse der schönen Aussicht, die uns hier nach allen Seiten offen stand, konnte der Wirkung dieser letzteren nur förderlich sein. Düstere Nebelmassen stiegen zwar am südwestlichen Himmel auf, verhüllten uns den Herzog Ernst,

den Hochnarr, den Großglockner, und noch andere eisgraue, ehrwürdige Häupter, und umdüsterten überhaupt das ganze Gebirge in jener Richtung; dafür aber prangte alles Uebrige in der Glorie des hellsten Sonnenlichtes. Einen gewaltigen Eindruck brachte der südwärts liegende, aus seiner breiten, von schimmernden Eisfeldern überlagerten, Basis aufsteigende Ankogel hervor; der Flug der Wolken ging über sein stolzes Haupt, doch hatte keine den Muth es zu erfassen und zu verhüllen. Von dem ungeheuren Eismantel des Ankogels zieht ein großer, blaugesprenkelter Zipf als Tischlkargletscher ins Ketschachthal herab, wo man ihn, etwa eine Stunde von Gastein, in ziemlicher Nähe sehen kann. — In östlicher Richtung überflog der Blick eine Zahl verworrener Bergketten bis zu den Radstädter Tauern und zum Dachstein hinüber, den jedoch eben ein Haufen schmutzigen Nebels überdeckte. In klaren Umrissen zeigte sich dafür das Tennengebirge bei Golling, der ewige Schnee, das steinerne Meer, der Watzmann, dann die näheren Kämme und Spitzen in der Rauris und Fusch, welche alle — eine kurze Weile lang, bis nämlich der überwuchernde Nebel es unseren Augen verhüllte — das Wiesbachhorn, diese stolze, silberne Ehrensäule des Allmächtigen, weitaus überragte. Mitten in dieser mehr machtvollen, als freundlichen Szenerie lagen das obere Großarl- und das Gasteinerthal, wie zwei duftige, saftgrüne Oasen, heimlich zwischen den Bergen eingebettet, und gerne verweilte das Auge, von dem wilden Auf- und Niederwogen der Berge eher verwirrt als befriedigt, auf dem Bilde der Ruhe und des Friedens, das sie zeigten. — Diese wenigen Details mögen zur Kennzeichnung einer Rundsicht hinreichen, die uns damals mit gerechter Bewunderung erfüllte, deren Wirkung aber in unserer Erinnerung durch das, was wir nachher sahen, freilich bedeutend geschmälert werden mußte.

Noch während wir unser Mittagmahl hielten, war von der Seite von Hofgastein eine aus zwei Männern und einer Dame bestehende Gesellschaft an uns vorübergegangen, und hatte sich uns, ihrer Sprache nach, als Preußen angekündigt. Gegen diese Nationalität, die in Oesterreich nicht viele warme Verehrer zählt, demonstrirten wir, auf Baron T***'s Vorschlag, durch laute und begeisterte Absingung des Volksliedes und ebenso lauten Lebehochs auf unseren Kaiser. Später kamen sie

in unsere Nähe, traten mit uns in Gespräch, und erwiesen sich, ihrem ganzen Wesen nach, als echte Kosmopoliten, d. h. als Söhne Israels, als koschere Juden auf Reisen um schweres Geld. Der eine unter ihnen hatte eine spitzige Nase, einen spitzigen Zwickelbart, und sonst im Gesichte alles Typische seiner Race; der andere war groß gewachsen und rothhaarig, und die Dame endlich übertraf an Zartheit und Zimpferlichkeit alles bisher Gesehene, so daß sie fast zu zart und feinfühlend für diese rauhe Welt, und deshalb uns, und vielleicht auch sich selbst, annähernd wie ein überirdisches Wesen erschien. Dies ist der Grund, warum wir sie sowohl jetzt, als später, als sie uns noch zweimal begegnete, in Ermanglung der Kenntniß des Namens höherer Wesen, denen sie angehören mochte, bloß nur „Plus-que-femme" nannten. Sie war auch liebenswürdig, betheilte uns mit Alpenrosen, und ließ es an anerkennenden Blicken nicht fehlen, als wir später mit unseren Bergstöcken nach dem Ziele warfen, und schwere Felsenstücke, auf gut appenzellerisch, von der Achsel weg fortschleuderten. — Unterdessen hatten sich über der Tauernkette die Nebel zu finstern Wolken verdichtet und gingen im Naßfelde in grauen Streifen als Regen nieder. Dies mahnte uns zur Rückkehr, die wir, nachdem wir uns von Plus-que-femme empfohlen, und von Itzig und Nephthole verabschiedet hatten, beiläufig um 4 Uhr antraten.

Nun kam für mich die Zeit bitterer Klagen über meine Bergschuhe. Früher, so lange es aufwärts ging, thaten sie ihre Schuldigkeit wie sichs gehört, doch nun beim Abwärtssteigen bildete der Schuh des linken Fußes eine üble Falte, die mich in die Ferse und in die Achillessehne schnitt und mir bei jedem Schritte Schmerz verursachte. Noch diesen Tag trug mein Fuß eine kleine Wunde davon. Vergebens frug ich: welches Recht hat Schuhmacher Demmer in Wien auf die Fersen und Achillessehnen anderer Leute? — keines, und mag er von allen Industrie-Ausstellungen der Welt mit goldenen und silbernen Medaillen betheilt werden! Diese Frage half dem Uebel nicht ab, und wenig nützte es, daß ich den betreffenden, sündhaften Schuh anderen unbefangenen Schustern zur Behandlung übergab; er drückte mich immer wieder, bis ich endlich, aber freilich erst am letzten Tage unserer Fußwanderungen, durch einen energischen Schnitt so vielem Ungemach ein Ende machte.

Wir erreichten Gastein um ½7 Uhr Abends, einige Minuten bevor sich der Regen auch hier in dichten Strömen entlud. Diese fatale Veränderung des Wetters schreckte uns von jedem Beschlusse für den kommenden Tag ab, nur so viel ward ausgemacht, daß wir uns den Launen der Witterung mit Geduld zu unterwerfen hätten, eine Tugend, die in manchen Beziehungen nirgends mehr am Platze ist als im hohen Gebirge. Einen Ersatz für dieses Grollen des Wetters fanden wir darin, daß sich Baron T*** für die Reise nach Heiligenblut unserer Gesellschaft anschloß, ein Gewinn, der bei den vielen liebenswürdigen Eigenschaften dieses jungen Mannes, bei seiner Artigkeit, Weltbildung, freien Anmuth und Heiterkeit, nach Gebühr gewürdigt wurde.

Am 2. September

regnete es des Morgens so arg wie am Abende vorher, doch besserte sich das Wetter gegen 10 Uhr, und die Sonne trat wieder aus ihrem Wolkenversteck hervor. Da nun für diesen Morgen nichts beschlossen worden war, so machte ich einen Besuch bei Fräulein T****, die nahebei in der Prälatur ein Zimmer inne hatte — so nennt man nämlich ein, am linken Ufer der Ache nächst der Wandelbahn liegendes Haus, das in früheren Jahren der Erzbischof Pyrker bewohnte — und willigte gerne und mit Dank in ihren Vorschlag zu einer kleinen Promenade ein, bei der ich einige schöne Partien des Wasserfalles und eine Aussicht nach Böckstein genießen sollte. Ich erbat mir die Theilnahme H..... an diesem Spaziergange, der in der That sehr lohnend ausfiel. Besonders reizend ist die Aussicht von einer Gloriette — sit venia verbo — deren Namen ich vergessen habe, und die höchstens 200 Fuß oberhalb des Badeortes an der Stelle liegt, wo die beschriebene Thalsenkung, auf welcher Badgastein erbaut ist, ihren Anfang nimmt. Diese Lage macht es möglich, sowohl das obere Thal von Böckstein, als auch das untere von Hofgastein, von demselben Punkte aus zu überschauen. Ein bequemer, sorgfältig unterhaltener Weg führt in weniger als einer halben Stunde zu diesem freundlichen Belvedere, das selbst schwächlichen Badegästen eine leicht erreichbare Quelle des Genusses ist. Der schon bekannten Aussicht gegen Hofgastein zog ich jene gegen Böckstein vor, dessen Lage zwischen grünen Wiesenmatten und mit dem kolossalen

Rathhausberge dahinter, etwas Melancholisches an sich hat. — Auf dem Rathhausberge wird nach edlen Metallen gegraben, und wer ein gutes Auge hat, der kann von dieser Gloriette in der Höhe von etwa 7000 Fuß das Knappenhaus erblicken. Der Bergbau in Gastein und Rauris datirt schon aus sehr alter Zeit her, erreichte im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte, durch die energische Betriebsamkeit der Familie Weitmoser, seine höchste Blüte, und erlitt unter den Religionswirren der Reformationszeit den ersten empfindlichen Stoß. Seither ist er fast ganz in Verfall gerathen, und die Ausbeute lohnt zur Zeit kaum mehr die Mühen des Betriebes.

Nach Tisch ward eine Promenade in das Ketschachthal unternommen, an der außer dem Kanonikus und mir, auch unser Engländer Theil nahm. Und abermals fing es tüchtig zu regnen an, was unserer frohen Laune jedoch nicht den mindesten Eintrag that. Unter Scherz und Gesang ging's lustig genug her, bei welcher Gelegenheit der wackere Engländer eine erstaunliche Kenntniß aller Schubert'schen Lieder, ihrer Texte sowohl als ihrer Melodien, an den Tag legte. Auf meine Frage, wie er dazu gekommen alle diese Lieder zu lernen, gab er zur Antwort: er habe einst einige dieser Lieder singen gehört, und so viel Gefallen daran gefunden, daß er spornstreichs zu einem Musikalienhändler geeilt und alle vorfindlichen Schubert'schen Lieder, über hundert an der Zahl, zusammengekauft habe. Mit dem Besitze der Noten war aber nicht viel gewonnen, sie mußten studirt und erlernt werden, und hiezu besaß unser Engländer nur sehr unzureichende musikalische Vorkenntnisse. Was that er nun? — er suchte sich auf dem Klavier, bloß mit Hilfe eines einzigen Fingers, mühsam die Melodie jedes Liedes heraus, lernte sie, so wie den Text, auswendig, und sang sie dann, für sich allein und nur zu seinem eigenen Vergnügen, wie er sagte. So kam er allmälig dahin, sich alle genannten Gesangskompositionen anzueignen; gewiß ein Beispiel von Energie und Ausdauer, das alle Achtung verdient.

Das Ketschachthal, dessen Jagd dem Erzherzog Johann gehört, soll reich an Gemsen sein, was sehr wahrscheinlich ist, denn hohe Berge mit wilden, fast unzugänglich aussehenden Felshängen schließen es ein; im Hintergrunde des Thales liegt, wie schon erwähnt, der Tischlkargletscher. — Auf dem Rückwege begegneten wir Plus-que-femme mit

Reb Itzig und Nephthole; aber diesmal war sie eine Arkadierin geworden, denn ein breiter gelber Strohhut, der vorne und rückwärts bei jedem Schritte heftig oszillirte, bedeckte ihr Lockenhaupt; — vielleicht wollte sie damit, wie es sich für eine Arkadierin geziemt, ihre oppositionelle Haltung gegen Wind und Regen ausdrücken.

Nun ist es Zeit, etwas Näheres über unsern Engländer zu erwähnen, der bei dieser kurzen Promenade in das Ketschachthal unaufgefordert sein Inkognito fallen ließ, und sich uns als Master John Ball, als Irländer von Geburt, als Katholik, und Parlamentsmitglied für Irland vorstellte. Hiedurch ward uns mit einem Male Vieles in dem Wesen dieses trefflichen Mannes klar. Rinnt doch in seinen Adern nicht das kalte, dickflüssige Blut der angelsächsischen Race; dennoch ist er dieser letzteren nicht abgeneigt; er ist eher ihr Freund, und hält mit klarer Ueberzeugung die Repeal, wenn sie je zur Ausführung käme, für das unglücklichste Ereigniß, mit dem sein engeres Vaterland heimgesucht werden könnte; — es würde in Bälde, so waren seine Worte, bei der ungeheuren Uebermacht Englands, dasjenige Schicksal erfahren, das Ungarn zu Theil wurde, nachdem es im Jahre 1848 seine Repeal durchsetzte. Der politischen Farbe nach ist Mr. Ball Tory und Peelite, dabei mäßig in seinen Ansichten, ein Feind jeder Revolution, ein Freund Oesterreichs. — Sein Lieblingsstudium ist die Botanik, in der er erstaunliche Kenntnisse besitzt, und in deren Interesse er jedes Jahr eine Reise in die Alpen unternimmt. In den folgenden Tagen erregte seine Unermüdlichkeit in dieser Richtung oftmals unsere Bewunderung. Nicht selten geschah es, daß er, nach langem, ermüdendem Marsche, wenn wir Uebrigen uns auf kürzere oder längere Zeit der ersehnten Ruhe überließen, noch in die höheren Theile des Gebirges aufstieg, um seine Botanisirbüchse mit Pflanzen zu füllen, die er dann Abends, wenn wir alle gern das Bett aufsuchten, ordnete und in sein Herbarium einlegte. Aber auch in vielen anderen Bezirken des Wissens sind seine Kenntnisse tief und umfassend; von seinen Studien in der Geologie habe ich anderwärts bereits Erwähnung gethan. Er spricht ferner, außer der englischen Sprache, französich, italienisch und spanisch mit gleicher Eleganz und Fertigkeit; auch des Deutschen ist er, wiewohl in minderem Grade, mächtig. Dies gab oft zu seltsamen, polyglotten Konversationen Ver-

anlassung, die zuweilen von höchst komischer Wirkung waren. So wurde z. B. eine deutsch begonnene Phrase, italienisch oder französisch weiter geführt und englisch geendigt. — Von den übrigen, inneren Eigenschaften Mr. Ball's, den wir, beiläufig gesagt, später scherzweise den „Gesetzgeber" nannten — von seiner Dienstwilligkeit, Uneigennützigkeit, Offenheit und Wärme des Gefühls, wird die Fortsetzung dieser Reiseskizze noch manches Zeugniß liefern.

Nach unserer Ankunft im Hôtel wurde von uns allen, im Verein mit unserem Führer Josef Zimmer aus Gastein, großer Kriegsrath gehalten, und einstimmig beschlossen: des nächsten Morgens auf jeden Fall unsere Reise nach Heiligenblut anzutreten, u. z. bei vollkommen reinem Wetter über das Naßfeld und die Rauriser Tauern, bei Regen oder Nebel aber über Bucheben und das hohe Thor. Das Steigen des Barometers und der eingetretene günstige Wind ließen uns, bezüglich der Witterung, für den kommenden Tag die besten Hoffnungen fassen. Sofort ward alle überflüssige Bagage in eine unserer Reisetaschen gepackt, und diese der Post zur Spedition nach Zell am See übergeben.

Am 3. September.

Später als wir festgesetzt hatten, nämlich um 6 Uhr, geschah unser Aufbruch von Gastein, in der Richtung gegen Bucheben in der Rauris. So zeigte sich gleich bei Beginn unserer Vierfahrt, daß eine größere Gesellschaft schwerer zu lenken ist, als eine kleine. — Das Wetter hatte sich entschieden gebessert, nur lichte Nebel zogen flüchtig über das Thal, und erlaubten zum mindesten den Zweifel über das völlige Reinwerden der Berge von den umhüllenden Dünsten, ein Umstand, der unbedingt nothwendig war, wenn wir den Weg über das Naßfeld und die Eisberge der Raurisertauern hätten wählen wollen. Aus diesem Grunde eben schlugen wir, auf den Rath unseres Führers, die Richtung gegen die Heiligenbluter-Tauern ein, wo bis zu dem nächsten Ziele unserer Reise nirgends ein Gletscher zu überschreiten war. Wir gingen daher zuerst etwa eine halbe Stunde lang abwärts in der Richtung gegen Hofgastein, und bogen dann links in das Angerthal ein, wo uns ein bequemer Pfad, erst durch Kornfelder und an einigen einzeln stehenden Bauernhöfen vorüber, allmälig in eine grüne, lachende Alpen-

trift führte, die an Frische und Schönheit ihres Gleichen sucht. Mittlerweile hatten sich auch die Nebel größtentheils verzogen, die Sonne trat hervor, und goß durch Licht und Luft einen warmen, sommerlichen Ton. Das Joch, „auf der Stans“ genannt, lag klar vor uns und war nicht zu verfehlen; da ging fast Jeder, die oft weit ausholenden Serpentinen des Weges geringachtend, seinen eigenen Weg, und gefiel sich in der Ueberwindung selbstgeschaffener Schwierigkeiten. Nur unser Kanonikus hielt sich mit kluger Vorsicht dicht hinter den beiden Führern, die, mit dem Gepäcke beladen, keine Lust zu Privatexkursionen empfanden. Baron T*** und ich kamen bei dieser Gelegenheit an der Stanser Alphütte vorüber, und ließen uns von der schmucken Sennerin, die beim Sprechen Zähne gleich zwei Perlenschnüren zeigte, einige Gläser trefflicher Milch reichen, für die sie sich reichlich bezahlt hielt, als wir ihr jeder ein Sechskreuzerstück boten. Wie sehr stand doch dieses Alpenkind noch zurück in der Kultur! — als aufgeklärte Schweizerin hätte sie sich mit 30 Kreuzern per Person nicht nach Gebühr bezahlt geglaubt. Mir selbst geschah es einst in Vorarlberg, für zwei (sage Zwei) Gläser Milch 20 Kreuzer C. M. zahlen zu müssen. Wir hüteten uns indeß, besagte Stanser Sennerin, in deren Hütte es übrigens auch ganz rein und komfortabel aussah, auf die Mängel ihrer Bildung und auf ihren Vortheil aufmerksam zu machen.

Es mochte beiläufig $^1/_2$11 Uhr gewesen sein, als wir den höchsten Punkt des Ueberganges erreichten. Aber welch' überaus herrliches Panorama that sich hier unseren staunenden Blicken auf! Nirgends mehr als bei dem Wunsche, so reizende und großartige Naturbilder mit Worten zu malen, beweist sich die Unzulänglichkeit der menschlichen Sprache. Vor Allem fesselten den Blick zwei gigantische, gerade in westlicher Richtung vor uns in den dunkelblauen Himmel aufsteigende Eiskegel; der eine war der Großglockner, der andere das Wiesbachhorn. Ueber die dunkeln Vorberge in unübertrefflicher Klarheit sich erhebend, glich jener, in der nadelartigen Schärfe seines Gipfels, einem an das Firmament angesetzten riesigen Bohrer aus lauterem Silber, indeß das andere, aus örtlichen Gründen höher scheinend, sich wie ein kolossales Dreieck, aus gleich edlem Stoffe gebildet, hinter dem nahen Ritterkopf emporhob. Unmittelbar vor uns stand jenseits des Thales der Hoch-

narr (10935'), und der Sonnenblick (9257' hoch), beide von zerklüfteten Eismassen umlagert, noch weiter links aber schimmerten die Gletscher der obersten Rauris in meilenlanger Erstreckung, hier eben und glatt, dort einem Gewirre von Krystallnadeln gleich, steile Abhänge bedeckend. Das Scharreck, das mit einer Seite schon dem Naßfeld angehört, schloß gegen Süden die herrliche Fernsicht ab. Vor uns endlich lag in dunkelblauer Tiefe das Raurisertbal, oben an der Grenze der Eiswelt breit und hell, weiter abwärts von dichtem Walde bedeckt, und in der Höhe unsers gegenwärtigen Standpunktes zu einem jähen Abgrund verengt, dessen Boden sich nur hie und da erblicken ließ. — Das Ganze floß zu einem erhabenen, an frappanten Gegensätzen überreichen, wundervollen Bilde zusammen. Die Fernsicht war gewiß weitaus nicht so ausgedehnt wie jene am Gamskarkogel, und doch war sie großartiger und lohnender.

Während wir all das genossen, baute Mr. Ball aus vier Bergstöcken und seinem Plaid ein Zelt, in dessen Schatten wir uns lagerten, um in unserer Freude durch die lästig gewordene Sonnenhitze nicht gestört zu werden. Jetzt zeigte uns der alte Zimmer, unser Führer, den Ort, wo das Rauriser Goldbergwerk an einer Stelle liegt, deren Erhöhung über das Meer nicht weniger als 8468 P. F. beträgt, und längst schon von dem vorrückenden Gletschereise überdeckt ist. Das Werk ist Staatseigenthum und trägt keinen Gewinn, wird jedoch fortgeführt, um den armen Bewohnern dieses Thales einen wichtigen Theil ihres Lebenserwerbes nicht zu entziehen. Wir sahen auch den Aufzug, eine als weiße, schnurgerade Linie sich darstellende Bahn, auf welcher, mittelst Winden und Seilen, die Produkte dieses Bergbaues in das Thal herabgelassen, und die Bedürfnisse der Arbeiter mühsam hinaufgewunden werden. Das wenige Gold, das hier gewonnen wird, findet sich, wie ich später in Bucheben an Handstücken des Gesteins wahrnahm, in den Quarzgängen des hier herrschenden Glimmerschiefers. Auch das Knappenhaus konnte man unweit des Gletscherendes, neben einem schwarzen Felshange des Sonnenblick's, an seinen weißen Mauern erkennen. Dieser Ort heißt der Hüttwinkel.

Nach halbstündiger Rast wurde das Lager abgebrochen und der Marsch nach Bucheben angetreten, wo wir, nach dritthalbstündigem

raschem Bergabsteigen, etwa um 1/2 2 Uhr Nachmittags einrückten. Bucheben ist ein nur aus wenigen Häusern bestehender Weiler, die höchste Ortschaft im Thale, und mit einem zierlichen, auf einer kleinen Erhöhung des Thalgrundes erbauten, Kirchlein geschmückt. Das Wirthshaus wird von sieben ledigen Schwestern unterhalten, von denen die jüngste gewiß noch in den Kinderschuhen stäke, wenn sie dieselben nicht vor etlichen dreißig Jahren ausgezogen hätte. Es konnte deshalb vernünftiger Weise niemand Wunder nehmen, daß eine unter ihnen, die ein seltsames Gemisch von Hochdeutsch und Rauriserisch redete, mir eine Schüssel voll Mineralien zeigte, und dabei diese Spezies als Rutil, jene als Cyanit, eine dritte als Apatit u. s. f. bezeichnete. Wer lange lebt, kann Vieles lernen. Wünschenswerther aber wäre es uns gewesen, wenn sich der Wissensdurst dieser reizenden Plejaden etwas mehr der Kochkunst zugewendet hätte, denn der Rostbraten war schwer und hart, fast wie eines jener Mineralien, und der Kaiserschmarren schmeckte bitter und ranzig.

Als wir Bucheben verließen, war's 3 Uhr Nachmittags. Wir schritten im Rauristhal abwärts, belugten den Markt Rauris aus der Ferne, erreichten nach 3/4 Stunden den Weiler Wörth und bogen hier links in das Seidelwinkelthal ein. Hier durch führt der Saumpfad zum Hochthor, dessen Bedeutung als Hauptverbindungsweg zwischen dem Möllthal jenseits und dem Pinzgau diesseits der Tauernkette, wir durch eine verhältnißmäßig nicht unbeträchtliche Anzahl Reisender erkannten, der wir hier noch vor Abend begegneten. Das Thal selbst ist eng, wild und düster; häufig überlagern breite Mauern den Weg, und die Zuflüsse des Baches eilen als weiße, über die Berge gelegte Bänder in langen Wasserfällen zu Thal. Unter diesen zeichnet sich der Diesbachfall, von einem Abflusse des Weißenbacher-Keeses gebildet, durch Wassermenge und Schönheit besonders aus. Doch alle diese Wasserkünste der Natur beleben nur sehr wenig die traurige Oede des Thales, die noch trauriger wird, als die Schatten der Nacht sich niedersenken, und ärgerlich zuletzt, als, schon ganz in der Nähe des Tauernhauses, unsere Füße schuhtief in den Koth des Weges einsinken, und eine ziemliche Strecke lang gar nicht mehr herauskommen. — Endlich erreichten wir nach 8 Uhr Abends das Tauernhaus, das Ziel unserer heutigen Reise.

Nach unserer Ankunft belebte sich schnell die Küche dieses nicht eben sehr freundlich blickenden Hauses; bald loderte auf dem immensen Herde ein lustiges Feuer empor, das uns mit den schönsten Hoffnungen erfüllte. Wir hatten indeß in der rauchgeschwärzten Stube Platz genommen, und ich meines Orts hatte mich meiner preiswürdigen Schuhe entledigt, was an sich schon eine wahre Wohlthat war. Nach einer halben Stunde belastete sich der Tisch mit reichen Quantitäten von Thee (aus Mr. Ball's Vorräthen), Kaffee, weichgesottenen Eiern, Butter, Schinken, Weißbrot und sauern Wein, welche Gottesgaben sofort, in nicht besonders logisch angeordneter Reihenfolge, und mit fanatischem Appetit vertilgt wurden. Der mangelhaften Beleuchtung half Baron T*** großmüthig mit einer Stearinkerze ab. Doch nun erhob sich für unsere Aussichten auf einen gesunden Schlaf plötzlich eine drohende Gefahr; im Zimmer nebenan ließ sich das Quicken einer Klarinette hören, und als wir hierüber Erkundigungen einzogen, ward uns die schreckenvolle Mittheilung gemacht, daß hier, des Sonntags wegen, auf dem Tauernhause, 5500 Fuß über dem Meere, von dem Sennervölklein eine Tanzunterhaltung abgehalten werden sollte, zu deren Anfang unser Schlafengehen das Signal zu geben hätte. Es war übrigens nicht einzusehen, wo sich für dieses Amusement der nothwendige Raum finden würde, denn die Stube in der wir saßen war durch den Ofen, der breit und geräumig bis gegen die Mitte des Zimmers vorsprang, so beengt, daß darin von dem tanzlustigen Alpenvölkchen höchstens eine zahme Quadrille hätte prästirt werden können. — Vor dieser Gefahr, der Gefahr nämlich, den größten und besten Theil der Nacht schlaflos hinbringen zu müssen, rettete uns endlich unser Baron T***, der den Leuten das projektirte Tanzvergnügen für zwei Maß Wein abkaufte. — In wahren Prokrustesbetten, und unter Plumeaux von immensem Gewicht, schliefen wir gleichwohl trefflich bis 5 Uhr Morgens.

Am 4. September.

Das Tauernhaus ist eigentlich nichts mehr und nichts weniger als eine Sennhütte, die wegen ihrer Lage am Fuße der Heiligenbluter-Tauern, und der hieraus oft hervorgehenden Nothwendigkeit einer Unterkunft für Reisende, zur Aufnahme derselben nothdürftig eingerichtet

ist. Gegenwärtig ist sie ein Eigenthum des Wirthes in Heiligenblut. Unser Aufbruch geschah um 6 Uhr, und etwa eine halbe Stunde später standen wir an der Schwelle des hohen Thores, dessen Säulen ober unseren Köpfen zu schwindelnder Höhe sich aufthürmten. Linker Hand rasselte ein anderer Abfluß des Weissenbacher Gletschers ins Thal herab. Nun gings steil aufwärts, bald über Felsengrund, bald über lockeren, unter dem Tritte weichenden Glimmerboden, in unzähligen Windungen, langsam und mühevoll, bis wir nach anderthalb Stunden die Höhe erreichten; doch war's noch weitaus nicht das Joch, es war nur eine breite Terrasse in der obersten Thalmulde, hinter der sich ein zweiter, noch höherer und gleich steiler Abhang, der das Thor selbst unseren Blicken hartnäckig entzog, emporhob. Ein eiskalter Nordost blies aus dem Thal herauf, und bot nur den einen Vortheil, uns die Fortdauer des heiteren Wetters zu verbürgen; bloß um das nahe, grüngraue Haupt des Brennkogels, eines über 9000 Fuß hohen, aus chloritischen Gesteinen gebauten Felsengipfels, spielte der Nebel in leichten, im Sonnenlichte schimmernden Flocken. Nach einer kurzen Rast bei der Quelle am Fuße des zweiten Absatzes gings wieder aufwärts, auf eine noch höhere Terrasse, über der sich endlich das Joch, noch etwa eine Viertelmeile entfernt, erblicken ließ. Hier ist der Weg, der winterlichen Schneeanhäufungen wegen, durch eingerammte Pfähle bezeichnet, und wie sehr dies nothwendig sein mag, erfuhren wir einige Tage später, als wir dieses Joch auf unserem Rückwege zum zweiten Male überschritten, durch die Erzählung eines schauderhaften Vorfalles, der sich vor einer Reihe von Jahren, deren Zahl unser Führer nicht mehr anzugeben wußte, daselbst zutrug. Wie es in jedem Jahre geschieht, hatte sich einst am Festtage der heiligen Apostel Peter und Paul eine Prozession Andächtiger aus dem Fuscherthale, nach Heiligenblut begeben, und wurde bei der Rückkehr auf diesem Joche von einem heftigen Schneesturm überfallen, der bei der stellenweisen Gefährlichkeit des Weges jedes Weitergehen unmöglich machte. Die Prozession machte Halt und Jedermann verbarg sich so gut er konnte hinter den umherliegenden Felsblöcken. Doch alles war umsonst, — die Sommerkleider der armen Leute gewährten keinen Schutz, und so erfroren nahe an hundert Personen; bloß die Wirthin von Fusch, der ein Knecht mit einem

Saumpferde auf das Joch entgegengekommen war, soll dadurch dem Tode entronnen sein. Das Hochthor hat eine Höhe von 8128 P. F.

Von geologischem Interesse war für uns die Schichtenlage eines schmalen Rückens, der, beiläufig von der Höhe jenes zweiten Absatzes, der Länge der Terrasse nach, gegen das Joch hinlief, und mit seinen rechts und links in den Boden hinablaufenden Schichten der Firstlinie eines Daches verglichen werden konnte. Diese Linie hat die beiläufige Richtung von Nord gegen Süd, und bezeichnet ohne Zweifel das Streichen einer jener großen Erdhebungen, die dieses mächtige Gebirge aufthürmten. — Auch hier war einst, kaum einige hundert Fuß tiefer als der höchste Punkt des Ueberganges, der Schauplatz bergmännischer Thätigkeit, wovon sich, in den noch sichtbaren Trümmern einer Knappenhütte und in den aus dem Innern des Gebirges herrührenden Steinhalden, deutliche Spuren finden.

Endlich, nachdem wir vorher noch einige kleine Firnflecken überstiegen hatten, betraten wir gegen 11 Uhr, also nach fünfstündigem, anstrengendem Marsche, die höchste Stelle des Ueberganges, das Hochthor, und damit die Grenze zwischen dem Salzburgischen und dem Herzogthume Kärnthen. Und wie mit einem Zauberschlage öffnete sich hier dem Auge die Aussicht auf ein neues, unübersehbares Gebiet von Bergen, Gletschern, Alpen, Wäldern, Thälern und Schluchten, alle still, lautlos und feierlich vor uns liegend, als horchten sie mit angehaltenem Athem auf ein tiefes, noch unausgesprochenes Geheimniß der Natur. Ein hölzernes Kruzifix auf der Höhe des Joches sorgt dafür, dem sinnigen Wanderer die Beziehung all der Herrlichkeit, die hier sein Auge schaut, zu ihrem großen Schöpfer oben in das Gedächtniß zurückzurufen. — Wir eilten abwärts, der Sonne entgegen, die uns müden Hyperboräern jetzt mit warmen, strahlenden Blicken entgegensah. Heller schien das Licht, blauer der Himmel und saftiger das Grün der Berge. Nach einer Stunde gewannen wir eine Stelle, wo sich uns der Großglockner, in der ganzen Erhabenheit und Pracht seiner Erscheinung, mit einer Reihe von Eisbergen neben sich, in großer Nähe enthüllte. Wir jubelten ihm laut entgegen und konnten seines Anblickes nicht satt werden. „Wie herrlich wär's ihn zu besteigen!" so meinte Einer von uns, womit er offenbar nur einen theoretischen Satz auf-

stellte, denn die Folge lehrte, daß er sich der Praxis dieser These nur in passiver Weise anschloß. „Und wenn wir's thäten," entgegnete ein Anderer, „wär's etwa irrational? — und wer weiß, ob es nicht noch geschieht!" — Und weiter gings, immer abwärts, bis sich nach einer Wendung das Möllthal aufschloß, mit seinen sammtenen Wiesenmatten, seinen buntfärbigen Ackergründen, seinen schattigen Lärchenhainen, seinen Dörfern und stattlichen Bauernhöfen, und dem darüber schwebenden Hauche des Friedensengels — die freundlichste Idylle, eingeschaltet in das stolzeste Epos der Natur. Nun zeigte sich auch Heiligenblut dicht vor uns in der Tiefe, und der Entfernung wegen wie ein zierliches Krippenspiel erscheinend. Als wir ihm endlich nahe kamen, was bei den endlosen Zickzacks des Saumsteiges von Osten her geschah, gab die Häusergruppe der Ortschaft mit der schönen Kirche dazwischen, einer etwas höher stehenden Kapelle, dem dunkeln Nadelgehölz im Mittelgrunde, und dem himmelstürmenden Eisgipfel des Großglockner dahinter, ein unvergleichlich schönes, strahlendes Bild. — Um 2 Uhr Nachmittags nahm uns das Gasthaus in Heiligenblut in seine kühlen, wirthlichen Räume auf.

Ich vergaß zu erwähnen, daß Mr. Ball, noch bevor wir das hohe Thor erreicht hatten, sich auf kurze Zeit von uns trennte, um die Abhänge des Brennkogels botanisch zu durchforschen. — Im Gasthause ward uns ein freundliches, jedoch nicht allzu geräumiges Zimmer mit vier Betten angewiesen, in das wir nach Bestellung unseres Mittagmahls einzogen, und worin wir uns auf kurze Zeit einer wohlthätigen Ruhe überließen. Als man uns gegen 3 Uhr zu Tisch rief, erschien auch Mr. Ball mit gefüllter Botanisirbüchse, und nahm allsogleich Theil an dem Mahle, das der Frau Wirthin, einem hübschen, nur etwas gedrückt blickenden, Weibe alle Ehre machte. Das nichts weniger als einnehmend aussehende, hinterhältige Wesen ihres Eheherrn ließ uns bald den Grund ihrer Schwermuth errathen.

Nach Tisch erhob sich nun bei Kaffee und Cigarren nochmals die Frage der Glocknerbesteigung. Dieser schöne, herrliche Gipfel war uns zweimal in so anlockender Weise erschienen, und die Gelegenheit seine Besteigung zu versuchen bot sich jetzt in so günstiger Weise dar, daß bei denjenigen Mitgliedern der Gesellschaft, die hiezu den Muth

und den Willen hatten, diese Frage wohl sehr nahe lag. Jene Mitglieder waren Mr. Ball und ich. Zuerst ward festgestellt, daß dasjenige, was Andere konnten, auch uns möglich sein werde, und zweitens ward geltend gemacht, daß ein Unternehmen, das Diesem und Jenem wohl gelungen, eben deshalb kein übermäßig schwieriges sein könne. Dies mußte zugegeben werden, wodurch auch Baron T***'s Zustimmung in kurzer Zeit gewonnen wurde, während der geistliche Herr schon von vorne herein erklärte, sich unbedingt den Beschlüssen der Majorität unterwerfen zu wollen. Nach Gewinn dieses wichtigsten Resultates der Berathung wurde die weitere Frage aufgeworfen: wann die Besteigung vorgenommen werden sollte. Da ergriff Mr. Ball das Wort und sagte: „Messieurs, si vous avez l'intention de faire cette ascension, müssen Sie noch heute bis zur Leiterhütte gehen, denn die Luft ist von einer serenité parfaite, et le vent vient d'un bon coté; this gives you good hope for the next day, aber nicht für übermorgen, und Sie wissen wie rasch das Wetter im Gebirge wechselt." — Man wird bemerken, wie Mr. Ball, als geübter Parlamentsredner, nie seine eigene Person in Beziehung zu der Sache setzte, von deren Richtigkeit er uns überzeugen wollte, was er auf gleiche Weise bei jeder anderen ähnlichen Gelegenheit that, und was seinen Reden dann einen eigenthümlichen Anstrich gab. — Mir schien diese Ansicht allsogleich einleuchtend, doch unserem Baron nicht, der den heutigen achtstündigen Marsch und das hohe Thor in Rechnung gebracht zu sehen verlangte; H..... endlich wiederholte seine Unterwürfigkeit unter das Votum der Majorität, welches Verfahren, da es den eigenen Willen nicht in Versuchung führte, individuell ein sehr bequemes war, während es anderntheils auch diplomatisch klug genannt werden mußte, weil es die eigene Ansicht außerhalb des Skrutiniums stellte, und dadurch erst einen Mehrheitsbeschluß ermöglichte. Dieser war nun, bezüglich des noch heute zu geschehenden Aufbruchs, wirklich vorhanden. Es ward sofort nach einem verläßlichen Führer geschickt, und von uns mittlerweile die Zahl der nothwendigen Führer auf 3 Mann festgesetzt, die zur Fortbringung unserer Mäntel und der erforderlichen Lebensmittel, so wie auch zur Leistung allfälliger Hilfe bei der Besteigung, als zureichend erschienen. — Nach einer halben Stunde stellte sich uns ein Mann als Führer vor, der, mit seinem

markirten, wettergebräunten Gesichte, mit dem gedrungenen, sehnigen Bau seines Körpers, und mit dem sicheren, fast stolzen Ausdrucke seines ganzen Wesens, auch allsogleich unser Vertrauen herausforderte. Baron T*** übernahm die Stelle des Unterhändlers und erklärte dem Führer, daß wir den Großglockner zu besteigen die Absicht hätten, und hiezu der nöthigen Gehilfen bedürften. Fleißner, so hieß nämlich der Mann, erwiederte keine Silbe, sondern nickte bloß zustimmend mit dem Kopfe, als wollte er damit sagen: „das ist klar und verdient daher nicht, daß man darüber auch nur ein Wort verliere.“ Sofort bemerkte Baron T***, daß drei Führer für diese Tour wohl hinreichen würden, worauf Fleißner die Frage stellte, wie Viele von uns die Besteigung mitzumachen gedächten. Wir alle Vier, war die Antwort. „Wenn das der Fall ist,“ fuhr Fleißner fort, „so kann die Besteigung nur mit sechs Führern geschehen, und mit keinem Einzigen weniger!“ — Das war mehr als wir erwartet hatten; wir begriffen den Grund dieser übertriebenen Forderung nicht, erklärten sie für eine Erwerbmäkelei, und zuletzt gar für puren Unsinn. Doch all dieses Gerede machte auf Fleißner keinen Eindruck. Wir stellten ihm vor, daß Mr. Ball mehrere Male in der Schweiz gewesen, dort viele hohe Berge, und darunter selbst den Monte Rosa bestiegen habe, der doch um mehr als 2000 Fuß höher ist als der Großglockner, und daß er daher, seiner Erfahrung nach, recht wohl als ein Führer betrachtet werden könne. Fleißner versetzte darauf: „Der Herr mag wohl den Muntroser, und Gott weiß, welche andern Berge noch bestiegen haben, aber den Großglockner hat er nicht bestiegen. Es ist bei uns hier noch nie ein Unglück geschehen, meine Herren, und ich möchte nicht, daß jetzt eines geschehe. Scheint Ihnen diese Zahl von Führern zu groß, so suchen Sie sich einen andern Führer, mich aber lassen Sie meines Weges ziehen!“

Diese kategorischen, mit einer Art Stolz, und sogar mit etwas gehobener Stimme ausgesprochenen Worte machten Eindruck auf uns, und ließen vermuthen, daß sie nicht ohne kausale Berechtigung waren. Wir amendirten daher unseren ursprünglichen Antrag von drei auf vier Mann, welche neue Motion jedoch mit gleicher Strenge wie die frühere von unserem Führer-Premier verworfen wurde. Dies führte zum Abbruch der Unterhandlungen, die Parteien

traten in ein gespanntes Verhältniß, worauf Fleißner die Stube verließ. Nun folgte eine momentane Stille in unserer Gesellschaft; Diesem schien es leid zu thun, auf ein so schönes und kühnes Projekt verzichten zu sollen, während Jener vielleicht eine Freude daran hatte, daß die gewiß nur fingirte Geldfrage zu einem so wichtigen Hinderniß anschwoll. Nun nahm wieder Mr. Ball das Wort und sprach: „Wer kann es wissen, meine Herren, ob dieser Mann mit seinen sechs Führern nicht Recht hat. Man kann auf großen Höhen nicht genug vorsichtig sein. Je connais un triste exemple d'un tel manque de precaution. Ein Engländer überstieg vor zwei Jahren das Theodul-Joch in der Schweiz, und hatte hiezu nur einen einzigen Führer gedungen. Voilà ce qui arriva; le guide, qui portait dans son havresac tout l'argent de l'Anglais, glissa, perdit le sol et tomba dans une immense crevasse du glacier; der Engländer konnte allein nichts thun zu seiner Rettung, und als später ein Jäger zufällig vorbeiging, zogen beide den todten Führer aus dem Schrund. So was I told by this hunter himself a few weeks afterwards." Durch diese Erzählung ermuthigt, machte ich den Antrag fünf Führer zu concediren, und hierüber, mittelst Brotkügelchen von verschiedener Größe, in geheimer Ballotage zu entscheiden. Doch als auch dies nicht gleich verfangen wollte, fing die Sache an mich ernstlich zu ennuyiren, und ich verließ das Zimmer. Dieses Weggehen war von unvermuthet großer und entscheidender Wirkung. Da niemand seinen wahren Grund kannte, so meinten alle, ich sei, in der Voraussetzung eines zustimmigen Beschlusses, fortgegangen um den Führer herbeizuholen, dessen Stimme sich zeitweise in der Nebenstube hören ließ. Als ich nach kurzer Zeit ohne den Führer wieder zur Gesellschaft zurückkehrte, ward ich befragt, ob derselbe etwa nicht mehr zu finden sei. Dies erklärte mir die verbesserte Stimmung, ich öffnete rasch die Thüre, rief Fleißner herbei, und nun war mit ihm in Bälde ein auf fünf Führer lautender Vertrag, dem er beipflichtete, mündlich abgeschlossen.

Jetzt ward im Sturmschritt an die nöthigen Vorbereitungen gegangen; es war 4 Uhr Nachmittags, und um 5 Uhr sollte aufgebrochen werden. Fleißner eilte von dannen, um seine Gehilfen herbeizuholen, und auch mein leidiger Schuh, der mich heute vom Hochthor herab auf

eine unverantwortliche Weise gepeinigt hatte, mußte zum Schuster wandern, um daselbst gehörig ausgeweitet zu werden. In der Küche wurden zwei Dutzend Eier hart gesotten; Reis, Kaffee, Zucker, Schinken, Käse und Brot wurde herbeigeschafft, und Wein in Flaschen gefüllt. Auch eine Kaffeekanne aus Zinn ward requirirt, um auf der Leiterhütte als Theebowle zu dienen. Kurz es trat eine allgemeine Geschäftigkeit ein, wobei an Vieles gedacht wurde, woran zu denken nicht nöthig gewesen wäre, und Manches dafür unberücksichtigt blieb, was nicht hätte vergessen werden sollen. So verging eine volle Stunde, bis wir endlich, in Begleitung Fleißners und noch eines Führers — die andern drei sollten noch vor Nacht in die Leiterhütte nachkommen — um 5¼ Uhr Nachmittags die eigentliche Glocknerfahrt antraten.

Da Heiligenblut nicht eigentlich auf dem Thalboden, sondern etwas über demselben auf einer sanftgeneigten Abdachung der linken Thalseite liegt, so führte unser Weg anfangs, obwohl in der Richtung gegen den Ursprung des Thales, eine Strecke lang abwärts, bis zu einer Brücke über die Möll, die hier eigentlich noch den Namen des Pasterzenbaches führt, und durch die milchweiße Farbe ihrer Wellen die hohe Abkunft, der sie sich rühmen kann, verräth. Es ist erst halb sechs Uhr, und schon ist die Sonne hinter dem nahen Gößnitzkamme zur Ruhe gegangen, so eng, tief und schattig ist dieses Thal. Seine absolute Höhe beträgt an dieser Stelle etwa 4000 Fuß, und noch wächst und gedeiht mit Vortheil das gefügige Korn, das hier freilich erst vor wenigen Wochen zur Reife kam. Nach drei Viertelstunden erhebt sich der Pfad links auf die felsigen und waldbedeckten Abhänge des Saukopfs, wo uns bald der schöne Gößnitzfall zu Gesichte kommt, durch den der weiter oben liegende Gößnitzgletscher seinen Wassertribut herab in das Thal der Möll schüttet. In dieser Gegend holten wir eine derbe, kubisch gebaute Sennerin ein, die an unserer Gesellschaft viel Gefallen zu finden schien; denn bald sah sie einen von uns, bald einen der beiden Führer mit blödem, lächelndem Gesichte an. Fleißner, der jetzt in fideler Laune war, schloß sich an sie an und machte ihr auf seine Weise den Hof, worüber sie oft in ein lautes Kichern verfiel, und dabei mit der Hand jedesmal auf eine komische Art über die Nase fuhr. Hinter der Trogalpe, die, sammt den nebenan weidenden Kühen, ein Eigen-

thum Fleißners ist, nahm jene holde Sennerin Abschied von uns, und schritt links der Gößnitz zu.

Schon fing es tief zu dämmern an, als wir etwa um ½8 Uhr Abends das Leiterthal erreichten, das, an dem südlichen Abhange des Glocknerkamms entspringend, sich in seinem Laufe in einem Bogen gegen Osten wendet, und etwa anderthalb Stunden ober Heiligenblut in das Möllthal mündet. Es liegt demnach mit Rücksicht auf den Glocknerkamm auf der, der Pasterze entgegengesetzten Seite. Die Besteigung des Großglockners ist jedoch bloß nur auf dem Wege durch das Leiterthal möglich, da auf der Pasterzenseite die furchtbare Steilheit und Zerrissenheit der beiden Glocknerkargletscher jeden Versuch einer weiteren Annäherung an den Gipfel, als etwa der ebene Eisboden der Pasterze reicht, als eine Tollheit erscheinen ließe. — Man betritt das Leiterthal weit oberhalb seiner Mündung, und hier stellt es sich, besonders in der Richtung nach aufwärts, als eine Art Wolfsschlucht dar, in deren Tiefe der nicht unbeträchtliche Leiterbach mit betäubendem Geräusche dahintobt. Alsbald beginnt der verrufene Katzensteig, der wohl zur Nachtszeit etwas gefährlich ist, bei Tag aber einem, an Hochgebirgspfade auch nur halbwegs gewöhnten Bergsteiger keine erheblichen Schwierigkeiten darbietet. Der Pfad windet sich nämlich auf die steilen und riffigen Abhänge der linken Thalwand empor, ist meistentheils sehr schmal, hie und da höchst steil und uneben, läuft nicht selten über glatte und stark geneigte Schieferblöcke weiter, und hat durchweg den oft 100—200 Fuß tiefen Absturz gegen den Leiterbach zur Seite. Das Mondlicht, das freilich den Weg in diese Schlucht nicht zu finden wußte, doch bereits die oberen Regionen des Luftkreises verklärte, war vollkommen hinreichend, um in uns Allen jeden Gedanken an eine wesentliche Gefahr zu beseitigen; nur unserm guten Kanonikus imponirte die Rauheit des Weges und die überhand genommene Dunkelheit dergestalt, daß er bald alles Vertrauen in seine eigenen Kräfte einbüßte, sich immer häufiger, behufs des Weiterkommens, der Hände und Füße zugleich bediente, und endlich der thätigen Mithilfe der Führer bedurfte, wenn er nicht verunglücken, oder die Geschwindigkeit unseres Marsches in sehr beträchtlichem Maße beeinträchtigen wollte. Er nahm daher einen Führer vor, und den anderen hinter sich, ließ sie auf der Seite des Abhanges

einen Bergstock horizontal tragen, und schritt so, sich immerfort an dieses ambulante Geländer festhaltend, mit mehr Sicherheit weiter. Auf diese Weise erreichten wir endlich nach 4¼ Stunden, also um eine Stunde später als es unter gewöhnlichen Umständen geschehen wäre, die Leiterhütte. Neben einer steil gegen den Abendhimmel aufsteigenden kolossalen Felswand erbaut, lag diese Hütte tief unten im Thale und von der Berge schwärzestem Schatten bedeckt, während gegenüber die weißen Glimmerschiefermauern des Leiterkopfs gespenstig und still im Mondlicht glänzten. — Die Leiterhütte hat eine Meereshöhe von 6240 P. F.

Wer immer den Großglockner besteigen will, dem muß diese Alphütte als Nachtquartier dienen, wenn er des folgenden Tages auf den Gipfel gelangen, und auf der Rückkehr Abends wieder eine menschliche Wohnung erreichen soll. Aber ungeachtet all dieser beziehungsweisen Wichtigkeit der Leiterhütte ist sie dennoch ein sehr dürftiges, beschränktes, und von allen möglichen Zugwinden durchstrichenes Obdach. Mag irgend ein leidenschaftlicher Naturfreund, Aszet und Musterbild der Genügsamkeit, seine Begriffe von nothwendigem Komfort noch so tief herunterstimmen, in der Leiterhütte wird er alle derartige Vorstellungen übertroffen finden. Da ist von Tisch und Stuhl, von Flasche und Glas, von Teller und Schale, von Messer und Gabel, da ist von allen diesen seltsamen und noch vielen anderen Dingen keine Rede. Eine eiserne Pfanne, ein Topf, etliche hölzerne Schüsseln, und die zur Käsebereitung nothwendigen Gefäße sind der ganze Hausrath dieser primitiv gehaltenen Behausung. Wer ferner nach einem noch so ärmlichen Schlafgemache, oder gar nach Betten fragen wollte, der liefe Gefahr schnöde verlacht zu werden. Wenn nicht hier, so findet sich nirgends anders mehr der Ort für das Minimum der Gewährungen des Lebens. Leicht wird man sich daher unsern Schrecken erklären, als wir die Wahrnehmung machten, daß unser ganzer Viktualienschatz, den wir so sorgsam vorbereitet hatten, und der uns in dieser Wildniß etwas aufgerichtet haben würde, in Heiligenblut zurückgeblieben war, um von den noch rückständigen drei Führern nachgebracht zu werden. Bloß der Wein, etwas Brot, einige Gläser und die Zinnkanne fanden sich in dem Tragkorbe Fleißners vor. Der Schlag war hart, aber dennoch erhob sich nach kur-

zem Verdrusse unsere Stimmung siegreich über das herrschende Mißgeschick. Wir tranken Milch, aßen frische Butter, versuchten den Wein, und nahmen zuletzt etwas Thee, den Mr. Ball der Gesellschaft zum Besten gab. Dabei schwätzten, lachten, sangen und deklamirten wir um die Wette und es ist gewiß, daß diese enge, rauchige Küche nie eine fröhlichere Genossenschaft beherbergt hat. Die dominirendste Stellung nahm darin ohne Zweifel Mr. Ball ein; mit Zuhilfenahme eines Melkschämels saß er, plaidumhüllt, hoch oben auf dem Herde, den Kampf mit dem Rauche nicht scheuend, den ihm der wechselnde Zugwind zeitweise entgegentrieb, indeß wir Uebrigen uns mit den niedrigeren Plätzen auf den nahen Bänken begnügten. — Als sich die Glocke endlich der eilften Stunde näherte, und jede Hoffnung auf Verbesserung unserer Küchenzustände unerfüllt blieb, stiegen wir von der Küche weg auf einer Leiter — nicht zu Bett, sondern — zu Heu, um hier den Versuch anzustellen, ob sich, unter den Zudringlichkeiten der unsere Gesichter invahirenden Heuhalme, unter dem Geschwätz der Führer innerhalb, und dem Blöcken der Rinder außerhalb der Hütte, der Nacht ein oder zwei Stunden Schlafes abgewinnen ließen.

Am 5. September.

Als wir um 1 Uhr nach Mitternacht von den Führern geweckt wurden, konnte ich meinerseits mich rühmen, bei jenem Experimente nicht unglücklich gewesen zu sein; ich hatte etwa anderthalb Stunden lang geschlafen, und fühlte mich wohl und gestärkt. Nachdem wir etwas Toilette gemacht, ward unverzüglich zum Frühstück geschritten, welches diesmal aus Milchreis und Kaffee bestand und uns trefflich schmeckte; nachdem dies abgethan, verließen wir Punkt 2 Uhr nach Mitternacht die Leiterhütte.

Noch stand zwar der Mond, der den Tag darauf seine Fülle gewann, am nächtlichen Himmel, aber sein Schimmer erreichte uns jetzt eben so wenig, als er es gestern vermochte. Die Führer hatten sich deshalb mit Laternen versehen, unter deren Hilfe es rasch über die Fortsetzung des Katzensteiges aufwärts ging. Die Nacht war empfindlich kalt, und als wir weiter oben über ebenen Grasboden hinschritten, funkelte das Licht der Laternen in den winzigen Krystallen des Reifes, und

unsere Tritte zogen dunkle Streifen durch die weißlich überkleideten Matten. Das rasche Steigen des Weges verscheuchte jedoch bald das Gefühl der Kälte, welch' letzteres sich eher angenehm empfand, wenn wir, um Athem zu holen, von Zeit zu Zeit minutenlang stille hielten. Dieser Nachtmarsch durch die feierliche Stille der Bergwelt, mit der großartigsten Alpenszenerie ringsum, mit den trübschimmernden Laternen zur Seite, dem reinsten Sternenhimmel ober uns und den stolzen Hoffnungen in uns, war von so eigenthümlich tiefer Wirkung, daß ich ihn jetzt als eine meiner liebsten Erinnerungen aus jenen genußreichen Tagen betrachte. Ich spreche hier nur von mir selbst, doch bin ich überzeugt, daß dies auch bei den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft der Fall ist.

Zur Verwunderung unserer Führer waren wir schon nach sieben Viertelstunden, d. i. um ¾ auf 4 Uhr, am oberen Ende des Leiterthales angekommen, und standen nun am Fuße einer gewaltigen Randmoräne, über die der dahinter liegende Leitergletscher, der eisbedeckte Glocknerkamm, und der Glocknergipfel selbst, vom Monde bleich bestrahlt, herübersah. Hier ruhten wir etliche Minuten lang, und stärkten uns mit etwas Wein für die Mühen, die uns jetzt erwarteten. Nach der ziemlich mühsamen Ueberkletterung der aus lockerem Schutt gebildeten Moräne betraten wir sofort den Leitergletscher, der von dem Glocknerkamm herabsteigend, die ganze obere Thalmulde zwischen der langen Wand rechts und den Abfällen des Kellerberges links, in der Breite von beiläufig einer drittel Meile bedeckt. Er ist ein schöner sekundärer Gletscher von nicht unbeträchtlicher Größe, und besitzt nicht weniger als acht Mittelmoränen. Von der Salmshütte in der Nähe seines Endes konnten wir sowohl jetzt, als später, als wir ihn bei vollem Tageslichte überschritten, keine Spur mehr entdecken. Sie wurde vor etwa zehn Jahren durch eine vorrückende Oszillation des Gletschers zerstört.

Bei der geringen Neigung der Oberfläche war das Ueberschreiten des Gletschers mit nur geringer Mühe verbunden, was selbst dann der Fall war, als wir die Firnregion erreichten. Der Schnee war fest gefroren und knirschte unter unseren Tritten. Auch Klüften begegneten wir nur selten, die dann leicht umgangen oder übersprungen wurden. — Doch nun begann ein anderes, gleich wundervolles Schauspiel

unsere staunenden Blicke zu fesseln. Schon früher, als wir den Leitergletscher zuerst betraten, oder höchstens eine halbe Stunde darnach, zeigten sich gegen Sonnenaufgang die Vorboten des nahenden Morgens; das Firmament hatte sich in jener Himmelsgegend zuerst mit einem schwachen Roth überzogen, das nach und nach immer dunkler ward und später in ein tiefes, zart verlaufendes Gelb überging. Diese Färbung hatte eine bestimmte Grenze, die es deutlich von dem dunkeln Azur des übrigen Himmelsraumes trennte, und die Region des Lichtes von der der Finsterniß schied. Eine solche Abgrenzung kann man, wiewohl in umgekehrtem Verhältnisse, auch in der Ebene an jedem heiteren Abende wahrnehmen. — Diese Grenze, die sich am Himmel als ein großer Bogen projektirte, schritt nun rasch gegen Westen vor, goß immer mehr Licht auf die Erde nieder, nahm immer mehr an Deutlichkeit ab, bis sie endlich ganz verschwand, und nun loderte mit einem Male der Gipfel des Großglockner, von den ersten Strahlen der Morgensonne angezündet, in dunkelrother Glut auf. Vor dem azurnen Hintergrunde schwebend, glich dieser Berg einem silbernen Obelisk, dessen Spitze von den Flammen des Himmels angeleckt, rothglühend geworden war. Mit einem Aufschrei freudigen Staunens begrüßten wir Alle die herrliche Erscheinung, und H....., seiner Nationalität eingedenk, rief ihm ein begeistertes Eljen! zu. — Wir hatten um diese Zeit die Höhe von 9000 Fuß erreicht, und kamen dadurch in die Lage, die weiteren Effekte des Sonnenlichtes in einem ziemlich großen Umkreise zu beobachten. — Gleich nach dem Großglockner entbrannte hinter uns der hohe Schober, der höchste Gipfel der Gößnitzgletscher, dann die Hohewarte vor uns, und so nach und nach alle anderen, näheren und ferneren Bergspitzen Kärnthens und Tirols. Deutlich konnte man das allmälige Vorrücken des Lichtes von Ost gegen West wahrnehmen. So glänzte z. B. der hohe Gößnitzgipfel bereits in den ersten Strahlen der Sonne, indeß die Berge des Pusterthales und dessen Seitenthäler, und selbst die hohe Vedretta marmolata noch im Schatten lagen. Nicht minder interessant war, wenige Minuten später, der Blick auf dieses Labyrinth von Bergen, aus dem die Spitzen, von rosenrothem Lichte angeflogen, deutlich hervortraten, indeß die Thaleinschnitte nebenan noch dunkelblaue Nacht bedeckte.

In den höheren Theilen des Leitergletschers wurde, der zunehmenden Steilheit wegen, das Ansteigen etwas mühsamer. Wir bewegten uns, die nöthigen Zickzacks abgerechnet, so ziemlich nach der Richtung der Längenachse des Gletschers, und erreichten etwa um ½6 Uhr den Fuß des Glocknerkamms, unterhalb der hohen Warte. Dieser Kamm, den wir von unserem gegenwärtigen Standpunkte nur in seiner Erstreckung vom Glocknergipfel bis zum Kellerberge übersehen konnten, stürzt gegen die Leiterseite allenthalben in furchtbarer Steilheit ab, und ist meist mit Eis und Hörnerschnee bedeckt; nur hie und da ragen kahle Klippen und dunkle, senkrecht aufsteigende Felswände aus dieser weißen Decke hervor. Sie gleichen Beinbrüchen im Innern des Gebirgskörpers, wobei die Knochen sich durch das Fleisch der Erde bohrten. — Zwei dieser Wände werden durch die Hohewarte und den Kellerberg gebildet, und durch die Scharte dazwischen drängt sich, aus den obersten Firnlagen des Kamms entspringend, ein schmaler, unter einem Neigungswinkel von nahezu 40 Graden herabsteigender Eisstreifen hervor, der zu beiden Seiten von steilen Felsmauern eingeschlossen, einem erstarrten Wasserfalle ähnlich sieht, und sich zuletzt in dem Firnmeere des Leitergletschers verliert. Dieser Hohlweg, dessen Höhe, von dem weitklaffenden Schrunde bei seinem Ausgange bis zur Scharte, ich auf mindestens 300 Fuß schätze, bildet die einzige praktikable Verbindung mit dem Glocknerkamme, und mußte deshalb von uns durchschritten werden. Jetzt wurden die Steigeisen aufgeschnallt, und in scharf abgebogenen Approchen an der Hand eines Führers aufgestiegen. Nicht bloß in seiner Steilheit, sondern mehr noch in seiner Ebenheit und Glätte, lag die Schwierigkeit dieses Weges. Nur Mr. Ball, der bei allen schwierigeren Passagen, wo er konnte, seinen eigenen Weg ging und immer allen Anderen weit voran war, bedurfte keiner fremden Hilfe. Doch hier geschah es, daß ihm der Bergstock aus den Händen glitt, und mit der Spitze voraus, wie ein Pfeil an uns vorüber zur Tiefe fuhr, wo er in dem erwähnten Firnschrunde verschwand. Dieser Vorfall, so unbedeutend an sich, machte uns auf die Nothwendigkeit vermehrter Vorsicht aufmerksam. Nachdem nun unserem wackeren Briten dieses kleine Mißgeschick widerfahren war, hielt er sich, ohne Stock, auf dem glatten Eise nicht mehr für sicher, und kletterte deshalb links hin auf

die Klippen der Hohenwarte; doch hier brachte er die locker liegenden Steintrümmer aus ihrem Gleichgewichte, wodurch einige derselben den Halt verloren, und sofort, in immer größeren Sprüngen, an uns vorbei und über unsere Köpfe hinweg, den steilen Eishang hinabsausten. Diese etwas gefährliche Episode zog Mr. Ball von Seite unsers Barons einen, mit Ernst ausgesprochenen, Ordnungsruf und die wohlberechtigte Aufforderung zu, sich auf seinem Platze so lange ruhig zu verhalten, bis wir seine Höhe erreicht hätten, was Mr. Ball auch ohne Widerrede that. Um $^1/_2$7 Uhr betraten er und ich zuerst die Scharte und damit den Kamm des Gebirges.

Von der Scharte weg biegt nun der Weg unter einem rechten Winkel gegen die linke Seite ab, und verläßt bis zum Glocknergipfel den mit kompaktem Schnee bedeckten Kamm nicht mehr. Nach einigen Minuten schon standen wir auf der Hohenwarte, 9813 P. F. hoch, und erfreuten uns hier der an Ausdehnung wachsenden Fernsicht. Bald nachher schärft sich der Kamm zu einem schmalen, felsigen Grat zu, der nach beiden Seiten, d. h. sowohl gegen den Leitergletscher als gegen die Pasterze, so steil abfällt, daß hinabgeworfene Steine, hier wie dort in gewaltigen Sprüngen bis auf den Boden des Thales hinabsetzen. Wild zerklüftete Eismassen bedecken die Abhänge nach beiden Richtungen, und mahnen den eilenden Fuß an die drohende Gefahr. Doch ist der Weg von hier bis zur Adlersruhe weder besonders mühsam noch gefährlich; die meist sanft abgedachten Flächen, mittelst welcher sich das Gebirge von Terrasse zu Terrasse erhebt, sind eher geeignet den Muth des rüstigen Wanderers zu beleben, als ihn zu drücken. Der Böschungswinkel bewegt sich zwischen 10 und 17 Graden. — Doch nun erhebt sich ein eiskalter, schneidender Nordost, der nach und nach so heftig wird, daß er die festgefrornen Schneeflächen aufwühlt, den Schnee in die Luft emporhebt, und ihn als „Bergrauch" in das Leiterthal hinabfegt. Und dennoch denkt niemand an den Kleidervorrath in den Körben der Träger; der rasche Schritt und die Bewegung aufwärts hält das Blut warm und die Haut thätig. Endlich erscheint die A d l e r s r u h e, der letzte Ruhepunkt vor der Besteigung des eigentlichen Glocknergipfels, und der Ort, den wir, in Folge gewisser Wahrnehmungen, zur Einnahme eines geeigneten Gabelfrühstückes für vollkommen tauglich erklären.

Die Adlersruhe ist nichts anderes als ein schmaler, felsiger Absatz des Kamms, eine kurze Pause, die sich der von dem Glocknergipfel in unerhörter Steilheit herabsteigende Rücken gönnt, um wieder etwas zu Athem zu kommen. Mit dem Athem fängt es hier überhaupt etwas kritisch zu werden an, was sich vor der Hand wohl nur bei angestrengterer Bewegung zeigt. Die Meereshöhe der Adlersruhe beläuft sich bereits auf 10,432 P. F. — Grund genug zu einigem Stolze, denn es ist dies die höchste Höhe, die ich bisher erstiegen. Vor Jahren wurde hier, aus den umherliegenden Chloritschieferblöcken, eine etwa 10 Fuß im Geviert haltende Hütte erbaut, von der es ungewiß ist, ob sie je ein Dach besaß; noch stehen zwar ihre Mauern, aber „des Himmels Wolken schauen hoch hinein." Als wir sie erreicht hatten, freuten wir uns des Schutzes, den uns ihre Wände gegen den Wind gewährten, der in unverminderter Kälte und Heftigkeit daherfuhr, und uns zeitweise mit Wolken gefrornen Schneestaubes umhüllte. Eine unbeschreibliche Oede und Verlassenheit beherrschte diese stillen, eisumstarrten Reviere; nirgends die leiseste Spur eines Lebens; selbst die geduldigsten, winterlichsten Flechten scheuten die Ansiedlung auf dem Gesteine dieser unheimlichen Region. Aber alle diese Umstände zeigten sich, gegenüber unserem Appetite, den ein sechsstündiger, angestrengter Marsch und die herrschende Kälte wohl nicht anders als schärfen konnte, wirkungslos. Jetzt focht uns auch die herrliche Fernsicht nicht an, die sich vor uns, in unendlicher Weite und Pracht, aufschloß. — Der bleiche Käse, der purpurne Schinken, die weißgelben Eier und der dunkle Wein, letzterer ein preiswürdiges Tirolergewächs, schmeckten trefflich, nur die Cigarre wollte nicht munden; wie ich denn überhaupt dem Tabake auf größeren Höhen keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Die Ruhe und Stärkung, die wir auf solche Weise fanden, war jedoch nicht bloß ein Bedürfniß für unsere müden Glieder, sie war es auch für unseren Muth, der sich hier erst an der Schwelle wirklicher Prüfungen sah. Denn in der That, nicht ohne einen leisen Schauer vermochten wir, von diesem Platze aus, nach dem Gipfel des Großglockners emporzublicken, der sich, noch etwa 1800 Fuß hoch, gleich einem Zuckerhute vor uns aufthürmte. Bei der Energie dieser aufstrebenden Linien, bot er ein Bild von niegesehener Kühnheit. Wir suchten uns

eine, in jedem Momente leicht zu erneuernde, Vorstellung seiner Gestalt dadurch zu verschaffen, daß wir die beiden flach gegeneinander gelegten Hände senkrecht vor uns hielten, die Fingerspitzen mit dem Gipfel einrichteten, und dann den unteren Theil der Hände so weit öffneten, bis die äußeren Handflächen mit der Ebene der beiden Bergabdachungen genau abschnitten. Als diese Oeffnung der Hände erreicht war, konnte man in der Höhe der Daumen nicht mehr als drei starke Finger zwischen die beiden Handflächen einführen. Diese Steilheit eines so hohen Gipfels war nahezu unbegreiflich. Nach den gewöhnlichen Begriffen hätte er sich in dieser Beschaffenheit keinen Tag lang erhalten können; er hätte in sich selbst zusammenstürzen müssen. So würde ich nämlich, nach meinen Studien in der Oryktognosie, geschlossen haben, wenn mir jemand einen solchen Gipfel beispielsweise auf das Papier hingezeichnet hätte. Der Beweis von dem Irrthum meiner Vorstellungen stand jetzt vor mir. Freilich war diese Steilheit des Glocknergipfels nicht diejenige, die wir bei seiner Besteigung zu überwinden hatten, aber sie brachte in uns den bemerkten Eindruck hervor, der keineswegs ein freudiger und ermuthigender war.

Demungeachtet mußte endlich aufgebrochen werden, was, nach einstündiger Rast, ohne ein sichtbares Zeichen der Schwäche auf irgend einer Seite geschah. Eben schlug's 9 Uhr auf der Kathedrale zu Salzburg — so lehrte mich nämlich meine Taschenuhr, deren Zeiger ich in Gastein nach Salzburger Zeit korrigirt hatte.

Da sich nun, sehr bald nach unserem Aufbruche von der Adlersruhe, die Wichtigkeit der Führer für uns auf das Beträchtlichste steigerte, so halte ich es für nothwendig, von diesen wackeren Leuten jetzt ein Wörtchen zu sprechen. Anton Fleißners habe ich früher bereits Erwähnung gethan; er hatte früher als Soldat im Regimente Prohaska gestanden, und die Feldzüge in Italien und Ungarn mitgemacht. Von daher rührt ohne Zweifel seine gerade, freie Haltung, seine bündige, scharf akzentuirte Redeweise, das bessere Deutsch das er spricht, und ein gewisses, doch völlig unostensibles Selbstbewußtsein, das sich in allen seinen Handlungen ausdrückt. Er hatte sich den Baron zum Schützling gewählt, und leistete diesem, nach dessen eigenem Geständnisse, zweimal höchst wesentliche Dienste. — Ein anderer Führer war

Josef Kramser, eine aus breiten, offenen Zügen mit treuherzigen Augen hervorblickende Natur. Bei der sehnigen Gedrungenheit seines Körpers und der Breite von Brust und Schultern schien er fähig, uns alle mit einem Male auf die Spitze des Großglockners zu tragen. An ihn hielt sich unser Kanonikus, und fand an ihm einen eben so verläßlichen, als umsichtigen Beschützer. Mir selbst fiel als Protektor der Schmid Eder aus Pockhorn zu, ein höchst gutmüthiger Alpensohn, der mich wie seinen leiblichen Bruder bewachte, und mir sehr viel zu sagen wußte, wovon ich jedoch leider oft nur sehr wenig verstand. Auch die beiden noch übrigen Führer, deren Namen ich nicht mehr zu nennen weiß, und von denen einer sich zu Mr. Ball gesellte, waren gleich treffliche, in ihrer Aufmerksamkeit und Thätigkeit unermüdliche Leute. Gewiß, nur der Umsicht und sorgsamen Führung dieser wackeren Männer verdanken wir die glückliche Ausführung des Unternehmens.

Von der Adlersruhe aufwärts gewinnt die Neigung des Abhanges vom Flecke weg das beträchtliche Maß von 25 bis 30 Graden, bei dem sie jedoch nicht stehen bleibt, sondern nach und nach in rascher Folge einen Grad um den anderen zusetzt. Mit diesem Wachsen des Böschungswinkels verengt sich eben so rasch die Breite des herabziehenden Rückens, wodurch bald alle ausholenden Zickzacks ein Ende nehmen, und unser Weg sich nothgedrungen in einer geraden Linie gegen die Spitze bewegt. Jetzt wird auch das Steigen über die steinharte Schneefläche, die ihrer großen Neigung wegen die Fußgelenke hart mitnimmt, in hohem Grade beschwerlich; dennoch geht es, etwa eine halbe Stunde lang, noch auf gewöhnliche Weise vorwärts. Endlich wird jedoch der Abhang so steil, und die Gefahr des Ausgleitens so groß, daß eine veränderte Manier des Aufsteigens angewendet werden muß. Jeder Passagier wird nämlich von seinem Führer an das Seil genommen, die Gesellschaft ordnet sich in eine Reihenkolonne, wobei in jeder Partie der Führer sich voranstellt, und der letzte ledige Führer sich an die Tête setzt, um mit der mitgeführten Haue Stufen in die feste Eisrinde zu graben. Das Maß, mit der diese Arbeit fortschreitet, bestimmt jetzt unabänderlich das Maß der Geschwindigkeit, mit der wir uns vorwärtsbewegen, und dies geschieht langsam, denn die Arbeit ist keine leichte, und der eishauende Führer muß von Zeit zu Zeit abgelöst werden.

Bald nachdem die Erbauung dieses Treppenwerkes ihren Anfang genommen, hatte sich der schmale Rücken, über den wir aufwärts stiegen, zur Breite von einigen wenigen Schritten zugeschärft, so daß wir jetzt nach beiden Seiten den Blick in grauenvolle Tiefen frei hatten, in die sich, dicht neben uns, hüben wie drüben, der Abhang in einer einzigen, durch kein Hinderniß irgend einer Art gesänftigten Linie von entsetzlicher Steilheit, hinabstürzte. Wer jetzt ausglitt und mit den Füßen den Boden verlor, der hatte die sicherste Aussicht, auf die schnellste Art, und in einem einzigen ungestörten Fluge, den zwischen 4 und 5000 Fuß tiefen Abgrund zu erreichen. Freilich gingen wir jetzt am Seile, dessen eines Ende fest um die Mitte des Körpers geschlungen war, indeß das andere Ende sich eben so fest um den linken Arm des Führers wand; aber auch einer der Führer konnte ausgleiten, und dann, entweder mit seinem Seilgefährten allein, oder in Gesellschaft mit noch anderen Personen, die er etwa im Sturze mit sich riß, hinab in die Tiefe und in die Ewigkeit wandern. Und gewiß dachte damals keiner von uns, auch nur mit einiger Besorgniß, an die Gefährlichkeit der Lage, in der wir uns befanden. Die Großartigkeit und Erhabenheit alles dessen, was uns umgab, nahm unsere Aufmerksamkeit so unablässig in Anspruch, daß sie für die Regungen der Furcht keine Zeit fand. Da das Aufklimmen über die Eistreppe ruckweise und in dem Maße geschah, als 6 bis 8 Stufen fertig wurden, so gaben die hiedurch entstehenden Zeitintervallen die Gelegenheit zu allerlei Beobachtungen. So faßte ich jetzt die überraschend schöne Zeichnung der Ogiven des Pasterzengletschers, der, in der Tiefe zur rechten Hand, wie ein breiter, mächtiger Strom in seinem Bette dahinfloß, — den Gang seiner Moränen, und einige andere, von hier aus wahrnehmbare Verhältnisse desselben, erst recht ins Auge; gleiches that ich in Beziehung auf den links liegenden Leitergletscher.

Doch nun traf, beiläufig jenseits der Mitte zwischen der Adlersruhe und dem Gipfel, unser Stufenpfad auf eine scharfe Schneekante, die, von vorausgegangenen heftigen Westwinden erzeugt, von der Bergspitze gerade gegen uns herablief, sich dann rechtshin abkrümmte, und in der Tiefe verlor. Dieser Kante, die die Linie des geringsten Falles bezeichnete, folgte jetzt unser Weg in dem Abstande von wenigen Zollen. Es war nun interessant anzusehen, wie die durch das Einhauen

der Stufen losgelösten Schneeschollen, erst mit rasender Geschwindigkeit an uns vorüberfuhren, und dann, je nachdem sie rechts oder links ausgeworfen wurden, entweder gegen die Pasterze oder gegen den Leitergletscher das Weite suchten. Hier wuchs die Steilheit unsers Weges mit jedem Schritte und erreichte endlich sogar das Maß von 49 Graden. *) Zu den hieraus entspringenden mechanischen Schwierigkeiten des Aufsteigens gesellte sich nun auch, in immer steigendem Maße, ein Druck auf die Respiration, der das Blut zu Kopf trieb und Kopfschmerz verursachte. Die dünne Luft dieser, zwölfthalbtausend Fuß überschreitenden Höhe genügte während der Bewegung dem Bedürfnisse der Lunge nicht mehr, die deshalb durch ein fliegendes Athmen das Defizit wieder zu gewinnen suchte. Sind nun solche pathologische Erscheinungen auf großen Höhen allgemein, so treten sie doch bei sanguinischen Menschen früher auf, und sind auf sie von größerer Wirkung, als bei Leuten von verhältnißmäßig wenigem und dickflüßigerem Blute. Deshalb eben empfand ich den Einfluß der verdünnten Luft unzweifelhaft am meisten. Bei der Eingenommenheit meines Kopfes befiel mich auf kurze Zeit eine Anwandlung von Schlaf, wodurch es mir geschah, daß ich, bei einer der erwähnten Pausen, die wir zuweilen zum Niedersitzen auf die Stufen verwendeten, beinahe eingeschlafen wäre. Dies bemerkte H....., der mir zunächst stand, und wollte das Faktum mit Worten konstatiren, wurde jedoch von mir noch zur rechten Zeit durch ein kräftiges „O nein, kanonok úr!“ und durch Aufstehen von meinem Sitze widerlegt. Später ergriff mich gar ein kleiner Brechreiz, der jedoch nach einiger Ruhe auf dem Gipfel wieder verschwand. Mit all diesem Ungemach verband sich jetzt zum Ueberfluß eine drückende Hitze; der kalte Wind hatte aufgehört, und die von der blanken Schneefläche heftig reverberirten Sonnenstrahlen wirkten nun mit einer Kraft, die wir ihnen in solcher Höhe nimmer zugetraut hätten. Demungeachtet ward der Raum, der uns von dem Zielpunkte unserer Wünsche trennte, von Minute zu Minute kleiner, bis wir endlich, nach zweistündigen Mühen seit dem Aufbruche von der Adlersruhe, um 11 Uhr den ersten oder niedrigeren Gipfel des Großglockners betraten.

---

*) Siehe die Monographie der östlichen Alpen von den Brüdern Schlagintweit.

Aber hilf Himmel, was war das für ein Gipfel! war's etwa eine breite, zu behaglichem Lagern auffordernde Kuppe? oder war's ein trotziger, schwarzbrauner Felsenkamm, in dessen Klippen wir, Adlern gleich, in Ruhe und Sicherheit horsten konnten? — nichts von all dem! es war bloß eine, nach der Steilheit der beiden Seitenwände zugespitzte Schneeschneide, so scharf, daß, wenn sie fest gefroren, eine rasch darüber hinfahrende Hand sich daran hätte schneiden mögen. Wem diese Ansicht tropisch erscheint, der berichtige sie nach seinen eigenen Vorstellungen über den höchsten Grad von Steilheit und Schärfe, unter welchem vom Winde zusammengewehter und gefrorner Schnee sich nur immer erhalten kann. Dabei überhing der Gipfel, vermittelst des unter dem Schnee befindlichen Hocheises, um etwa 6—8 Fuß horizontaler Entfernung, gegen die Pasterzenseite. Auf dieser schwebenden Unterlage gruben uns nun unsere Führer, gleich vorne wo wir den Gipfel zuerst betraten, eine Art von Kanape in den Schnee, auf dem wir etwa eine halbe Stunde lang ausruhten, so lange nämlich, als die Führer Zeit benöthigten, um den Uebergang auf den höheren Gipfel vorzubereiten, wobei auch sie sich gegenseitig — ein uns damals auffallendes und sicheres Zeichen der wachsenden Gefahr — mit den Seilen zusammenbanden.

Wir saßen auf unserem Kanape mit dem Gesichte gegen die Sonne, die uns mit ihren glühendsten Strahlen bedeckte. Und so steil schoß unter unseren Füßen die Schneewand in die Tiefe, daß wir unsere Bergstöcke, in den durch die Sonnenwärme mittlerweile etwas aufgelockerten Grund, nur dann verläßlich einrammen konnten, wenn wir sie oben vom Leibe entfernten, um ihre Richtung mit der Ebene des Abhanges in den erforderlichen Winkel zu versetzen. Auch hielten es zwei der Führer für rathsam, an unserer Seite zu verbleiben, und die Seile in ihren sicheren Händen fest zu halten. — Das Thermometer zeigte in der Sonne nicht weniger als + 23 Grad R.; wir hatten daher seit der Adlersruhe, wo die Temperatur auf — 3 Graden stand, also in nicht vollen zwei Stunden, eine Temperaturdifferenz von 26 Graden durchgemacht; ein Faktum, das gewiß höchst seltener Art ist. Als wir jedoch das Thermometer über die Schneide hinüber in den Schatten brachten, sank es bis auf 6½ Grade herab, was zwischen Licht und Schatten einen

Temperatursunterschied von 16½ Graden gibt. Die Höhe dieses Gipfels beträgt 12,088 P. F.

Der Uebergang zum höheren Gipfel geschah einzelweise, da jetzt jeder von uns, gegen vorne sowohl als gegen rückwärts, ins Seil genommen wurde, und daher zweier Führer bedurfte. Vom Kanape weg führte der Weg erst längs der, etwa 50—60 Fuß langen, Schneeschneide des Gipfels, auf einem Pfade weiter, dessen Breite die einer Handfläche kaum übertraf, und von den Führern mit der Haue in die Schneewand eingerissen worden war. Die Gipfelschneide lag uns zur Rechten, überhöhte den Fußsteig um 3—4 Fuß und konnte als Geländer dienen; wer aber, wie ich es that, seinen Bergstock fest dagegen stemmte, dem geschah es, daß er die dünne Schneekante durchstieß, und durch die hieraus entstandene Oeffnung den jenseits in der Tiefe liegenden Pasterzengletscher erblicken konnte. Am jenseitigen Ende des Gipfels angelangt, setzte der Weg auf die nördliche oder Pasterzenseite über, und senkte sich jetzt, immer längs der in ihrer Schärfe sich gleichbleibenden Schneeschneide hinführend, in fast senkrechtem Absturze, zu jenem Sattel herab, durch welchen beide Gipfel mit einander zusammenhängen. Hier mußte man sich umkehren, wie man es thut, um über eine Leiter herabzuklettern; ein Führer schritt einige Stufen voraus hinab, indeß der auf dem Gipfel zurückbleibende zweite Führer sich mit den Füßen und Knien fest in den Schnee eingrub, da die Sicherheit des Hinabsteigenden zumeist von der Festigkeit des oberen Seiles abhing. Mit dem einen Fuße in der oberen Stufe stehend, mußte man mit dem anderen Fuße die nächste Stufe suchen; da aber bei der großen Steilheit des Abhanges die Stufen nur sehr weit von einander entfernt angelegt werden konnten, da sie sonst im Schnee leicht durchgetreten worden wären, so war die nächsttiefere Stufe nur dadurch zu erreichen, daß der obere Fuß seine Stufe verließ, und der Körper am Seile hängend langsam hinabglitt, wobei der untere Führer den Fuß ergriff und ihn vorsichtig in die gesuchte Stufe einsetzte. Solcher Stufen gab es sechs bis acht. Ich legte dabei einige Male, wo es anging, den rechten Arm über den nahen Schneegrath, um mich daran festzuhalten, und fühlte wie seine Spitzen unter dem Drucke meines Körpers zerbröckelten. — Das Absteigen über diese vertikale, lockere, und nicht

mehr als fußbreite Treppe, die über einem Abgrunde von 5000 Fuß Tiefe hing, wird gewiß selbst von dem kühnsten Bergebesteiger als ein nicht zu verachtendes Muthpröbchen willig anerkannt werden, und dennoch erschien es mir weitaus nicht so grauenvoll, als die kurze Passage über den Sattel selbst. Hier sah man sich auf einer durch Felsen gebildeten und von etwas Schnee geebneten, 4—6 Zoll breiten Schneide, mit Felswänden von so entsetzlicher Steilheit zu beiden Seiten, daß sich die Hände, die keinen greifbaren Gegenstand in ihrer Nähe fanden, unwillkürlich dem Boden näherten, um den Schwerpunkt des Körpers tiefer zu stellen. Zum Glück betrug die Länge dieses Sattels nicht mehr als höchstens 36 Fuß; er war in wenigen Augenblicken überschritten. Nach solchen Gefahren war das Erklimmen des noch etwa 120 Fuß über den Sattel sich erhebenden eigentlichen Glocknergipfels, ungeachtet seiner Steilheit, nur mehr ein Spiel. Dennoch geschah es hier, daß Baron T*** auf einer vom Schmelzwasser des Schnees befeuchteten Felsplatte ausglitt, und unfehlbar in den Abgrund gestürzt wäre, wenn nicht Fleißner vermittelst des Seiles ihn zurückgehalten und gerettet hätte. Als wir endlich alle auf dem Gipfel vereinigt waren, zeigte meine Uhr Punkt 12 Uhr Mittags.

Man kann sich die freudige Genugthuung vorstellen, die wir empfanden, als wir uns endlich, nach 14stündigem Marsche von Heiligenblut, glücklich am Ziele unserer Reise angekommen sahen. Nicht größer aber hätte der Lohn sein können, als derjenige es war, der sich uns jetzt in dem Genusse einer über alle Beschreibung großartigen und reizvollen Rundsicht darbot. In dem tiefergreifenden Gefühle dessen, stimmten wir unverzüglich den Hymnus „Großer Gott, wir loben Dich!" an, und brachten auf solche Weise, aus voller Brust, den Tribut der Erkenntniß, des Dankes und der Anbetung zuerst Demjenigen dar, dessen Größe und Macht sich unseren Seelen auf diesem Punkte in so unaussprechlicher Erhabenheit enthüllte. Und als wir so sangen, verrieth das Zittern unserer Stimmen die Vibrationen des Gefühles im Innern der Brust. Ich dachte an Weib und Kinder, an meine fernen Eltern, und an den Verlust, der sie bedrohte, wenn es der Vorsehung gefallen hätte, mir in den Gefahren, denen wir soeben entronnen waren, ihre schützende Hand zu entziehen. Zwei Strophen jenes schönen Liedes schie-

nen uns hinreichend, und als wir damit zu Ende waren, rief der ehrliche Kramser mit lauter Stimme: „Nun, das ist einmal ein Gesang, der sich hören läßt! — so viel ich weiß, hat dieses Lied an diesem Platze noch Niemand gesungen!“ — Nunmehr intonirten wir das hohe Lied des Kaisers, und zuletzt, unserem guten Mr. Ball zu Ehren, „God save the queen!“ wofür er uns am Schlusse seinen Dank votirte. Nachdem dies Alles geschehen, holten wir Fernröhre und Karten hervor, orientirten letztere nach einem bekannten Punkte, und gaben uns nun dem Genusse, sowohl des Ganzen als seiner Details, mit ungetheiltem Interesse hin.

Und dieser Genuß war wahrhaftig von überschwenglicher Größe. Da der Großglockner in seiner dominirenden Stellung durch keinen anderen nahestehenden, gleich hohen oder höheren Berg beeinträchtigt wird, so ist die Rundsicht vollkommen, und umfaßt ein so weites Gebiet, wie es vielleicht in Europa nur von der Spitze des Montblanc und des Monte Rosa, in gleichem oder größerem Umfange, überblickt werden kann. Die Vortheile dieser günstigen Lage erhielten jedoch für uns erst durch die helle, spiegelklare Witterung ihren ganzen Werth. Der Tag war rein wie ein Diamant; überall war auch nicht die leiseste Spur einer Wolke oder eines Nebels sichtbar, und so frei von Dünsten war die Luft, daß sich die größten Fernen, ja selbst die Ebenen des südlichen Deutschlands in vollkommener Klarheit übersehen ließen. Ein solcher Tag gehört unter solchen Umständen gewiß zu den köstlichsten Geschenken des Himmels. Da war nirgends von dunkeln, nebelgrauen Tiefen die Rede, in denen die Menschen ihr sorgenvolles Dasein hinschleppen, wie uns dies so manche Touristen beschreiben, die das Schicksal zufällig weniger als uns begünstigte, und die daher das tiefere Land, wo der Mensch haust und sich seinen etwas komplizirten Lebensapparat zurichtete, nur durch die verdüsternde Hülle einer trüben Atmosphäre erblickten. Uns lag der Erdkreis in dem vollen Glanze seiner Farben vor den staunenden Augen, und da das tausendfache Weh der Menschheit, ihre Klagen und Nöthen, ihre Thorheiten und Leidenschaften, ihre lärmende Ruhelosigkeit und Zwietracht, ihre Liebe und ihr Haß, sich von dieser Höhe aus nicht mehr wahrnehmen ließ, so befleckte nichts das reine, weiche Kleid des Friedens, das über der Welt

ausgebreitet lag, und die Berge darin hoben ungestört und feierlich ihre Häupter empor, und schienen in ein stummes Gebet versunken. — Bis in die fernste Zeit wird meine Erinnerung dieses überherrliche Bild wie eine Art Heiligthum verehren!

Ich will es nun versuchen, die Grenzen des von hier aus übersehbaren natürlichen Horizonts zu bezeichnen, in so weit nämlich, als uns dies mit Hilfe eines nicht eben sehr vorzüglichen Fernrohres möglich gewesen.

Am nächsten lag diese Grenze gegen Süden, wo der hohe Bergwall der karnischen Alpen die dahinter liegende venetianische Tiefebene unseren Blicken entzog. Vom Terglou angefangen sah man den ganzen Bergzug der eben genannten Alpen, mit allen ihren Spitzen: den großen Mannhart bei Tarvis, den Kreuzberg und die Cima grande im Gailthal u. A. m. — Kurze Zeit bevor wir den niedrigeren Gipfel des Großglockners erreichten, schien es mir eine Weile lang, als sähe ich, durch eine tiefere Einsattlung dieses Gebirges, eine oben durch eine horizontale Linie abgeschnittene Wasserfläche blitzen, die ich für den Spiegel des adriatischen Meeres hielt. Später suchte ich, von dem höheren Gipfel, und selbst mit Hilfe des Fernrohrs, diesen Glanz vergebens, weshalb ich meine frühere Wahrnehmung damals für eine Täuschung hielt. Nachher erfuhr ich jedoch, daß auch Andere das adriatische Meer vom Glocknergipfel aus erblickt haben sollen, und nun bin ich der Meinung, daß meine eigene Wahrnehmung vielleicht doch keine Täuschung gewesen. Als ich jenen Glanz erblickte, war es beiläufig 10 Uhr Morgens, eine Stunde, wo die Morgendünste noch über den Tiefen lagerten und die Strahlen kräftiger gegen das Neigungsloth brachen, als dies zu Mittag geschah, wo ihre Dichtigkeit wesentlich abgenommen hatte.

Etwas weiter gegen Westen machte sich die Vedretta marmolata mit ihrem Gletscher bemerkbar, und nebenan zeigten sich die weißen Zinken des Schlern und der übrigen Dolomitberge bei Botzen.

Jenseits dieser Höhen übersah man noch andere Gebirgszüge in unbestimmter Anzahl, und wir zweifelten nicht, daß der äußerste derselben jener des Monte Baldo bei Verona gewesen.

Nun folgte die Gletschergruppe des Monte Adamello und der

Vedretta di Caresallo, an der Grenze zwischen Südtirol und der Delegation Brescia, und dann, in noch mehr westlicher Richtung, das System des Ortles, mit seinen weitausgedehnten Eisfeldern. Die hervorragendsten Spitzen dieser Gebirge zeigte das Rohr mit vollkommener Deutlichkeit.

Zwischen dem letztgenannten Gebirgszuge und den Gletschern des Oetzthales, erblickte man in weiter Entfernung eine langgestreckte Reihe schneebedeckter Berge, die sich vermittelst der Karte als die Kette der lepontinischen Alpen, mit dem Bernina und dem Monte delle disgrazie, leicht nachweisen ließ.

Das mächtige Gletschersystem des Oetzthales, das nun in dieser Richtung den Gesichtskreis begrenzte, stand, mit der Stellung des vorgenannten Alpenzuges verglichen, so nahe, daß es für die Fernsicht fast wie ein Hinderniß erschien. Seine drei hervorragendsten Spitzen: der Similaun, die Weißkugel und die Wildspitze, erkannte ich an ihren, mir wohlbekannten Formen schon mit unbewaffnetem Auge. — Rechts von diesen Bergen lag in noch größerer Nähe die Gruppe der Stubaier-Ferner.

In der Linie der Stubaiergletscher, aber weit jenseits derselben, konnte man, mit Hilfe des Fernrohrs, noch deutlich jenen mächtigen, eisbedeckten Bergkamm erblicken, längs welchem die Grenze zwischen Vorarlberg und Graubünden hinzieht. Der Albuinkopf, die Rad-, Litzner- und Strohfettnerspitze und die Sessaplana sind seine höchsten Gipfel.

In nordwestlicher Richtung verlor sich der Blick endlos in das würtembergische Hügelland und die baierische Hochebene. Nur die Sehkraft des Auges beschränkte hier die Weite der Fernsicht.

Gegen Norden sah man den Böhmerwald und das böhmisch-mährische Grenzgebirge, und weiter östlich die kleinen Karpathen. Gleich niedrigen, hie und da etwas gescharteten Dämmen, die in ihrem Verlaufe dem Auge keinen erheblichen Wechsel darboten, umsäumten diese Höhenzüge den weiten Horizont.

Gegen Sonnenaufgang konnte der Blick mit Sicherheit den ganzen Zug der norischen Alpen verfolgen. In einer der letzten höheren Kuppen desselben glaubten wir den Schneeberg wiederzufinden. Aehn-

liches war bei den steierischen Gebirgen der Fall; mit voller Klarheit zeigten sich die bekannten schönen Umrisse der Steiner Alpen, in der Nähe von Laibach. Jenseits aller Berge der steierischen Mark aber schloß die Ebene des westlichen Ungarns als eine gerade Linie den Gesichtskreis auf dieser Seite ab.

Innerhalb dieses ungeheuren Kreises stand nun Berg an Berg, gleich den Riesenwogen eines, inmitten seiner wildesten Empörung plötzlich starr gewordenen Ozeans. Doch fand sich das Auge auch in diesem Labyrinthe bald zurecht. Ohne große Mühe ließen sich die Depressionen des Drau- und Pusterthales, des Vintschgaues, des Wipp-, Inn- und Zillerthales, des Pinzgaues u. A. m. erkennen. In die naheliegenden kleineren Thäler aber, wie z. B. das obere Möllthal, das Leiter-, Kalser-, Isel-, Virgen- und Tefferegggenthal, konnte man fast so hineinsehen, wie von einem Kirchthurme in die umliegenden Straßen der Stadt.

Es war überhaupt merkwürdig, wie verändert sich manche Verhältnisse darstellten. Bekannte Berge, die vom Thal aus angesehen durch ihre Höhe imponirten, und die selbst neben dem Großglockner noch Figur machten, waren zu kleinen Bergen eingesunken; andere minder bedeutende Erhebungen waren gar nicht mehr zu finden. Nicht minder interessant war jetzt das klare Hervortreten der räumlichen Beziehungen einzelner Terraintheile gegen einander. Die Verzweigung der Gebirgszüge, die Lage der Thäler und ihre Verbindungen unter sich, und dergleichen Dinge mehr, die durch die Karten und mit Hilfe der Phantasie nur schwer und unvollkommen erkannt werden, lagen jetzt in voller Uebersichtlichkeit offen. So wurden wir auch, gleichsam auf plastischem Wege, über das Maß der Elevation belehrt, die wir erklommen hatten.

War nun dieses Rundbild in seiner Totalität von fast sinnverwirrender Großartigkeit, so war dafür manches Detail unendlich schön und reizend. Wendeten wir z. B. den Blick gegen Norden, so sahen wir in der Tiefe vor uns den herrlichen Pasterzengletscher, von seinen schimmernden Firnmeeren angefangen, durch seine ganze $^5/_4$ deutsche Meilen messende Länge, bis zu seinem wildzerklüfteten Ende hinab. Ihn überragte hochthronend das stolze Wiesbachhorn, und schien von hier

aus fast mit den Händen greifbar. Rechts hin strich die östliche Hälfte der Tauernkette: aneinander gereihte Titanen, mit den Stirnen voll eisigem Ernst. — Südwärts glänzten, unter den blendenden Reflexen des Sonnenlichtes, die breiten Schneefelder der nachbarlichen Gößnitz. In westlicher Richtung blickend, begegnete das Auge zunächst einer weitausgedehnten Eisfläche, aus welcher die tadellos weiße Pyramide des Sulzbacher Venedigers, 11,400 Fuß hoch, mächtig emporstieg. Ihr zur Seite, doch etwas mehr rückwärts, erhob die Dreiherrenspitze ihren Silberscheitel, hinter dem sich die Gletscherzeilen des Zillerthales großentheils verbargen. In etwas nach Süden abweichender Richtung hob sich nebenan die kleine Fernergruppe von Antholz in Tirol, klar und kräftig aus der blauumschatteten Masse der übrigen Berge heraus.

Gegen das blendende Weiß der Schneeberge und das düstere Grau der Felsen bot das helle Grün der nahen Thäler einen freundlichen Gegensatz. Die kleinen Dörfer Kals in Tirol und Heiligenblut in Kärnthen — die einzigen menschlichen Wohnstätten, die wir mit freiem Auge von dieser Höhe erblicken konnten — lieferten mit ihren Kirchen, ihren weißblinkenden Häusern und den brennend grünen Wiesengründen daneben, ein reinliches, lachendes Bild menschlichen Seins und Schaffens. Neben so viel Großem und Gottentsprossenem, das den Geist aus dem Kreise der Alltäglichkeit entrückte, ihn über sich selbst erhob und der Gottheit näher brachte, erinnerten jene Bilder wieder an die engeren Interessen des Lebens, an die eigene liebe Heimat und die Freuden des häuslichen Herdes.

Je länger wir auf dem Gipfel verweilten, desto mehr veränderte sich das Aussehen des Himmels ober uns. Die schöne dunkle Farbe desselben, wie wir sie anfangs sahen, hatte sich jetzt in ein tiefes Schwarzblau verwandelt, dessen Ton mit der Farbe von dunkelangelaufenem Stahl einige Aehnlichkeit zeigte. Noch deutlicher trat dieses unheimliche Kolorit hervor, als wir rückkehrend die Adlersruhe wieder erreicht hatten, und unsere Blicke nochmals der Höhe zuwendeten. Der weißstrahlende Gipfel schien da, vor dem dunklen, fast grünblauen Himmel, von einem röthlichen, fremdartigen, magischen Lichte beleuchtet.

Nun noch ein Wort über den Gipfel selbst. Von der niedrigeren

Spitze angesehen, stellt er sich als ein schlankes, etwas gegen Norden geneigtes, scharf zugespitztes Horn dar, auf dessen unebenem, felsigem Rücken höchstens zwölf Personen sichere Ruheplätze finden. Die Felsart, aus der er besteht, ist dunkelgrüner Chloritschiefer. Der Barometerkasten und der Blitzableiter nebenan, die Erzbischof Fürst Salm einst hier aufrichten ließ, sind von den Stürmen zertrümmert worden; nur von dem Blitzableiter hängt noch die eiserne Stange, verkrümmt und niedergeworfen, an der Vernietung im Felsen.

Nach der barometrischen Messung der Gebrüder Schlagintweit beläuft sich die absolute Höhe des Glocknergipfels auf 12,158 P. F. — Er soll daher die Ortlesspitze um 138 P. F. überragen und daher, nach der Behauptung jener beiden Gelehrten, der höchste Punkt der österreichischen Monarchie sein.

Nach anderthalbstündigem Aufenthalte verließen wir den Gipfel. Die Scharte zwischen den beiden Spitzen bot jetzt auf dem Rückwege dieselben Schwierigkeiten dar, wie bei der Besteigung. Leichter aber, als wir fürchteten, geschah nun die Abfahrt über die steile Schneefläche bis zur Adlersruhe. Der mittlerweile durch die Sonnenhitze aufgelockerte Schnee ließ jetzt den Fuß bei jedem Schritte tief einsinken, und verminderte dadurch die Möglichkeit des Ausgleitens. Jetzt hielt sich der Führer in jeder Partie rückwärts, nahm das Seil lang, stellte sich auf seinem Platze fest, und ließ seinen Passagier acht bis zehn Schritte abwärts schreiten, worauf dieser seinerseits so lange stehen blieb, bis der Führer wieder herangekommen war, worauf dieses Verfahren von neuem begann. Später jedoch, als wir mehr Muth gewonnen hatten, gingen wir ohne Aufenthalt weiter, und beobachteten bloß die Vorsicht, Fuß und Stock nicht gleichzeitig mit jenen des Führers niederzusetzen. Auf solche Weise ging es rasch abwärts. In weniger als einer Stunde erreichten wir fast athemlos die Adlersruhe, wo wir von den Seilen losgebunden wurden, und wo wir kurze Zeit verweilten, um wieder etwas zu Athem zu kommen. Mit ungleich ruhigeren Empfindungen als vor wenigen Stunden, sahen wir jetzt zu dem Gipfel auf, dessen Bild sich sonst von keinem anderen Orte in so erschrecklicher Schärfe und Wildheit präsentirt. — Unangenehm war jetzt das Ueberschreiten des Leiterfirns, in den sich unsere Füße schuhtief eingruben; noch

unangenehmer aber machte sich auf dem festen Grunde bei mir das Drücken meines linken Schuhes fühlbar; diesmal kam es sogar zum Blutvergießen. Aber auch der Kopfschmerz wollte mich nicht verlassen; er wurde durch die Schnelligkeit, mit der wir abwärts stiegen, und die hiedurch hervorgebrachte Vehemenz des Blutumlaufes, noch mehr befördert; erst als wir das Leiterthal hinter uns hatten, und der Weg etwas bequemer wurde, ließ es allmälig nach, und hörte endlich, noch bevor wir Heiligenblut erreichten, vollständig auf.

Nicht so gut ging es unserem Kanonikus. Bis auf die Spitze des Großglockners, und auf dem Rückwege bis über den Leitergletscher herab, hatte er sich mit einer Standhaftigkeit benommen, die wir ihm, nach den Erfahrungen des vorigen Tages auf dem Katzensteige, nicht im entferntesten zugetraut hatten. Vor Erreichung der Leiterhütte aber brach seine Kraft zusammen, und nun bot er, auf dem Heimwege bis Heiligenblut, das lebende Bild der Erschöpfung. Der Kopf schmerzte ihn heftig, sein Antlitz gewann eine erdfahle Farbe, und der leidende Ausdruck seiner Mienen verkündete die Pein, die jeder neue Schritt ihm bereitete. Schweigend schleppte er sich hinter uns her, und nur sein Stolz war noch so stark, um jede Hilfe, die wir ihm anboten, rundweg abzulehnen.

Um 7 Uhr Abends trafen wir endlich wieder in Heiligenblut ein, nachdem wir seit 37 Stunden, 25 Stunden lang auf den Beinen gewesen, und, was meine Person betrifft, eines nur anderthalbstündigen Schlafes genossen hatten. H..... hatte in dieser Zeit kein Auge zugemacht.

Aus dieser Geschichte unserer Glocknerbesteigung wird genügend klar geworden sein, daß zu einer solchen Expedition eine nicht unbedeutende körperliche Kraft, ein frischer Muth, eine gute Brust und vollkommene Schwindelfreiheit unentbehrliche Requisiten sind.

Mirl, die frische, unermüdliche, und sehr bausbäckige Kellnerin unseres Gasthauses, die uns nach unserer Rückkehr zuerst begrüßte, war so freundlich uns zu versichern, daß sowohl sie, als Andere, für unsere glückliche Heimkehr in der Kirche gebetet hätten. In solcher Achtung steht die Besteigung des Großglockners selbst bei den Bewohnern des Thales. — Da wir den nächsten Tag zur Ruhe bestimmt

hatten, so legten wir uns ohne Sorgen für den kommenden Morgen zu Bett, und schliefen herrlich wie nie.

Am 6. September.

Es ist, wie ich glaube selbstverständlich, daß wir uns weder mit dem Aufstehen noch mit unserer Toilette sonderlich beeilten. Das große Werk war ja vollbracht, und das Bett mußte jetzt die Lorbeern vertreten, auf denen sich's, wie die Sage geht, gut ruhen soll. Bezüglich unserer Betten war dies vollkommen der Fall, und die Substitution konnte diesmal für gelungen erklärt werden. Zu welcher Stunde wir aufstanden, scheint nicht nöthig zu berichten; wenn ich nicht irre, so geschah es zwischen der 7. und 10. Morgenstunde. Aber auch von unserem diesmaligen Frühstücke will ich schweigen, wenn nicht allenfalls der Umstand von Interesse ist, daß es bloß aus 8—10 Gläsern Kaffee, 2 Pfund Butter, 6 Tassen Honig, 12 Stück weichen Eiern und beiläufig 15 Semmeln bestand — welche Kleinigkeiten sich jedoch nur unter drei Personen zu theilen brauchten, da H..... im Bette lag und sich marode gemeldet hatte.

Nach so frugalem Verhalten ergab sich Baron T**** der Kunst, Mr. Ball der Wissenschaft, und ich mich der Humanität. Der erstere ging nämlich ins Freie, und zeichnete eine Ansicht von Heiligenblut, der Brite ordnete die gesammelten Pflanzen und legte sie in sein Herbarium ein, indeß ich einen Brief an die Meinigen schrieb und eine kurze Skizze unserer Glocknerbesteigung in das Fremdenbuch eintrug. In so weit ging Alles trefflich, und jede Spur der Mühsale des gestrigen Tages war verwischt, nur der geistliche Herr litt noch immer, und sein Zustand fing nachgerade an, uns Besorgnisse einzuflößen. Nicht allein, daß sich bei ihm das Gefühl der Ermattung noch nicht gehoben hatte, sondern es trat jetzt auch ein heftiger Durchfall und eine Schlafsucht ein, die ihn fast volle 36 Stunden ans Bett fesselte. Bloß zum Diner erschien er auf eine halbe Stunde in unserer Mitte, und da bewies denn eine, bei ihm ganz und gar ungewöhnliche Reizbarkeit, daß durch die Alteration seiner körperlichen Kräfte auch seine moralischen hart mitgenommen waren. Und so tief war plötzlich sein Muth gesunken, daß er als ein Axiom die Behauptung hinstellte: er werde kein Narr

sein und auf der Rückkehr noch einmal über das Gebirge wandern; sein Weg gehe jetzt, zu Karren oder Saumthier, durch das Möllthal, zum nächsten besten Eilwagen, und mittelst diesem zur Eisenbahn nach Laibach." Wir glaubten nicht an die Richtigkeit dieses Axioms, und hatten Recht; denn schon bis zum nächsten Morgen hatte sich H..... so weit erholt, daß er sogar die Exkursion auf den Pasterzengletscher, die für diesen Tag festgesetzt worden war, in unserer Gesellschaft vergnügt mitmachen konnte.

Es versteht sich von selbst, daß wir es nicht versäumten, die schöne, schon im Jahre 1483 in gothischem Style erbaute Pfarrkirche in Augenschein zu nehmen. Sie stellt ein großes, stattliches Gotteshaus dar, das seine Entstehung den hier ruhenden Gebeinen des seligen Briccius verdankt, der, ein Däne von Geburt und Feldherr des Kaisers Leo, auf der Reise nach seiner Heimat, von einem Schneesturme überrascht, in dieser Gegend den Tod fand. Eine Kapelle, nordwestlich von Heiligenblut und auf dem Wege gegen das hohe Thor gelegen, bezeichnet den Ort, wo zuerst sein Leichnam im Schnee aufgefunden wurde. Dies geschah im Jahre 714. Die Reliquie, die er bei sich trug — ein Fläschchen mit einigen Tropfen heiligen Blutes, das einer geweihten Hostie entquoll als ein Jude im wüsten Frevelmuthe sie durchstach — wird sammt der die Echtheit dieser Reliquie beglaubigenden Urkunde, die sich gleichfalls in dem Kleide des frommen Mannes vorfand, in dem schönen Sakramenthäuschen neben dem Hochaltare wohlverschlossen aufbewahrt. Hiedurch erklärt sich der Name „Heiligenblut" und die Bedeutung der Kirche als vielbesuchter Wallfahrtsort. Ihr schönster Schmuck aber ist der gothische Hauptaltar: ein aus Holz geschnitztes, mit trefflichen Skulpturen und Gemälden ausgestattetes, sehr ansehnliches Kunstwerk, und ohne Zweifel aus der Zeit herrührend, in der die Kirche erbaut wurde.

Nach Tisch unternahmen wir, d. h. Mr. Ball, Baron T**** und ich, eine kleine Promenade zu dem, etwa eine halbe Stunde unterhalb Heiligenblut befindlichen Möllfalle, wo wir Gentianen von enormer Größe fanden. Auf dem Heimwege machte uns Mr. Ball viel Spaß durch seine Mühe, den Text des Liedes: „Bua willst auf d'Alma foahrn" 2c. auswendig zu lernen. War schon sein Hochdeutsch zuweilen

seltsam anzuhören, so machte die Härte, mit der er den weichen oberösterreichischen Dialekt radebrechte, eine sehr komische Wirkung.

Im Gasthause fanden wir Abends zu unserem Erstaunen die Stube fast voll mit Fremden, unter ihnen den Maler Libai aus Wien, einen gebildeten jungen Künstler, dessen Bekanntschaft ich einige Tage vorher in Gastein bereits gemacht hatte; ferner unsere Freunde vom Gamskarkogel, doch diesmal ohne Plus-que-femme; endlich zwei andere jüdische Touristen aus Wien, denen wir, noch diesseits des Leiterthales, auf ihrem Wege zum Großglockner, bei unserer Rückkehr von demselben begegneten; einer von ihnen (Herr Sch***, siehe das Fremdenbuch in Heiligenblut) war auf der steilen Schneetreppe zum Gipfel dreiviertel Stunden lang ohnmächtig gelegen, worauf sie von der Verfolgung ihres Unternehmens abstanden; endlich einen Engländer, Namens Bunburry, der der deutschen Sprache auf eine für einen Fremden seltene Weise mächtig war, rasch und in einem Tone fortredete, und nach jeder Phrase so heftig Athem holte, als hätte er sich jedesmal ganz unvermuthet die Finger verbrannt etc.

Wir nahmen unser Souper ziemlich spät. Der Abend war so rein und klar, als es der Tag vorher gewesen, und der Mond stand eben in seiner Fülle und blickte durch das Fenster in unsere Stube herein. Da forderte Mr. Ball uns auf, hinaus und vor das Haus zu treten, um den Großglockner im Mondlichte zu betrachten. Wie eine erhabene Geistergestalt, von weißen Gewändern umhüllt, stand er vor uns in magischer Verklärung, und in seinem Glanze gehoben durch die schweren, schwarzen Massen des tieferen Gebirges. Da nahm mich Mr. Ball beim Arme und sagte: „Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Major! Wenn wir Morgen auf der Pasterze sind, so bleiben wir so lange dort, bis wir den Gletscher im Mondlicht sehen. —Sie und ich, denn ich wage es nicht, auch die beiden anderen Herren hiezu aufzufordern. Thun wir es! und ich bin überzeugt, Sie werden einen tieferen Eindruck mit sich heimtragen, als alles was Sie bisher gesehen haben!“ Auch dies sprach er in seiner gewöhnlichen polyglotten Weise, aber diesmal lag in seinen Worten der Ausdruck eines so tiefen Interesses an der Sache, daß ich schon deshalb zugestimmt hätte, wäre auch mein eigener Antheil daran minder groß gewesen, als er es war. — Des anderen Mor-

gens theilten wir unser Projekt den zwei übrigen Herren mit, und fanden in ihren Antworten die Bestätigung von Mr. Ball's Voraussetzung. Der geistliche Herr hatte vollen Grund sich zu schonen, und Baron T**** zog es vor, sich durch eine ungeschmälerte Nachtruhe für die Fatiguen des nächstkommenden Tages vorzubereiten.

Am 7. September.

Wir verließen Heiligenblut um 10 Uhr Vormittags und schritten, des noch nicht völlig hergestellten Kanonikus wegen, ziemlich sachte vorwärts, obgleich der Weg weder steil noch unbequem ist. Diesmal blieben wir, wie natürlich, im Thale der Pasterze, und erhoben uns, nach etwa einer halben Stunde, auf den Abhang des Gasserothkopfs, *) dessen Schichten, in der Nähe des Gipfels, eine seltsame, kreisförmige Verkrümmung zeigen. Bald nachher kamen wir an der, jenseits des Baches liegenden, Mündung des Leiterthales vorüber, das hier mit einem steilen Felsenhange endigt, und zu einem sehr schönen Wasserfalle die Gelegenheit liefert. So zeigt der Leiterbach noch im Sterben was er kann, und wie tief alle Welt es zu beklagen hat, daß er so bald schon sein junges Leben einbüßen muß. Im Uebrigen hatten wir es jedoch selbst erfahren, auf welche wüste Art er seine Jugend durchgebracht, und wie wenig Anstand er genommen, allerlei Leute, worunter selbst geistliche Herren und infulirte Pröpste, auf einsamen Bergpfaden in Schrecken zu versetzen.

Der Weg bleibt immerfort gleich anmuthig, ist selten rauh und steinig, und führt durchweg über schöne, fette Alpenweiden. Der Pasterzenbach braust nebenan in seinem tief in den Boden eingefressenem Bette. Die Abhänge des Gasserothkopfs und seines westlichen Nachbars, des hohen Albez, bestehen aus einem weißlichen, kalkigen Glimmerschiefer, und nur im Thale trifft man häufig auf transportirte Massen dioritischer und kalkiger Gesteine, worunter herrliche Hornblendschiefer, mit dichten Lagen von silberschimmerndem Asbest. — Und allgemach verliert die Umgebung den landschaftlichen Schmuck des tieferen Landes, die

---

*) Von den Brüdern Schlagintweit „Wasseradkopf" genannt, und 9822 P. F. hoch angegeben. Der nebenstehende Albez hat eine Höhe von 9615 P. F.

Bäume hören auf, das Alpengrün wird bleicher und die Blumen seltener. Nach dreistündigem Marsche erreichten wir die Höhe des Gletscherendes, und sahen wie das Eis mehr als thurmhoch das Thal ausfüllt. Noch standen wir zu tief, um den oberen Boden der Pasterze, d. h. die ebene, stundenlange Oberfläche ihrer Hauptmasse, übersehen zu können; sie war für uns noch durch den Absturz verdeckt, durch den sich der mächtige Eisstrom, etwa eine Viertelmeile vor seinem Ende, aus seinem höheren Bette in ein tieferes wälzt. Dieser Absturz, dessen vertikale Höhe bei 400 P. Fuß beträgt, bot in seiner wilden Zerrissenheit, mit seinen hängenden Eiswänden, Zacken und Nadeln, und den oft ungeheuern, wirr durcheinander laufenden Schründen dazwischen, ein eben so grauenvolles als fesselndes Bild. — Von jenem Punkte am Gletscherende, in dessen Nähe wir, beiläufig gesagt, Edelweiß in Menge pflückten, bog unser Weg etwas rechts gegen das Pfandelthal ab, dessen Bach wir auf einem ziemlich kunstlosen Steg überschritten, für den gleichwohl eine Mauth von 6 Kreuzern per Person zu entrichten war. Nun gings auf den Abhang der Freiwand hinauf, was in ziemlich gerader Linie und mit etwas Mühe geschah, da wir auch hier die unbequeme Grille hatten, die sachte bergan führenden Windungen des Weges mit Verachtung zu behandeln. Die Freiwand, deren Kamm eine Höhe von fast 9000 P. F. erreicht, ist, so weit sie sichtbar, völlig eisfrei und schließt, etwa eine halbe Meile lang, den Pasterzengletscher auf seiner nördlichen Seite ein, während der eisbedeckte Glocknerkamm und dessen Abfälle sein südliches Ufer bilden. — Um 3 Uhr Nachmittags hatten wir endlich den hohen Sattel erreicht, einen, etwa 500 Fuß oberhalb des oberen Gletscherbodens, und dicht neben dem vorerwähnten Absturze liegenden Felsen der Freiwand, wo wir den Gletscher in seiner ganzen Entwicklung, und in der vollen Pracht seiner Umgebungen vor uns liegen sahen. Rechts hin stieg das ungeheure Eisfeld, erst blau auf dem eigentlichen Gletscher, dann blendend weiß und schimmernd in seiner Firnregion, bis zu weit entfernten Schneespitzen auf, die in einem großen Kreise das gewaltige Firnmeer der Pasterze einschließen — ein Amphitheater, stundenlang und breit, wo die Dämonen des Winters ihre wildesten Kampfspiele halten. Vor uns hatte die Eiszunge eine Breite von dritthalbtausend Fuß, die, über das Spaltenlabyrinth des

Absturzes betrachtet, noch viel größer erschien. Jenseits des Gletschers aber thronte, nah' vor uns, der schöne Glocknergipfel — der Stolz des Gebirges — und mit dem Fernrohr konnte man auf seiner Schneehülle noch deutlich das von uns eingegrabene Treppenwerk wahrnehmen. Die hohe Warte, der Kellerberg, das Schwerteck und die Leiterköpfe waren, in der Richtung gegen Osten, die übrigen hervorstehenden Spitzen dieses Kamms. — Wir wollten hier unser Diner einnehmen, zu dem es, unserem Appetite nach, schon hoch an der Zeit stand; da wir jedoch kein Wasser fanden, so gingen wir zum Gletscher hinab, setzten uns auf einen breiten Felsblock der Seitenmoräne, und hielten hier, bei ziemlich fühlbarer Kälte, unser nichts weniger als lucullisches Mahl, wobei unser Hauptgetränk aus dem köstlichen Gletscherwasser bestand. Um uns etwas mehr zu erwärmen, bereitete ich zuletzt einige Becher Grog. Es war nun ungefähr 4 Uhr, als wir uns, von dem Felsblock weg, auf den Gletscher in Bewegung setzten. Mr. Ball begleitete uns eine Strecke lang auf dem Eise, und erwies sich, nach allen seinen Ansichten über das Gletscherwesen, als ein Anhänger von Forbes, seines genialen Landsmannes. Bald jedoch nahm er Abschied von uns, um auf der Freiwand zu botanisiren, nachdem wir vorher die Johannishütte, die man etwa eine Stunde weiter oben nahe am Gletscherrande erblickte, als Rendezvous für 7 Uhr Abends festgesetzt hatten.

Wir traversirten nun den Gletscher in etwas schräger, gegen den Großglockner hinführender Richtung. Ueberall bot er den Anblick eines ebenen, nur von wenigen Klüften durchzogenen, völlig schneefreien Eisfeldes dar. Unzählige kleine Wasserfäden, die zuweilen mit kleineren und größeren Gletscherbächen abwechselten, rieselten über die griesige Oberfläche. Wir sahen die Klüfte, Moränen, blauen Bänder, Gletschertische, Schuttkegel, Gletschermühlen und noch andere Details, wie sie bei Gletschern gewöhnlich vorkommen. In den kleinen Tümpeln fanden wir die Larven eines kleinen Gletscherthiers, Podura glacialis, in Menge, und fischten einige derselben in ein Fläschchen auf. Eine schöne Eigenthümlichkeit der Pasterze ist die günstige Lage ihrer Mittelmoränen; da diese in der Nähe der Ränder hinziehen, so bleibt dadurch die Mitte und die Hauptmasse des Gletschers frei von Schutt und Steingetrümm, und bewahrt daher ein reinliches, dem Auge wohlgefälliges Aussehen.

Unter diesen Genüssen war es 5 Uhr geworden, als wir die erste Mittelmoräne der jenseitigen Gletscherhälfte erreichten; Kanonikus H..... und Baron T**** waren damit an ihrem heutigen Reiseziel angekommen; sie traten ihren Rückweg nach Heiligenblut an, und nun blieben nur mehr ich und unser Träger auf dem Gletscher zurück. Immer schon, seit wir nämlich des oberen Pasterzenbodens ansichtig geworden, hatte ich ein Interesse für die beiden Burgställe gefaßt — zwei ungeheure Felsenriffe, die in nicht allzu großen, und fast gleichen Abständen von den beiden Gletscherufern, dort aus dem Eise hervorstachen, wo unterhalb der letzten, steileren Senkung des Firnmeeres, der eigentliche Gletscher seinen Anfang nimmt. — Von meinem Standpunkt aus stand mir der kleine Burgstall näher, und gegen ihn richtete ich jetzt meine Schritte. Aber so durchsichtig war die Luft, und so sehr begünstigte sie die, auch noch aus anderen natürlichen Gründen entspringende Möglichkeit einer Täuschung über die Maße der Entfernungen, daß ich diesen Fels, den ich in einer Viertelstunde zu erreichen hoffte, erst in $^3/_4$ Stunden erreichen konnte. Er ist mindestens 300 Fuß hoch, besteht aus weißlichem Glimmerschiefer, und wird in seiner malerischen Wirkung dadurch erhöht, daß ein, von dem Romariskenkopfe (einem westlich vom Großglockner liegenden Gipfel des Glocknerkamms) herabsteigender sekundärer Gletscher, der sich zwischen dem rechten Ufer und dem Burgstall hindurchzwängt, von der südlichen Ecke dieses Felsens durchschnitten, und dadurch gleichsam in Trümmer gelegt wird. Gleich riesigen Mauern von blauem Kristall erheben sich, 60—80 Fuß hoch in senkrechter Richtung, die geborstenen Wände des Gletschers, am Felsen selbst chaotisch übereinander gethürmt, weiter abwärts vielfach verschoben, und in jedem Momente mit dem Einsturz drohend. Große Eisblöcke, die auf den tieferen Boden des Hauptgletschers zerstreut umher lagen, bewiesen, daß dies von Zeit zu Zeit auch wirklich geschehe. Ich hatte Lust den Burgstall zu erklettern, und klomm längs der Felswand bis zu den blauen, spiegelblanken, und von dem Falle des Schmelzwassers leise erklingenden Eismauern empor, aber hier nöthigte mich die zunehmende Schroffheit des Gesteins und seine Schlüpfrigkeit, von meinem Vorhaben abzustehen. Der Fuß des kleinen Burgstalls hat eine Höhe von 8276 P. F. — Ich wendete mich nun dem

großen Burgstall zu, dessen lineare Entfernung von seinem Zwillingsbruder, dem kleinen Burgstall, der ganzen Breite des Gletschers beim Absturze gleichkommt, und erreichte ihn, nach oftmaligem Waten, durch stehende, mit lockerem Firn erfüllte Wasseransammlungen, in einer halben Stunde. Schon früher hatte ich zweimal ein eigenthümliches Geräusch vernommen, das mit fernem Donner eine Aehnlichkeit hatte, und das ich für dasjenige Getöse hielt, mit welchem, bei eintretender Veränderung der Lufttemperatur, das Oeffnen der Klüfte geschieht. Als ich jedoch jetzt dem großen Burgstall nahe kam, enthüllte sich mir plötzlich die Ursache jenes Getöses. Auch hier zersägt sich der, von der hohen Docke herabziehende Gletscher an der nördlichen Ecke des Felsens, und schaut dann mit denselben senkrecht aufsteigenden und zerklüfteten Eiswänden auf die Pasterze herab. Nur sind hier die Verhältnisse noch größer, und die felsige Unterlage noch steiler, wie jenseits. Hier geschah es nun, daß eine beträchtliche Partie dieser hängenden Eiswand sich loslöste, und mit betäubendem Gepolter auf den unteren Eisboden herabstürzte, wo sie, aufstäubend, in die kleinsten Trümmer zerfiel. Dieses Abbrechen des Eises geschieht theils in Folge der korrodirenden Wirkung der Wärme, die die Verbindung der durch die Zerklüftung ohnehin schon aus dem Zusammenhange gebrachten Eismassen noch mehr verringert, theils und zwar hauptsächlich durch die allgemeine Vorrückung des Eises selbst, wodurch die seitlichen Theile immer mehr hervorgedrückt, und endlich über den steilen Abhang hinabgestürzt werden. — Der große Burgstall ist um etwa 100 Fuß höher als der kleine, und die Linie, die sie verbindet, bezeichnet so ziemlich die untere Grenze des Firnmeeres, das — mit einem ziemlich steilen und stark verschründeten Absturz, der sich in einem schönen, von einem Burgstall zum anderen mit der Oeffnung nach abwärts gerichteten Bogen spannt — zu höheren Lagen aufsteigt. Auf dem kleinen Burgstall hatte ich Gelegenheit, einen Theil dieser weiten, trostlos öden Schneewüste zu überschauen.

Es war bereits ½7 Uhr, als ich den großen Burgstall erreichte. Schon fing es zu dämmern an, und am Johannisberge, im fernsten Hintergrunde des Firnmeers, sammelte sich dunkelgrauer Nebel, der immer tiefer herabzusinken drohte. Es galt nun den Rückweg eilig anzu-

treten. Ich band mich, der Klüfte wegen, mit langem Seile an meinen Träger, und wandte mich mit schnellen und großen Schritten der Johannishütte zu. Aber nun erhob sich ein Hinderniß, das, bei dem sonst überall ebenen und wenig zerklüfteten Gletscher, nicht vorausgesehen werden konnte. Das Eisfeld gewann hier eine ziemlich große Neigung gegen sein linkes Ufer, weshalb mit jedem Schritte, den wir vorwärts thaten, das Labyrinth der Klüfte verworrener wurde, und die Klüfte selbst nach und nach zu breiten, thurmtiefen Abgründen anwuchsen. Und immer mehr Zeit erforderte das Umgehen der Schründe, und immer schmäler wurden die dazwischen aufrecht stehenden Eiswände, und immer dunkler wurden die Schatten des Abends. Die Sache begann unheimlich zu werden, und doch war sie interessant, weil sie den Muth herausforderte und die Thatkraft spornte. Zuerst dachte ich, es müsse sich am Ufer des Gletschers ein bequemerer Weg ausfindig machen lassen, weshalb ich die Richtung links hinab gegen die Tiefe nahm. Hier angekommen, sah ich mich jedoch am Rande eines unermeßlichen, längs des Ufers hinziehenden Schlundes, in welchen die Klüfte des, von der Höhe gegenüber steil herabsteigenden, Wasserfallgletschers einmündeten, und ihn dadurch nur zu vergrößern schienen. Ich faßte daher rasch einen anderen Entschluß, ich wendete mich wieder nach rechts, und trachtete, ungeachtet aller Steilheit und maßlosen Zerrissenheit des Eishanges, den oberen Boden des Gletschers wieder zu gewinnen, der, wie ich wußte, eben und gangbar war. Nach mancher Mühe und nach Ueberwindung mancher Gefahr, erreichte ich ihn endlich, doch bei schon so weit vorgeschrittener Dunkelheit, daß ich die Johannishütte nicht mehr zu erblicken vermochte. Doch war ihre Lage, der dunkeln Freiwand wegen, auf deren Abhang sie erbaut ist, ziemlich klar, und es bedurfte zuletzt nur einiges Rufens, um Mr. Ball aufzufinden, der mich bereits erwartete.

Wir traten nun unverzüglich unsere Heimfahrt an. Der Mond beleuchtete um diese Zeit erst die Spitzen des Glocknerkamms, und konnte wohl erst in einer Stunde dahin gelangen, über den Gletscher selbst seinen stillen Glanz zu breiten. Bis dahin aber war es möglich, den hohen Sattel zu gewinnen, der, wie bereits erwähnt, die freieste Aussicht auf den Gletscher und seine Umgebung gewährt. Wir kamen jetzt

nochmals zu jenem Felsblocke, der uns bei unserem Diner so treffliche Dienste geleistet hatte; nun wiederholte er diesen Dienst, indem er uns gestattete auf seinem Rücken unser noch frugaleres Souper einzunehmen. Als wir den hohen Sattel erreichten, zeigte meine Uhr ¼ auf 9; wir setzten uns hier nieder und wendeten unsere Blicke dem wundervollen Schauspiele zu, dessen eigenthümlichen, zauberhaften Reiz kein Griffel je wiederzugeben vermöchte.

Das Mondlicht, neben dem Freiwandeck hervorquellend, ließ noch den größten Theil des oberen Pasterzenbodens bis zu den beiden Burgställen hinauf im Dunkel liegen, indeß den unteren Boden, die Eisklippen und Nadeln des Absturzes, den Glocknerkamm und die Schneewogen des Firnmeeres, sein sanfter Silberschein bedeckte. Von Westen zogen leichte Nebel daher, hüllten bald diese bald jene ferne Schneespitze, und selbst den Glocknergipfel, minutenlang in durchsichtige Schatten ein, und gaben durch ihr wechselndes Spiel dem stillen, träumerischen Bilde eine Art geheimnißvollen Lebens. Am schönsten aber zeigte sich der Effekt des Mondlichtes auf den bizarren Eisgebilden des Absturzes. In zahllosen Flächen, Streifen und Punkten glänzten, mit scharfen Lichtern, die dem Monde zugekehrten Seiten des Eises, indeß auf ihren rückwärtigen Theilen und in den Klüften nebenan, die schwärzesten Schatten aufgehäuft lagen. Kein Ton störte die feierliche Stille, die rundum herrschte, nur das ferne Rauschen der von den Gletschern des Glocknerkamms herabhängenden Wasserfälle zog mit eintönigem, schwermüthigem Rhythmus herüber an unser Ohr.

Es war wohl eine Szene, geeignet den Schlag des Herzens zu beschleunigen. Hier war die Natur mit sich selbst allein, und spann in dem Schweigen der Nacht ihre großen, heiligen Gedanken aus. Oder horchte sie vielleicht jetzt auf das Wort desjenigen, der sie aufgebaut zu seiner Ehre, und ihr bis an das Zeitende hinaus ihre Zwecke gesetzt? — Wer weiß es; aber so viel ist gewiß, daß in diesem Augenblicke ein so mächtiger und ergreifender Zauber sie umhüllte, wie ich ihn so lange ich lebe noch nie empfunden. — Auf einem Steine sitzend, gab ich mich eben still sinnend diesen Eindrücken hin, als Mr. Ball mich sachte mit seinem Arm berührte und mit der Hand nach der rechten Seite hinwies. „Look there!“ so sprach er leise, als fürchtete er mit einem lauten Worte die

wunderbare Magie des Moments zu stören. Was war es wohl, das ihn so tief bewegte, ihn, den Mann mit der stillen, ernsten Seele? — Weit oben, auf dem ebenen Boden der Pasterze, begann jetzt das Licht sich zu regen, zu rücken, und in sonderbaren Schwingungen zu kommen und zu vergehen. Es war, als ob der Gletscher aus sich selbst zu leuchten begänne, und nur die Stelle suchte, wo er sein Licht auszustrahlen gedächte. Endlich schimmerte es deutlicher, aber es schien, als ob es pulsirte wie Phosphorschein, den ein zarter Windhauch hin und wieder bewegt. Gewiß war dies Alles nichts weiter als das Spiel des Mondlichtes durch den wallenden Nebel, aber dennoch war die Erscheinung von unbeschreiblichem Reiz. — Endlich mußte aufgebrochen werden, denn noch hatten wir für diesen Abend einen dreistündigen Marsch bis Heiligenblut vor uns. Und nicht ohne eine Art Trennungsschmerz nahmen wir Abschied von dem herrlichen, wehmüthig fesselnden, unheimlich süßen Bilde, das ganz so wie Mr. Ball vorhergesagt, meinen Geist um eine so schöne und intensive Erinnerung bereichert, wie kein anderer Naturgenuß sie jemals mir gewährt hat.

Auf dem Rückwege gab es viele tiefschattige Stellen, wo man den Pfad verlieren oder fallen konnte; beides geschah mir bei dieser Nachtfahrt, u. z. ersteres im Pfandelthale, nachdem ich, gelegenheitlich eines momentanen Zurückbleibens, meine Reisegefährten aus dem Gesichte verlor, und letzteres durch das Abgleiten meines Bergstockes von einer glatten und geneigten Felsplatte.

Wir trafen eine halbe Stunde vor Mitternacht in Heiligenblut ein, wo ich, der Ermüdung wegen, die ich fühlte, vor dem Schlafengehen noch ein kaltes Bad nahm, um mich für den morgigen Tag etwas zu stärken, an welchem wir, unsere Heimreise antretend, den Uebergang in das Fuscherthal zu machen hatten.

So endigte dieser etwas mühevolle und genußreiche Tag, der in der Geschichte dieser kurzen Bergtour eine fast eben so glänzende Stelle einnimmt, als selbst der Tag unserer Glocknerbesteigung.

Am 8. September.

Die gestrigen Nebel auf der Pasterze und der Westwind, der sich erhoben hatte, waren von keiner guten Vorbedeutung. Wir hatten unter

uns festgesetzt, bei schönem Wetter den Weg über die etwas entferntere Pfandelscharte, bei Regen und Nebel aber jenen über das hohe Thor zu benützen. Der Morgen war grau und unfreundlich, dichter Nebel umhüllte die Spitzen der Berge, und während unseres Frühstückes fing es gar etwas zu regnen an. Dies war uns wie natürlich sehr unangenehm, da wir nicht allein an Genuß einbüßten, sondern nun auch die Gelegenheit verloren, den Uebergang über die Pfandelscharte kennen zu lernon, der, nach Allem was wir hörten, in hohem Grade lohnend ist. — Um 9 Uhr brachen wir sonach, nach einem herzlichen Abschiede von Mr. Ball, der von hier aus seine Schritte südwärts wandte, um die Berge Kroatiens und Dalmatiens botanisch zu durchforschen, von Heiligenblut auf, und schlugen die Richtung gegen das hohe Thor ein.

Und wieder übte die Natur einen Akt der Freundlichkeit gegen uns. Da sie sich jetzt in kein anderes Kleid als in das graue eines trüben Wetters hüllen durfte, so riß sie doch zur rechten Zeit eine Naht dieses Kleides auf, und zeigte uns, noch einmal bevor wir schieden, den Großglockner im hellsten Sonnenlichte. Den Gasserothkopf, und die übrigen Berge des Gutthales, waren ziemlich weit herab mit frischgefallenem Schnee besprengt, der auch auf dem hohen Thor nicht fehlte, wo er, selbst noch zu Mittag, in der Höhe eines halben Zolls hinter jedem Steine lagerte. Als wir das Joch überschritten, zweigte sich, eine halbe Stunde weiter abwärts, der Weg in die Fusch, von jenem in das Seidelwinkelthal gegen die linke Seite ab, und zog, dicht an den Abfällen des Brennkogel vorüber, dem „Fuscherthörl" zu, das bereits nicht mehr der Centralkette, sondern dem Zweigkamme angehört, welcher das Fuscherthal von dem Seidelwinkel- und Rauristhal scheidet. Es war empfindlich kalt, was wir erst recht deutlich spürten, als wir uns, zwischen den beiden Uebergängen und in einer Höhe von beiläufig 7000 F., lagerten um unser Mittagmahl einzunehmen. Am Fuscherthor stehend, sahen wir in das obere Fuscherthal wie in einen Abgrund hinunter, den die Schatten des Gewölks verdüsterten, und in den von allen Seiten die, aus der grauen Wolkenhülle herabhängenden Gletscher brausend ihre Wässer schütteten. Zuweilen blickte aus enormer Höhe das Wiesbachhorn undeutlich aus dem ziehenden Nebel hervor, und ließ uns ahnen, wie viel wir durch die Ungunst des Wetters an Genuß

einbüßten. Als wir weiter zogen, flogen dicke Dunstmassen uns entgegen, hüllten uns auf kurze Zeit in ihre Finsterniß ein, und huschten dann wie jagende Geister zu höheren Revieren fort. Jetzt sahen wir auch zuweilen, was wir von der Höhe des Joches nur hören konnten, das eilige Herabgehen der Lawinen, mit denen abbröckelnde Eislasten und der frischgefallene Schnee, unter nachhallendem Krachen, über die Gletscherschweife gegenüber, zur Tiefe fuhren. Nach dritthalbstündigem Absteigen erreichten wir die Droneralphütte im Thal, und eine halbe Stunde später, den Alpenweiler Fehrleiten, eine große Sennerei und Eigenthum zweier Bauern in Pinzgau.

Das Dekorum verbietet mir den Hunger zu beschreiben, mit dem wir in dem Gasthause über Kaffee, Butter und Honig herfielen. Der achtstündige Marsch und die frische Luft hatten unseren Appetit so gereizt, daß die Frau Wirthin in Fehrleiten mit den Repetitionen in Herbeischaffung der verschiedenen Gegenstände des Konsums gar nicht fertig werden konnte.

Dadurch kehrte nach und nach eine gewisse Befriedigung in unsere Gemüther ein, die nur dadurch eine kleine Störung erfuhr, daß wir hier keine Fahrgelegenheit nach Fusch vorfanden, wie wir dies mit einiger Sicherheit gehofft hatten. Es war nun nichts anderes zu thun, als neuerdings unser Bündel zu schnüren, und unsere Fußreise bis Fusch fortzusetzen.

Das Wirthshaus in Fusch, in das wir um 8 Uhr Abends, zwei Stunden nach unserem Aufbruch von Fehrleiten, den Fuß setzten, ist ein großes, altes, in ländlichem Style gebautes Haus. Es ist gerade so, wie ich es bei einem Dorfwirthshause am liebsten sehe; einfach, ohne übertriebenen Komfort, gemüthlich, und mit einer Zahl heimlicher, unentdeckbarer Ecken und Winkel ausgestattet. Der erste Stock hat eine geräumige, ausgetäfelte Vorhalle, und die Küche einen Herd, der groß genug gewesen wäre, dem lemnäischen Gotte selbst als Werkstätte zu dienen. Vor dem Schlafengehen hatte die behäbige, freundliche Wirthin die Güte, meinem wunden Fuße ein Pflaster zu appliziren.

Am 9. September.

Nach so vielen Tagen beschwerlicher Fußreise that es uns Allen unglaublich wohl, bequem zu sitzen und, von Pferden gezogen, durchs Land zu fahren. Auch das Wetter hatte sich wieder „aufgethan," die Sonne schien hell und warm, und ließ uns das frischgrüne, dichtbevölkerte Thal im freundlichsten Lichte erscheinen. Bald hatten wir die Fusch hinter uns, und freuten uns, ins Pinzgau eintretend, des offenen, sonnigen Landes. Ueber Alles lieblich aber ist die Lage von Zell, an seinem schönen, dunkelgrünen See, mit den bunten, saftiggrünen Bergen gegenüber, der schimmernden Eiswelt rechts, und den weißgrauen Zinken des steinernen Meeres links. Die Ortschaft selbst ist schmuck und stattlich, und trägt das Aussehen der Wohlhabenheit. — Auf der Post übernahmen wir unser Gepäck, besahen uns nachher die Kirche, und bestiegen den Kirchthurm, der uns einen lohnenden Ueberblick der nächsten Umgebung gewährte. — Fast eben so anmuthig ist die Lage von Saalfelden, mit dem Schloß Lichtenberg auf einer nahen Höhe, und dem Blick in vier Thalöffnungen, die sich hier vereinigen. Doch alle Anmuth dieser blühenden Landschaft konnte die nahen, himmelhohen Kalkspitzen des steinernen Meeres nicht bewegen, ihre dräuende Wildheit abzulegen. Da gibt es ein Hollermannshorn, einen Hundstod, und andere derlei Häupter mehr, die sich an die 8000 F. hoch emporstrecken, und seit Menschengedenken stets so ernst und mürrisch dreinblicken, als hätten sie gute Lust herabzustürzen, um diese lachenden Gefilde zu zermalmen. — Der Weg durch die „Hohlwege" zwischen Saalfelden und Lofer ist bei der Engheit des Thales etwas zu lang; wenn er um die Hälfte früher endigte, würde er weniger monoton und ermüdend scheinen. — Die Route von Lofer bis Salzburg ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, ihrer des Näheren zu erwähnen.

Man wird bemerken, daß wir einen Theil unseres Reiseprojektes, d. i. den Uebergang von Saalfelden nach Berchtesgaden, unausgeführt ließen. Wir hatten in Gastein und Heiligenblut zu viel Zeit aufgewendet, und mußten demnach nach Hause eilen. Ich meines Orts kenne Berchtesgaden, so wie auch den Königssee, durch wiederholten Besuch.

In Salzburg, wo wir nach 10 Uhr Abends anlangten, schieden

wir von unserem Baron, den wir in diesen Tagen achten und lieben lernten. Er hatte, besonders in der allerletzten Zeit, einige so interessante und liebenswürdige Eigenschaften zu Tag gekehrt, daß mir die Fortsetzung seines Umganges nicht anders als ein Gewinn erschiene. — Er blieb in Salzburg zurück, um daselbst Bekannte zu treffen, und eine Exkursion nach Berchtesgaden zu unternehmen.

Am 10. September

kamen wir bis Linz, und

Am 11. September

mit dem Dampfboot nach Wien.

Um 5 Uhr Abends befand ich mich wieder zu Hause, im trauten, lieben Kreise der Meinigen.

Zum Schlusse noch eine Notiz über Mr. Ball. Wie ich von ihm auf brieflichem Wege erfahren, ist es ihm gelungen noch in diesem Jahre die Gebirge Kroatiens und Dalmatiens ohne Unfall botanisch zu durchforschen und manches Neue zu entdecken. In der darauf folgenden Parlamentssession, also noch unter dem Ministerium Aberdeen, ward er zum Unterstaatssekretär der Kolonien ernannt.

Inhalt.

Druckfehler.

Seite 122 dritte Zeile von unten, $8330\frac{1}{2}$ anstatt $8530\frac{1}{2}$ Fuß.
„ 133 Zeile 25, Grath statt Gratz.
„ 176 „ 9, bleibt das Wörtchen „zu" weg.
„ 234 „ 3, drücke statt drückte.
„ 285 „ 22, Murrbrüche statt Mauerbrüche.